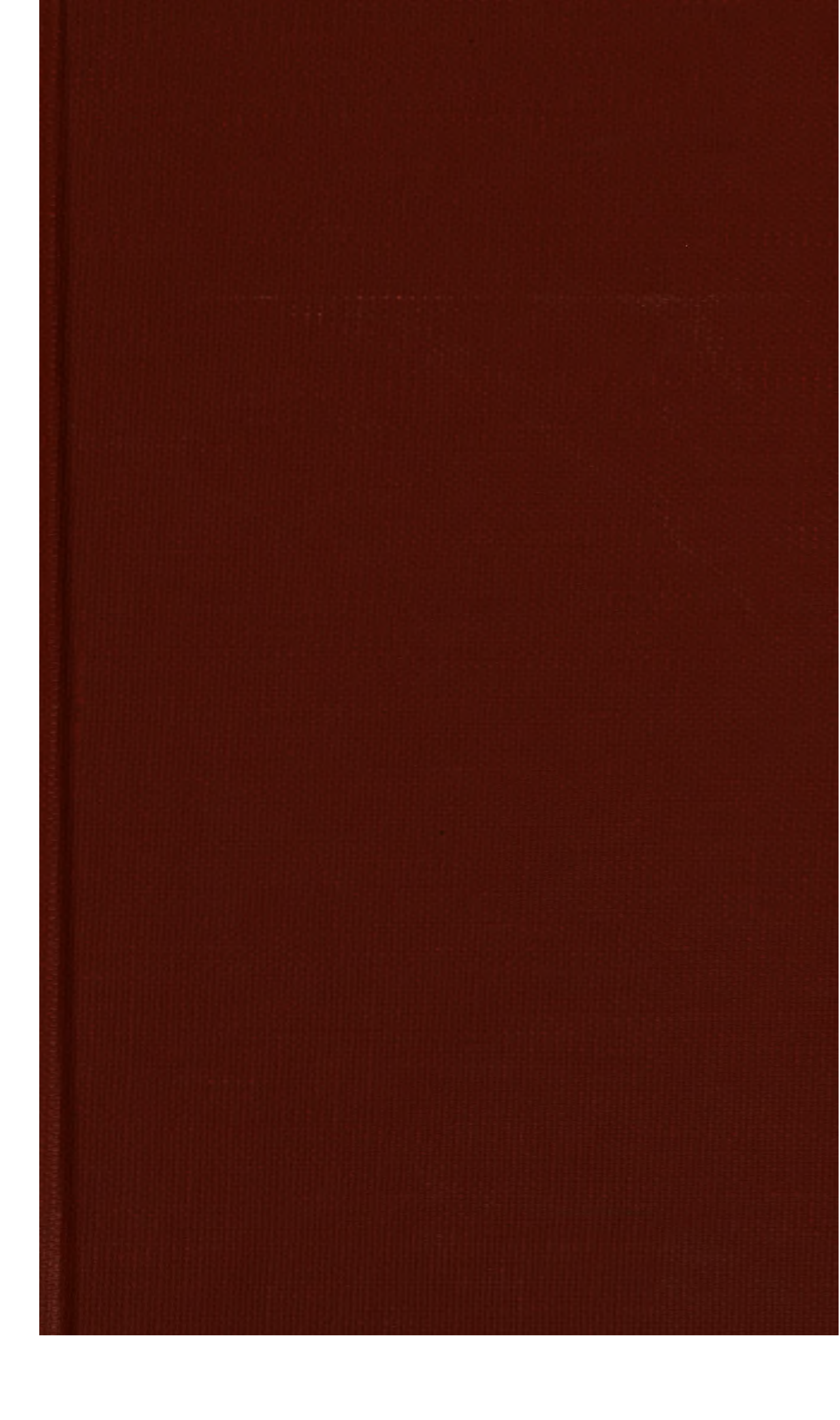
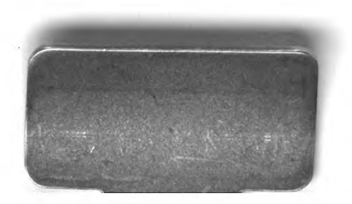
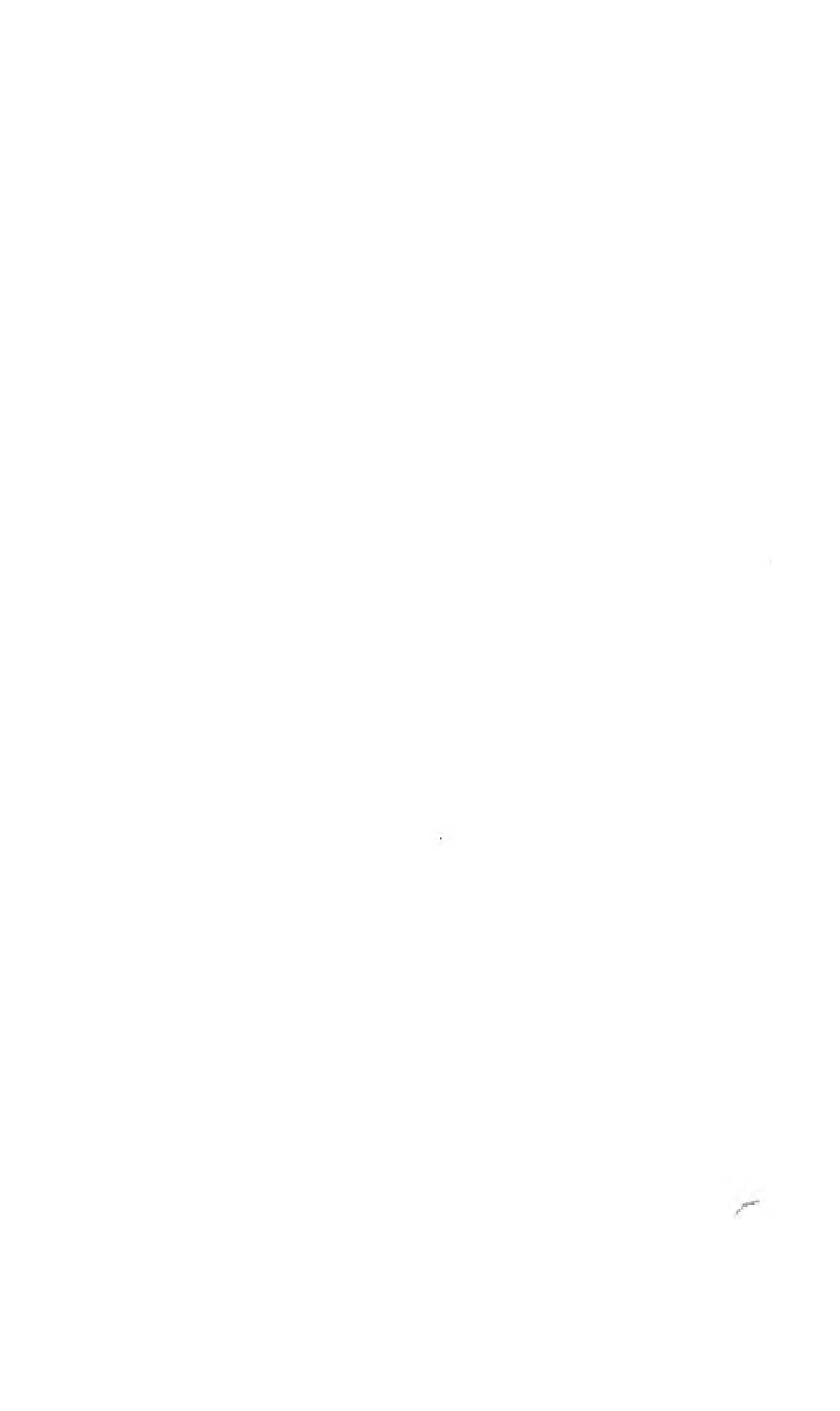
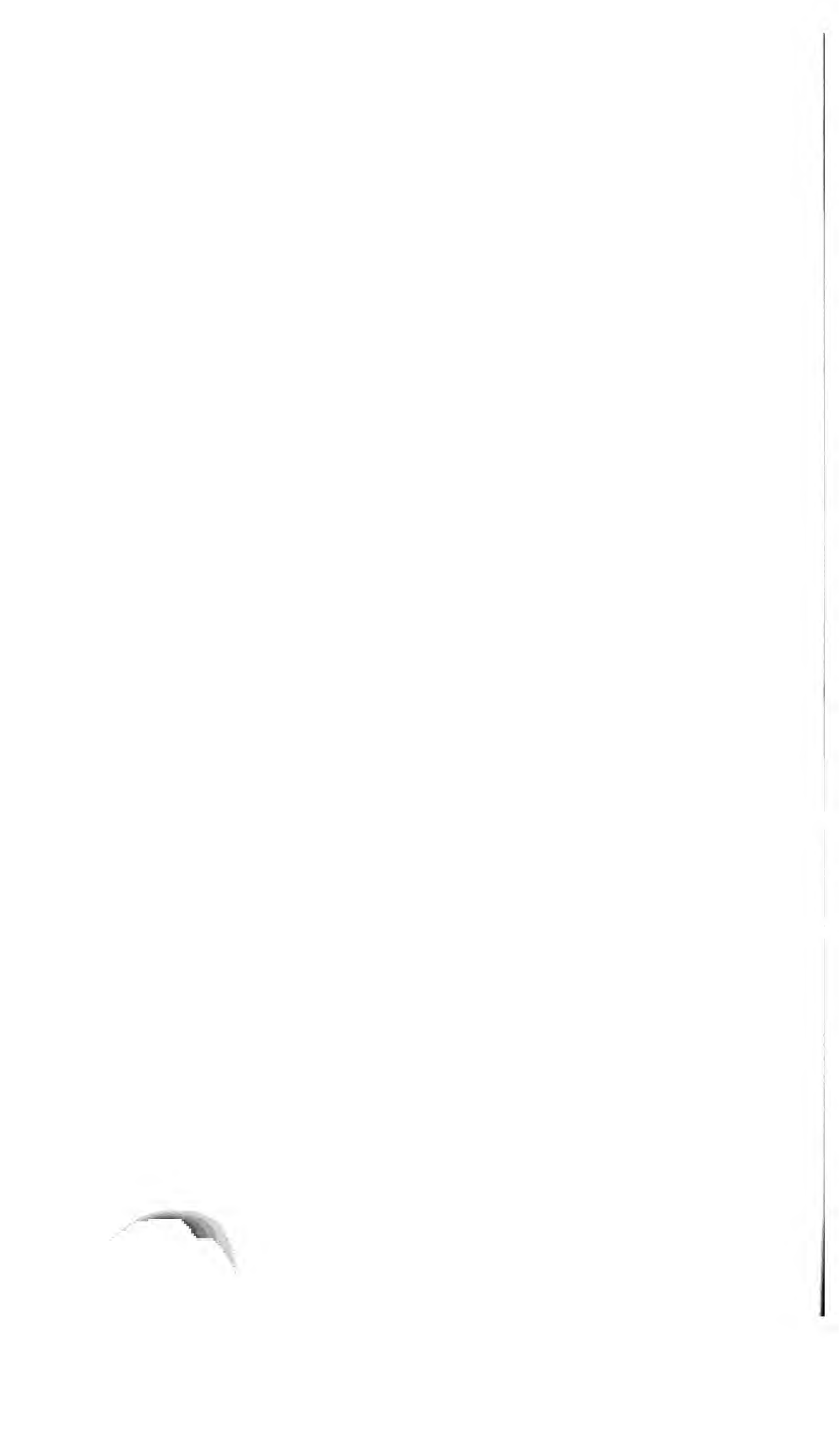


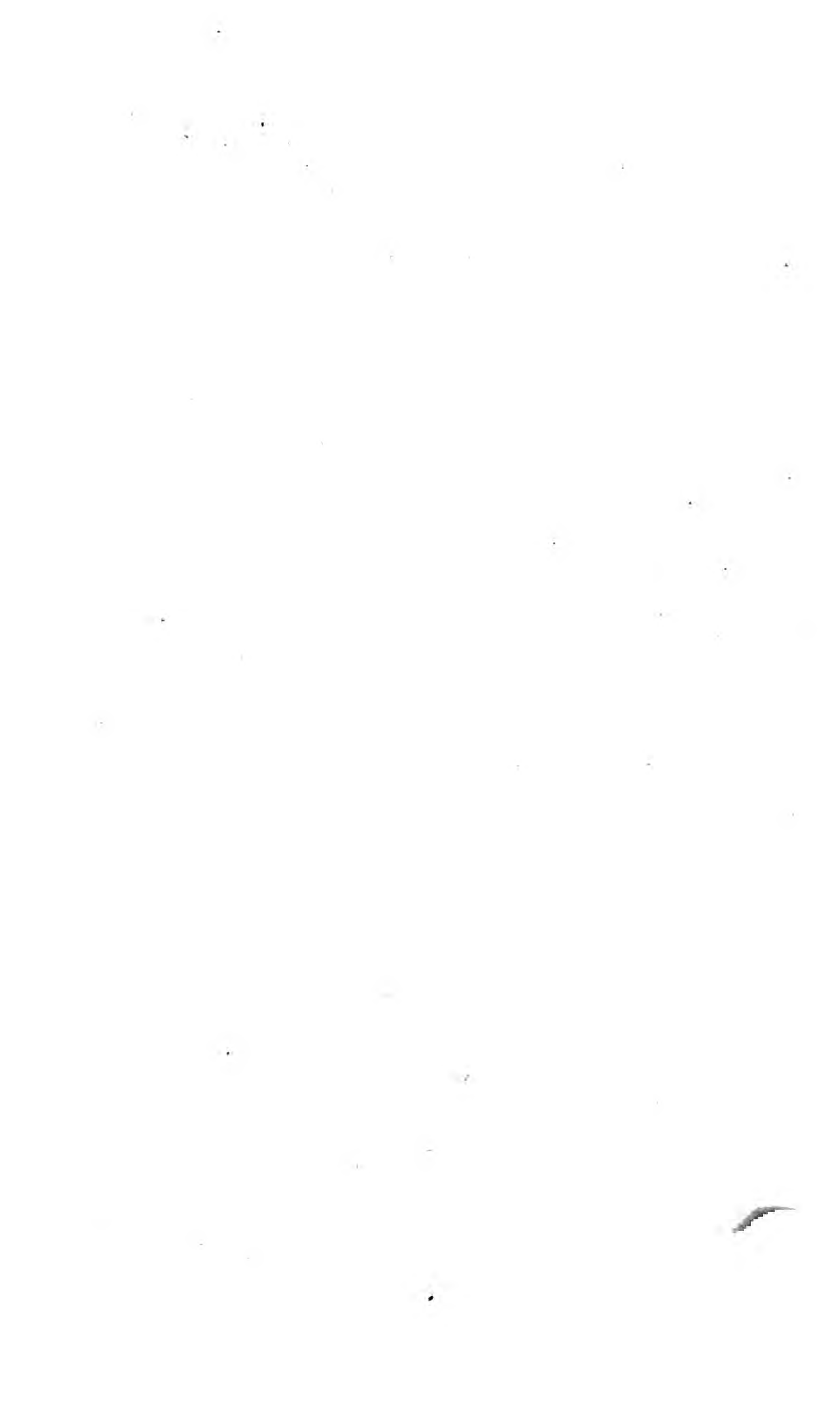


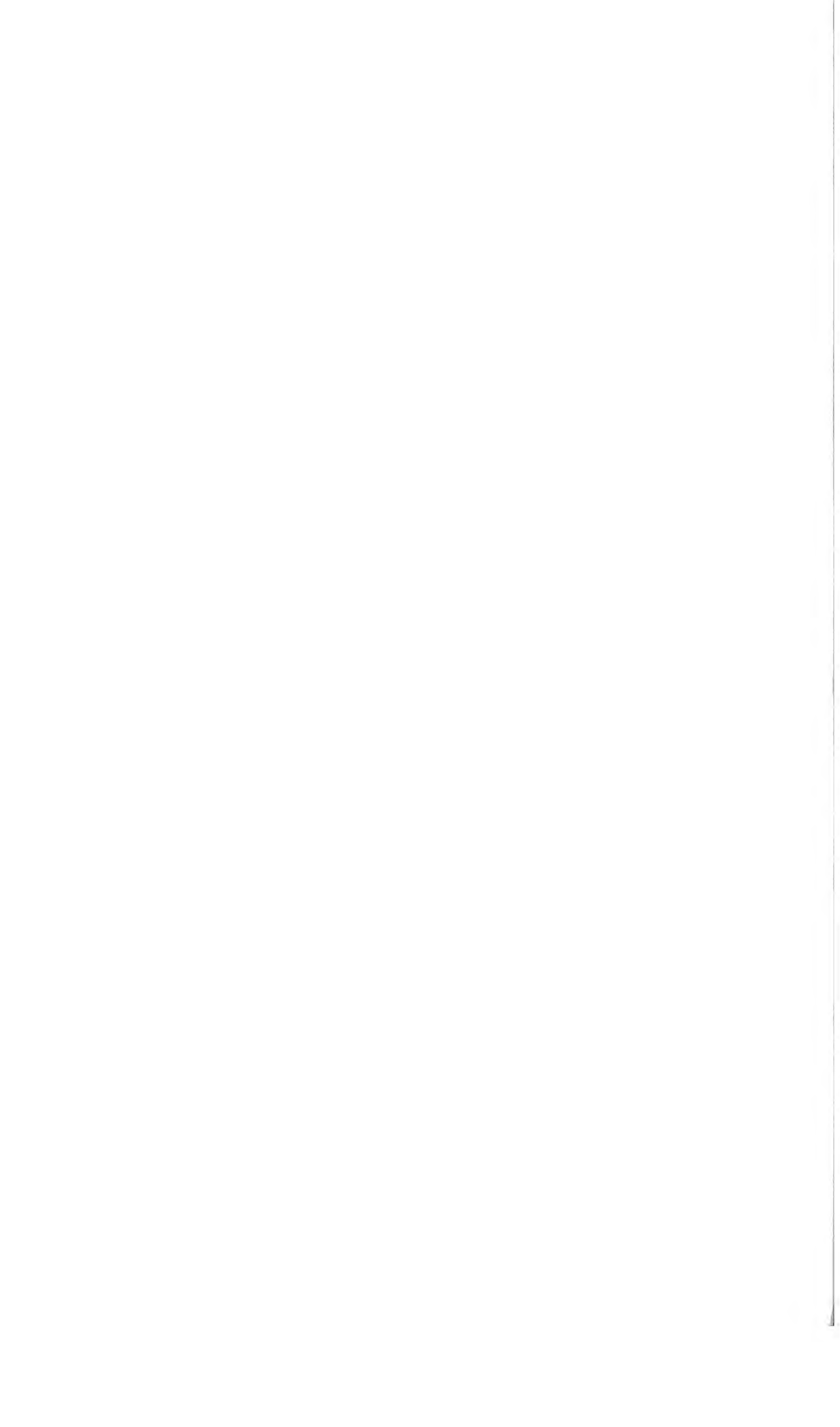


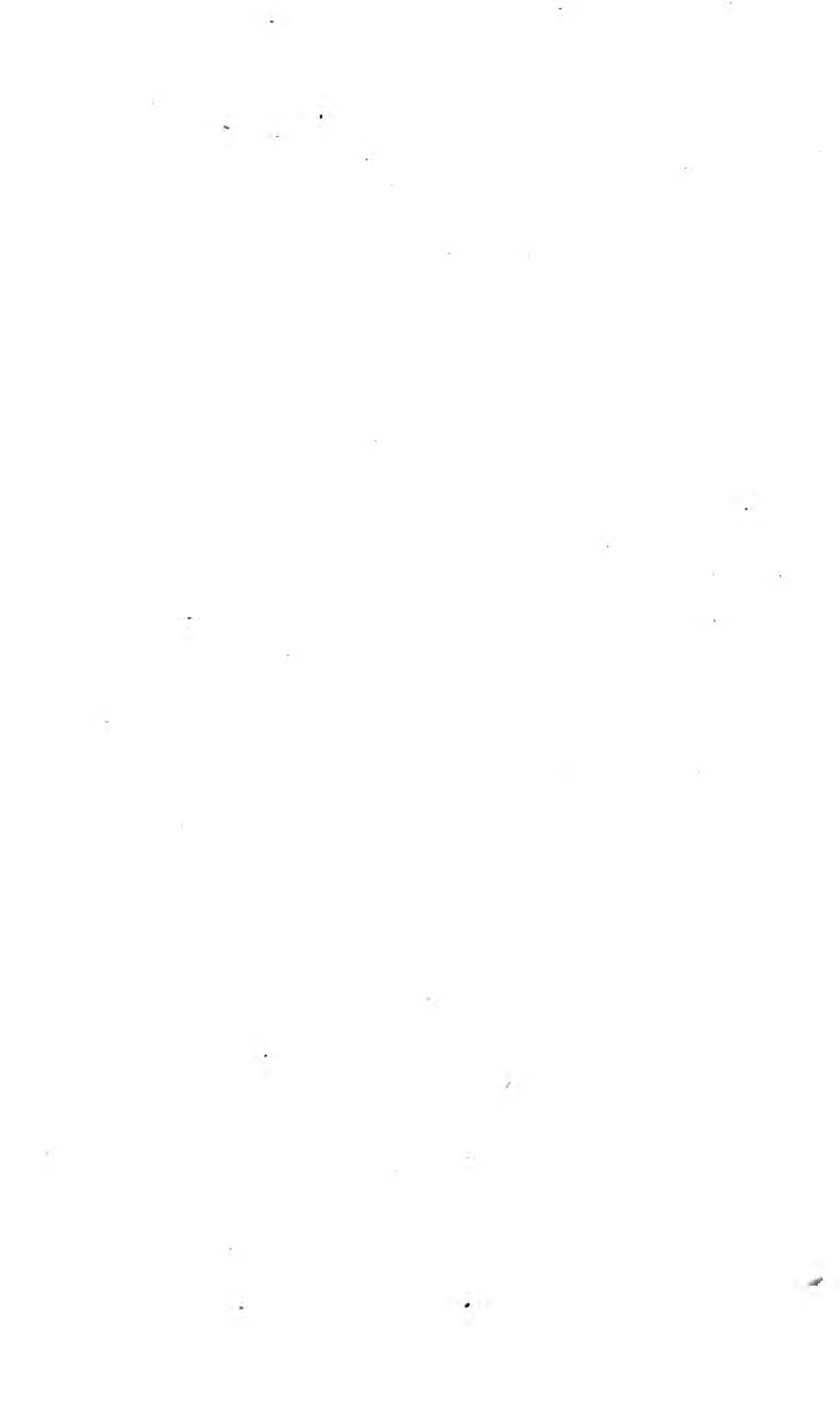












H. Schobert's
(Baronin von Bode)

Illustrierte Romane

Erster Band

Das Kind der Straße



Leipzig
Verlag von Paul List.

Das Kind der Straße

Roman

von

H. Schobert
(Baronin von Bode)

Mit Illustrationen von Ad. Wald.



Leipzig
Verlag von Paul List.



I.

Geh, Achille, du bist toll!"

„Meinetwegen! Aber ich sage dir, rotes Haar müßte sie haben und grüne Augen. Bah, blonde und schwarze Schönheiten gibt es zu Dutzenden, das ist nichts Außergewöhnliches mehr, aber rotes Haar und grüne Augen! Denke nur, wie das auffallen würde! Alle Lebemänner ruinierten sich, alle Maler verlören den Verstand, ganz Paris wäre verliebt und ich —"

„Du desgleichen, ich zweifle keinen Augenblick daran."

Der Sprechende zog die schmale Oberlippe in dem fahlen aristokratischen Gesicht spöttisch empor und blickte in das Wagengewühl, das den Boulevard belebte.

„Ich!" — Fürst Achille Arbanoff seufzte und klemmte sein Monokel durch eine elegante Stirnfaltung fester, „ich versuchte es wenigstens. Vielleicht gelänge es mir noch einmal — das letzte Mal!"

Vicomte Leroy zuckte die Achseln, ohne zu antworten, er kannte derartige Ausbrüche seines Freundes zur Genüge und fand es nicht mehr der Mühe wert, darauf einzugehen.

So schlenderten sie weiter den Boulevard hinab, der um diese belebte Stunde ein prächtiges Schauspiel darbot. Beide waren nach der neuesten Mode gekleidet, die bevorzugte Blume der Saison im Knopfloch, Spazierstöckchen in der Hand, offenbar die besten Freunde — denn der Arm des größeren lag in dem des anderen — fast in demselben Alter; und dennoch bestand ein auffallender Unterschied zwischen ihnen, der sich in jedem kleinen Zug, in jeder Bewegung sogar deutlich dokumentierte.

Achille Arbanoff war Russe und trug unverkennbar den sarmatischen Typus. Sein Gesicht, so hübsch es war, hatte müde, verlebte Züge, die Augen blickten halb verdeckt von den Lidern, und die schlanke, elegante Gestalt hielt sich nachlässig vornüber gebeugt. Von Genuß zu Genuß eilend hatte ihm das Leben keine andre Aufgabe gestellt, als seine reichen Einkünfte zu verzehren, und er setzte eine Ehre darein, ganz Paris von seinen Extravaganzen reden zu machen. Das Nachsinnen darüber bildete den Inhalt seines Daseins, kein Wunder, daß er blasiert, rücksichtslos und gelangweilt geworden, ein Greis in jungen Jahren — er zählte kaum dreißig — während sein Vater in den russischen Steppen noch Wölfe jagte.

Anatole Leroy dagegen — er war Legationsrat im diplomatischen Dienst — war klein, trug sich hoch aufgerichtet, in sozusagen geschlossener Haltung, hatte ein schmales, lederfarbenes aristokratisches Gesicht mit herb- spöttischem Zug um den Mund, hellen, scharfen Augen, denen nichts entging, war mittellos, aber von brennendem Ehrgeiz beseelt, von starken Leidenschaften und ebenso starker Selbstbeherrschung. Er nannte sich Achilles Freund und nutzte diese Freundschaft

seinem Charakter gemäß aus, indem er sich durch dieselbe Genüsse verschaffte, die ihm sonst unzugänglich geblieben wären, gab dafür kalten Spott, beißenden Sarkasmus und manchmal verächtliches Mitleid, denn er hatte Achilles Charakter durchschaut, als wäre er von Glas, während dieser vor Anatole wie vor einem Rätsel stand und nicht viel mehr wußte, als die Sorten seiner Zigarren und Zigaretten, die dieser am liebsten rauchte.

Achille hieb leicht mit dem Stöckchen durch die Luft.

„Du spottest natürlich über mein Schönheitsideal, ich weiß es wohl. Wenn du es aber gesehen hättest, Anatole! Dies entzückende Köpfchen, die sanft gerundete Wange, dies Haar, diese Augen —“

„Aha, dachte ich es mir doch! Das Urbild dieser grünäugigen Nixe lebt also. Wo, wenn ich fragen darf?“ Und Leroys Lippen zuckten wieder in jenem mitleidigen Spott, den er allen Auslassungen seines Freundes entgegenzusetzen pflegte.

„Beim Zeus, wenn ich das wüßte, sähest du mich nicht hier! Nein, ich fand einmal als Knabe in unsrem alten Schloß ein Bild, das so aussah — es lag in der Rumpelkammer — trug es in die Sonne und verliebte mich regelrecht in das süße Gesicht, von dem ich mich gar nicht wieder losreißen konnte. Es hatte wirklich rotes Haar und grüne Augen, die ordentlich aufleuchteten, als ein Sonnenstrahl darauf fiel. Der reizende Kopf hob sich aus Falten von Purpursamt, und nie im Leben ist mir etwas Ähnliches begegnet, so oft ich auch suchte.“

„Blumen, meine Herren! Kaufen Sie Blumen!“

Eine schmutzige, kleine Faust streckte den beiden Elegants

ein duftendes Veilchenbukett entgegen, und dessen Besitzerin trippelte neben ihnen her.

„Nur einen Franken, meine Herren. Einen Franken!“

Anatole Leroy schob die kleine Bettlerin schweigend mit seinem Stöckchen zur Seite. Achille griff achtlos in die Tasche seines Paletots und suchte nach einer Münze.

„Laß den Balg laufen, wir hemmen durch unnützen Aufenthalt nur die Passage,“ sagte der Legationsrat ungeduldig.

Aber das Kind hatte die Bewegung des einen Herrn wohl beobachtet, schlangengleich wandte es sich durch die Flaneure, und eine Sekunde später sah Achille wieder die schmutzige kleine Faust neben sich auftauchen, atmete den Veilchenduft und hörte die plärrende Kinderstimme:

„Blumen, mein Herr! Blumen!“

Er sah auf seine kleine Verfolgerin herab und —

„Tiens!“ rief Achille Arbanoff, den Arm seines Freundes gewaltsam pressend, „hier ist es leibhaftig, mein Bild!“

Die großen Augen der Kleinen blickten unverwandt zu ihm empor, ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß ihm irgend etwas an ihr gefiel, obgleich sie zerlumpt und schmutzig war. Eine zerrissene grobe Schürze hatte sie um Arme und Schultern gezogen, die kleinen Füße steckten in riesigen Schuhen, und ein kurzer zerrissener Rock hing ihr von den Hüften herab. Sie zitterte vor Frost, denn es war schon empfindlich kühl, und soeben ging die Sonne unter. In den kurzen, krausen, unordentlichen Haaren fing sich der letzte Strahl, sie leuchteten goldrot, ordentlich metallisch auf, und die Augen funkelten grünlich unter den langen, rötlichen Wimpern.



Achille war ganz Auge. „Komm her, Kleine, sage mir, wie du heißt.“

Sie traten zur Seite, Anatole nagte ärgerlich an der Unterlippe, aber er fügte sich der Laune seines Freundes.

„Fernande, Herr“, sagte sie mit ihrer zirpenden, schwachen Stimme, die sich nun zu keiner gewaltsamen Kraftäußerung mehr aufschwang, „und die Blumen kosten einen Franken.“

„Ich möchte sie gewaschen sehen, Anatole, und den Kopf sich aus Purpursamt abheben! Du glaubst gar nicht, wie frappant die Ähnlichkeit ist. Wollen wir sie mitnehmen?“

„Welche Phantasterei! Ich bitte dich, Achille, mache dich doch nicht lächerlich, ich stehe hier so wie so schon auf Nadeln. Komm!“

Er faßte Arbanoff unter den Arm, und den Kopf über die Schulter zurückdrehend, wandte er sich barsch an das Kind:

„Hier sind zehn Franken, mache jetzt, daß du fortkommst.“

Ferra fing geschickt das Geldstück auf und streckte dem Geber den Strauß entgegen. Ihre Augen funkelten vor Freude.

„Laß uns weitergehen, Achille.“

„Ich denke gar nicht daran. Dort drüben hält mein Wagen; du kommst mit, Ferra, nicht wahr?“

„Ja!“ erwiderte sie schnell entschlossen, die schmutzige kleine Faust um das Goldstück schließend und die Blumen an die Brust drückend. — Die Herren waren freigebig, der eine sogar freundlich, Furcht kannte sie nicht.

„Achille!“ rief der kleine Legationsrat schreckensbleich, „bist du toll? Das gibt wieder Stoff zu pikanten Histörchen. Willst du den Bettelbalg vielleicht an der Hand zu deinem

Wagen führen? Dann gestatte, daß ich mich wenigstens vorher entferne. Das ist zuviel für mich!"

„Laß dich nicht auslachen, Anatole", Fürst Arbanoff drückte den Arm seines Freundes fester. „Du mußt selbstverständlich mitkommen. Denke nur dieser Zufall! Dieser wunderbare Zufall! Geh voran, Kleine," wandte er sich dann an das Mädchen, „bis an die nächste Straßenecke und warte dort auf uns, hörst du?"

Sie nickte und trippelte dann in einiger Entfernung vor ihnen her, zierlich, wie eine Bachstelze und schmutzig, wie das Proletariat. Anatole betrachtete sie mit einer Miene des Ekels.

„Ich begreife dich nicht, Achille!"

„Sahst du dir das Gesicht genau an? Es ist entzückend."

„Ein schmutziger Bettelbalg! Fi donc, sie wird dir den Wagen verpesten."

Der Fürst achtete nicht auf diese Prophezeiung, er schob das Kind in die blauseidenen Kissen, die beiden Herren folgten und fort rollten sie dem Palais Arbanoff zu. Übellaunig lehnte der Vicomte in der Ecke; er hatte sein Taschentuch hervorgezogen und bewegte es unablässig hin und her; Achille schaute unverwandt auf Ferra, und diese, auf dem Rücksitz, sah mit weitgeöffneten Augen durch die geschlossenen Fenster auf die schnell vorüberfliegenden Häuser und Straßen. Sie fuhr zum erstenmal in ihrem Leben, und es machte ihr einen gewaltigen Eindruck, der sich voll und ganz in dem bildschönen Kindergesicht widerspiegelte.

Endlich hielten sie. Achille übergab das Kind dem herbeieilenden Kammerdiener mit dem Bemerken, es zu Made=

moiselle Clarisse, der Beschließerin, zu bringen, die es baden und ankleiden sollte. Mit einem spitzbübischen Lächeln klopfte Iwan an Mademoiselles Tür, die, selber öffnend, einen erstaunten Blick auf seine kleine Begleiterin warf.

„Aber, Iwan, was bringen Sie mir denn da?" Die ganze Entrüstung einer fürstlichen Beschließerin lag in der spitz hervorgestoßenen Frage. „Das gehört nicht hierher! Nehmen Sie es fort! Mein Gott, nehmen Sie es gleich fort!'

„Für jetzt nicht", sagte der mit ernster Miene. „Unsre Durchlaucht befahl mir soeben, Ihnen das Kind zu übergeben und, wenn es gewaschen und gekämmt ist, ihm wieder zuzuführen."

„Goldner Iwan, Sie müssen sich verhört haben! Das kann mir Durchlaucht nicht zumuten, das nicht! Dieser Ausbund von Schmutz! Ich sollte ihn berühren! Ich — die Beschließerin im Palais Arbanoff."

Die alte Jungfer sprach ganz hilflos und sanft, obgleich sie sonst für gewöhnlich mit dem Kammerdiener auf Kriegsfuß lebte. Dieser Auftrag ging ihr an das Herz.

„Befehl ist Befehl," meinte er achselzuckend, „aber rufen Sie doch Ninon, es ist ja nicht nötig, daß Sie helfen. Möchte selber wissen, wo er „das" aufgelesen hat," setzte er halb fragend, halb brummend hinzu.

Ferra stand regungslos. Ihre großen schillernden Augen eilten neugierig prüfend über ihre Umgebung und die beiden alten Leute, die sich offenbar vor ihr entsetzten. Das kümmerte sie wenig, unfreundliche Blicke war sie gewohnt und fragte nichts danach, wohl aber regten sich andre Gedanken in ihrem Köpfchen.

War es nicht wie eines jener Märchen, die ihr zuweilen

die alte lahme Blumenmacherin im dritten Stock des Hinterhauses erzählte, und denen sie stets mit atemloser Aufmerksamkeit zu lauschen pflegte, was ihr jetzt passierte? Nun, sie war es zufrieden; besser mußte es jedenfalls sein, als die dumpfe Stube im Keller, in der der Säufer, ihr Vater, und die stets weinende oder schlafende Mutter hauste. Sie ließ sich schweigend baden, schweigend in reine Wäsche hüllen und stand eine halbe Stunde später vor dem großen Ankleidespiegel Mademoiselles, damit man die letzte Hand an sie lege. Ganz versunken in der Betrachtung ihrer kleinen Person, schaute sie unverwandt auf sich und Ninons flinke Finger.



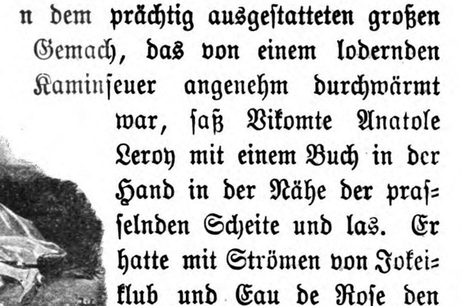
War das wirklich noch Ferra, die kleine Blumenver-

käuferin und Bettlerin, die bisher ungewaschen und ungekämmt durch die Straßen von Paris gelaufen? Wunder der Schöpfung schien ihr das reine weiße Hemd, das, von der Schulter herabgeglitten, rosiges, frisches Fleisch enthüllte, schimmernd wie ein eben gebrochener Pfirsich. Sie war zierlich und schlank, wie eine Gazelle; das entzückende Gesicht mit den goldnen, widerspenstigen Haaren und schillernden grünlichen Augen von bestrickendem Liebreiz, und mochte Ninon noch so viel bürsten und kämmen, die Wellen und Locken ringelten sich doch immer wieder um Kopf und Nacken, wie ein angeborener Heiligenschein.

Wie sie so dastand, unbewußt staunend über ihre eigene Schönheit, sich ernsthaft im Spiegel betrachtend, da räusperte sich Iwan, der gerade hereintrat, hinter der diskret vorgehaltenen Hand und blickte dabei zu Mademoiselle Clarisse hinüber, was die jetzt für ein Gesicht zu ihrer Pflegebefohlenen machte, aber die alte Jungfer sah starr und stumm geradeaus in den Spiegel und antwortete auch nicht, als der Kammerdiener im Flüsterton sagte: „Durchlaucht haben einen scharfen Blick! Einen tadellos scharfen Blick, Mademoiselle.“



II.



In dem prächtig ausgestatteten großen Gemach, das von einem lodernden Kaminfeuer angenehm durchwärmt war, saß Vikomte Anatole Leroy mit einem Buch in der Hand in der Nähe der prasselnden Scheite und las. Er hatte mit Strömen von Jokeiklub und Eau de Rose den plebejischen Geruch vertrieben, der seine aristokratische Nase vorhin bis zur Verzweiflung beleidigt hatte, und nun endlich das Gleichgewicht zurückgewonnen. Achille schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab.

„Meiner Treu," sagte der Diplomat spöttisch, klappte das Buch zu und blickte seinem Freunde nach, „man sollte glauben, du erwartest von der nächsten Stunde etwas Besonderes. Die ganze Geschichte, von der du dich wunderbarerweise beinahe aufregen läßt, ist eine absurde Idee."

Der Fürst wollte antworten, da klopfte es; Iwan öffnete die Tür und schob Ferra über die Schwelle, sich mit einer stummen Verbeugung zurückziehend. Da stand sie nun regungslos. Etwas von der hellen Glut des Feuers überstrahlte ihr Gesicht, ließ das goldne Haar auffunkeln, und triumphierend fragte Achille Arbanoff: „Nun?"

„Wenn sie hält, was sie verspricht, wird sie voraussichtlich sehr schön werden, jetzt ist sie noch ein Kind, in dem Alter überschätzt man leicht."

„Wie alt bist du, Ferra? Komm näher und fürchte dich nicht," sagte der Fürst und streckte seine feine wohlgepflegte Hand freundlich dem Kinde entgegen, das auf diese Aufforderung hin sofort näher kam.

„Acht Jahr, mein Herr, wenigstens glaubt es die Mutter so."

„Hast du Hunger?"

Die Frage galt den sehnsüchtigen Blicken, die die Kleine durch die zurückgeschlagene Portiere in das Nebenzimmer schickte, in dem ein gedeckter Tisch stand mit venezianischen Kelchgläsern und Silbergeschirr reich geschmückt.

„Mit Ihrer Erlaubnis immer," sagte sie sehr überzeugt und machte einen jener zierlichen Knixe, die sie die lahme Blumenmacherin einmal gelehrt hatte.

„Komm denn zum Essen, Ferra", rief Achille sichtlich in bester Laune. „Wir beide werden dir Gesellschaft leisten."

Zum erstenmal flogen ihre Blicke von dem freundlichen jungen Herrn vor ihr fort und zum Kamin hinüber, ihre und Leroys Augen trafen sich, und ein unbewußter Zug von Abneigung trat in das bildschöne Kindergesicht. Achille bemerkte es und lachte.

„Hier hast du keine Eroberung gemacht," sagte er, auf Ferra deutend.

„Es würde mich nicht einmal zehn Jahre später kränken," erwiderte Leroy hochmütig. „Du kennst meinen Geschmack."

Ferra hatte nur sehr primitive Begriffe von dem Gebrauch von Messer und Gabel, dennoch war ihre ganze Art und Weise so geschickt und graziös, daß der Fürst des Lobes voll war. Und wie herrlich erschien es ihr erst, alle diese guten Sachen essen zu dürfen, die da vor ihr auf dem Tische waren, und als Achille ihr beim Dessert den ganzen Teller zuschob, begann sie an den eingemachten Früchten und Konfitüren mit den spitzen kleinen Zähnen herumzuknabbern, wie ein Eichhörnchen. Das Glas Wein, das sie dazu getrunken, hatte helles Rot auf ihre Wangen gezaubert, die schillernden Augen funkelten, und sie lachte leise vor sich hin.

„Möchtest du immer hier bleiben, Ferra?" fragte Achille höchlichst amüsiert. Sie sah auf die kostbaren Möbel, die rote Seide der Tapeten, die dicken Teppiche und flammenden Kronen, dann auf ihren Nachbar.

„Mit Ihrer Erlaubnis ja, mein Herr. Bei uns ist es kalt, dunkel und häßlich, mich friert auch, wenn ich den ganzen Tag Blumen verkaufen muß, und der Vater trinkt und schlägt uns dann, die Mutter und mich."

„Wie heißen deine Eltern, und wo wohnen sie?“ fragte Arbanoff nachdenklich.

„Rue Rochefort 94, auf dem Hof im Keller. Pierre Doutrange heißt mein Vater. Darf ich wirklich hier bleiben, mein Herr?“

Ihre Augen leuchteten und sahen ihn bittend an.

„Ich weiß es noch nicht —“

„Achille, mache keine Dummheiten, ich warne dich beizeiten.“

Ferra drehte sich blitzschnell herum, sie nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und sah den Sprechenden böse an, dann glitt ihre Hand schmeichelnd in Achilles Rechte und sie flüsterte:

„Glauben Sie ihm nicht, ich werde ganz brav und artig sein, niemals ungezogen.“

Nachdenklich strich er über ihr widerspenstiges Gelock und warf sich, eine Zigarette anzündend, auf die Chaiselongue. Ferra, sich selbst so überlassen, entfernte sich nach rechts und links, bis sie endlich vor dem Kamin auf einem mächtigen Bärenfell niederkauerte, den Kopf zwischen die Ohren des Bären drückend und den Hals mit ihren Armen umschlingend.

„Wie warm und schön es hier ist,“ flüsterte die Kleine, „gerade wie in Desirees Märchen.“

Dann machten der Wein, die Wärme und die ungewohnte Mahlzeit ihr Recht geltend, sie fiel, noch mit dem letzten Wort auf den Lippen, in tiefen Schlaf.

Als die regelmäßigen Atemzüge durch das Zimmer zogen, erhob sich Achille leise, winkte Leroy, und sie traten zu dem schlafenden Kind. Das glühende Gesichtchen, in das Bärenfell geschmiegt, war von bestrickendem Liebreiz, dazu die seltsamen Haare.

„Wenn du klug bist, Achille, läßt du sie jetzt nach Hause bringen, sie wird nachher glauben, daß sie geträumt hat, und die Posse ist zu Ende," sagte endlich Leroy.

„Das werde ich nicht tun. Es wäre eine Sünde, so viel Schönheit und Liebreiz im Elend verkommen zu lassen. Die Natur ist nicht oft so freigebig. Ich werde mich mit ihren Eltern auseinandersetzen, sie erziehen, ausbilden lassen — —"

„Und dann?"

Von dem Ton betroffen, sah Achille dem Fragenden in das Gesicht, lachte kurz und spöttisch auf und wiederholte:

„Und dann? Und dann? Beim Jupiter, Anatole, du bist unausstehlich. Laß doch die Zeit erst herankommen, dann wird sich das richtige schon von selbst ergeben."

„Du vergißt, daß jede Handlung Konsequenzen in sich trägt, denen du nachher nicht auszuweichen imstande bist. Sie wird voraussichtlich sehr schön werden, deine Protegée."

„Also doch!" triumphierte er. „Und deshalb soll ich sie laufen lassen? Wäre das menschlich, Anatole?"

Der Gefragte zuckte die Achseln.

„Jedenfalls klüger; was soll nachher mit ihr geschehen? Es ist sehr leicht, momentan sogenannte gute Werke zu tun, sehr töricht, sich die Folgen derselben für die Zukunft auf den Hals zu laden. Was soll aus ihr werden?"

„Weiß ich es? Vielleicht die Gouvernante meiner dereinstigen Kinder; vielleicht meine eigene Krankenpflegerin in alten Tagen, jedenfalls soll sie jetzt ins Kloster des Sacré Coeur. Was meinst du?"

„Noch einmal: Bringe sie zurück in ihren Keller."

„Grausamer! Übrigens scheint mir Ferra selbst keinerlei Diogenesgelüste zu haben. Laß uns lieber in die Rue Roche-

fort fahren, so lange unsre kleine Venus schläft. Komm mit, Anatole."

Leroy schüttelte den Kopf, aber sträubte sich nicht länger. Ihm konnte es schließlich gleich sein, und gerade sein Nachgeben im letzten Moment knüpfte das Band zwischen ihm und Achille stets nur fester.

In der schmalen, dumpfen Straße machte der Besuch der beiden jungen vornehmen Herren in einer Equipage das größte Aufsehen. Ein halbes Dutzend schmieriger Hände streckten sich aus, um ihnen neugierig den Weg zu Monsieur Doutranges Kellerwohnung zu zeigen, aus deren geöffneter Tür ihnen der Brodem des Schnapses entgegenschlug. Auf dem Strohsack in der Ecke lag der Mann, während die Frau am Herde stand und das armselige Abendbrot rüstete. Die lahme Blumenmacherin neben ihr redete ihr tröstlich zu und fragte nach Ferra.

„Ich weiß nicht, sie ist noch nicht nach Hause gekommen."

„Aber es ist Nacht geworden, o das arme, kleine Ding!"

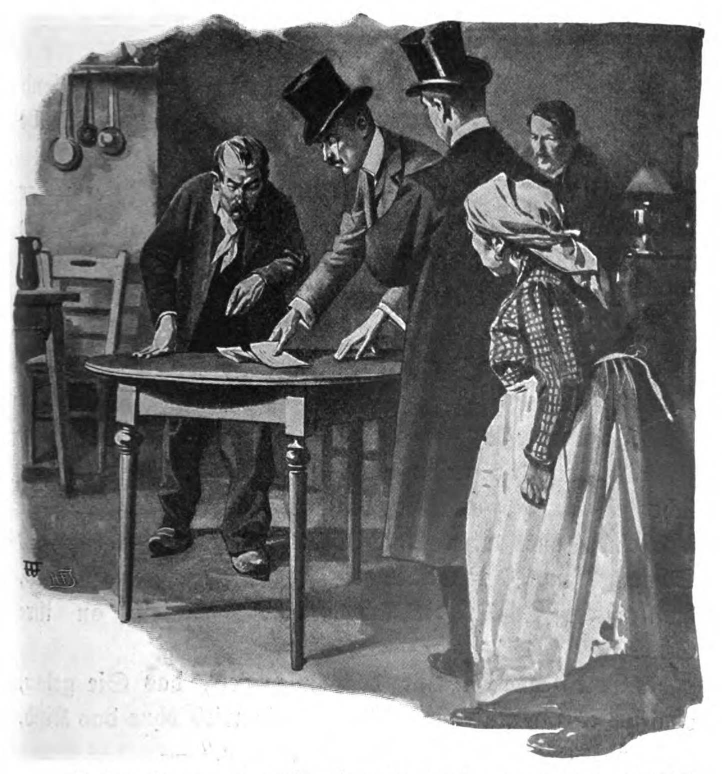
„Beklage sie nicht", sagte die Frau hart, „sie hätte sonst auch Stockprügel bekommen, wie ich."

Da trat Achille ein und ging direkt auf die beiden zu: „Ich suche eine Familie Doutrange, bin ich recht hier?"

Die Frau starrte zuerst blöde auf den feinen Herrn, wischte die Hand an der schmierigen Schürze und machte stotternd eine begrüßende und bejahende Bewegung.

„Sie haben eine Tochter, ein kleines zerlumptes Mädchen, das Blumen verkauft und Ferra heißt. Das Kind gefällt mir, ich will es behalten, sagt, was Ihr dafür fordert." Von dem Strohsack im Hintergrund erhob sich das gemeine,

vertiert aussehende Gesicht des Säufers und heftete seine glasigen Augen auf den Sprechenden, dann erhob er sich schwankend und kam herbei.



„Mein Herr, o mein Herr!“ sagte er mit weinerlich schnarrender Stimme, „ich bin ein ehrenwerter Mann, wie können Sie mir anbieten mein Kleinod, meinen Trost im Alter, meine Tochter herzugeben.“

„Es soll ihr an nichts fehlen, sie wird es besser haben

als bei Ihnen", entgegnete Achille angewidert und trat einen Schritt zurück.

„Und ihre Mutter, ihre arme Mutter! Nein, mein Herr, es ist unmöglich."

Anatole trat dazwischen.

„Entschließt euch schnell," sagte er barsch. „Dreitausend Franken für Euch, ich denke, das läßt sich hören, auch habe ich nicht Lust, hier zu ersticken."

„Unsre Pflegetochter, unser Kleinod," lamentierte der Alte, aber schon bedeutend gefügiger, „Herr, wir nahmen sie einer toten Vagabundin, von der wir nicht wußten, woher sie kam, aus den Armen und vertraten seit der Zeit Elternstelle an ihr."

„Dreitausend Franken!" wiederholte Leroy ärgerlich. „Ja oder nein?" —

„Ja denn, ja." — —

Dreitausend Franken lagen auf dem Tisch der erbärmlichen Wohnung, als die beiden Freunde, sich vor Ekel schüttelnd, aus dieser Atmosphäre des Branntweins, des Schmutzes und der Gemeinheit traten. Auf dem feuchten, dunklen Hof schlich die lahme Blumenmacherin an ihre Seite.

„Gott segne Sie für das gute Werk, das Sie getan, obgleich es für mich recht trübselig sein wird ohne das Kind, und grüßen Sie mir Ferra, meine Herren." —

„Auch das noch," — sagte Leroy sarkastisch, „ich glaubte, die Alte hätte auch ein Anliegen an uns. Nun siehst du, Achille, wohin deine Phantastereien führen. Laß uns schleunigst ins Café Riche fahren, damit ich mir wieder als kultivierter Mensch vorkomme. Übrigens sagt man: „Nie=

mand überwindet seine ersten Jugendeindrücke, das wäre schlimm, denn dort unten war es fürchterlich.“

Zwei Tage nach dem Erzählten schlossen sich die Klostermauern des Sacré Coeur hinter Ferra, die der junge Fürst in Person der Äbtissin brachte und sie ihrer Sorge dringend empfahl.

„Jetzt habe ich meine Schuldigkeit getan, ich bin neugierig, Anatole, was aus ihr werden wird?“

„Wir werden es sehen!“ erwiderte dieser lakonisch und blies die blauen Wölkchen seiner Zigarette durch die Nase. „Wie es aber auch kommen mag, du hast es nicht anders gewollt.“





III.

Acht Jahre waren dahingegangen. Fürst Achille Arbanoff lag lang ausgestreckt auf der Chaiselongue von pfaublauem Plüsch und gähnte. In der Nähe des breiten Fensters, vergraben in die neuesten Zeitungen, saß Vicomte Anatole Leroy; er schien eifrigst beschäftigt. Tiefes Schweigen herrschte zwischen den beiden Freunden und in ihrer ganzen Umgebung; nur das Knistern des Kaminfeuers oder das Knittern eines umgeschlagenen Zeitungsblatts unterbrach von Zeit zu Zeit die Stille. Achille gähnte noch lauter als vorher.

„Ich beschwöre dich, höre auf,“ sagte Anatole und ließ die Zeitung sinken, „vom zuhören bekomme ich Kinnbackenkrampf.“

Dabei ging der Diplomat gelangweilt mehrmals im Zimmer auf und ab, bis er an einem kleinen Seitentisch Halt machte, auf dessen silberner Platte die eingegangene Korrespondenz des Fürsten noch uneröffnet lag.

„Deine Briefe“, sagte er darauf deutend, „soll ich sie dir bringen?“

„Um Gotteswillen nicht, sie sind absolut unwichtig.“

„Dieser wohl nicht; ein großes massives Kuvert, steife Schriftzüge, kein Parfüm, schade, daß das Wappen lädiert ist. Es ist — es scheint — beim Himmel, es ist ein durchbohrtes Herz. Willst du ihn nicht öffnen?“

„Danke, tue es statt meiner!“

Anatole öffnete den Brief, las die ersten Zeilen und ließ ihn dann mit einem Ausruf des Staunens sinken.

„Nun?“ fragte Achille aus seiner dunklen Ecke.

„Der Brief ist von der Äbtissin des Sacré Coeur, sie erinnert dich an deine Pflicht gegen ihre Pflegebefohlene Fernande Doutrange; er lautet weiter:

Da mit dem morgigen Tag die Zeitdauer erlischt, die für unsern Zögling zur Vollendung seiner Erziehung festgesetzt war, und ihr Platz bereits anderweitig besetzt ist, wäre es mir sehr lieb, wenn Durchlaucht fernere Dispositionen treffen würden. — Es soll nicht den Anschein haben, als ob ich meinen bisherigen Pflegling entfernt zu sehen wünsche, im Gegenteil, wir lieben alle das sonnige Wesen, das wir in ihr besitzen, aber ihre geistige Entwickelung, die ich nach besten Kräften geleitet, ist von ihrer körperlichen weit überflügelt. Sie ist schön geworden. Ich muß Ihnen das sagen, damit Sie mich weiter verstehen. Ihre Neigungen und Wünsche wurzeln in der Welt; ihr Charakter wird in Händen derer,

die auf sie einwirken, weiches Wachs sein; sie hat alle Fehler und Tugenden einer echten Frau, aber der fortgesetzte Aufenthalt im Kloster wäre für sie eine Unmöglichkeit. Ich habe meine Pflicht ihr gegenüber erfüllt und gebe sie nun in die Hände dessen zurück, der sie mir vor acht Jahren übergab. Freilich haben Sie sich seitdem niemals wieder um das Mädchen bekümmert, ich schob das auf Rechnung Ihrer gesellschaftlichen Stellung und wartete schweigend den Zeitpunkt ab, an dem ich sie Ihnen wieder in das Gedächtnis zurückrufen mußte. Der ist nun unabweislich da. Heute in acht Tagen verläßt Ferra das Kloster für immer, habe ich bis dahin keine Antwort, schicke ich sie Ihnen mit Schwester Beate in das Palais Arbanoff — — — —" Leroy legte das Blatt fort und blickte gespannt in die dunkle Ecke, die Achille barg, aber dort blieb es still.

„Nun?" fragte er endlich. „Du hast doch gehört, was ich las?"

„Zum Teufel ja! Es ist eine abscheuliche Geschichte. Was in aller Welt soll ich mit dem Mädchen machen, Anatole?"

„Das scheint mir deine Sache. Ich weiß es nicht."

„Wohin nun mit ihr! Sie ist kein Gegenstand, den man so leicht ignorieren könnte. Eine Frau! Ich bitte dich, eine Frau, die den ganzen Tag durch die Zimmer laufen und plappern würde. Wie könnte ich das ertragen!"

„Konsequenzen, mein Freund!" klang es sarkastisch zurück. „Erinnerst du dich noch an mein Widerstreben damals gegen die ganz tolle Idee? Du hörtest nicht auf mich, und die Folgen unsrer Handlungen sind ebensowenig abzuschütteln, wie die Handlungen selbst."

Achille seufzte.

„Es sind gräßliche Plackereien, denen ich entgegengehe. Ich weiß gar nicht, weshalb die Äbtissin das Mädchen durchaus los sein will, auf Geld wäre es mir ja nicht angekommen."

„Der Orden rekrutiert sich nur aus unsrer vornehmsten Gesellschaft. Wer ist Ferra? Ich begreife das wohl", sagte Leroy achselzuckend.

„Aber um Gotteswillen, ich! Was mache ich?" fragte Achille noch einmal kläglich.

Da klopfte es an die Tür und Iwan steckte den weißen Kopf durch die Spalte.

„Was gibt es?" rief Achille erstaunt, da er nicht gerufen hatte.

„Durchlaucht, Schwester Beate aus dem Kloster des Sacré Coeur ist hier."

„Allein?" Achille richtete sich auf dem Ellbogen empor.

„Nein, in Begleitung einer jungen Dame, derentwegen sie mit Durchlaucht zu sprechen wünscht."

Achille stöhnte. „Heute schon? Ja, was soll denn das heißen? Ich denke erst in acht Tagen."

„Wenn der Brief nicht schon so lange uneröffnet hier liegt," meinte Leroy und sah nach dem Datum. „Natürlich! du hast die Zeit versäumt."

„Wo sind sie?"

„Bei Mademoiselle Clarisse."

„Es ist gut." Eine Handbewegung hieß den Diener sich entfernen, und die Hand an die Stirn preßend, fragte Achille wieder ganz hilflos:

„Was nun? Was soll ich nun machen?"

„Warum regst du dich deshalb auf. Lasse sie einstweilen bei deiner Haushälterin, die Überlegung kommt später. Aber du solltest dir das Mädchen doch wenigstens einmal ansehen, oder bist du gar nicht mehr neugierig auf deine Laune?"

„Nein", antwortete Achille verdrossen, „was mir Unbequemlichkeiten macht, hört auf, mein Geschmack zu sein."

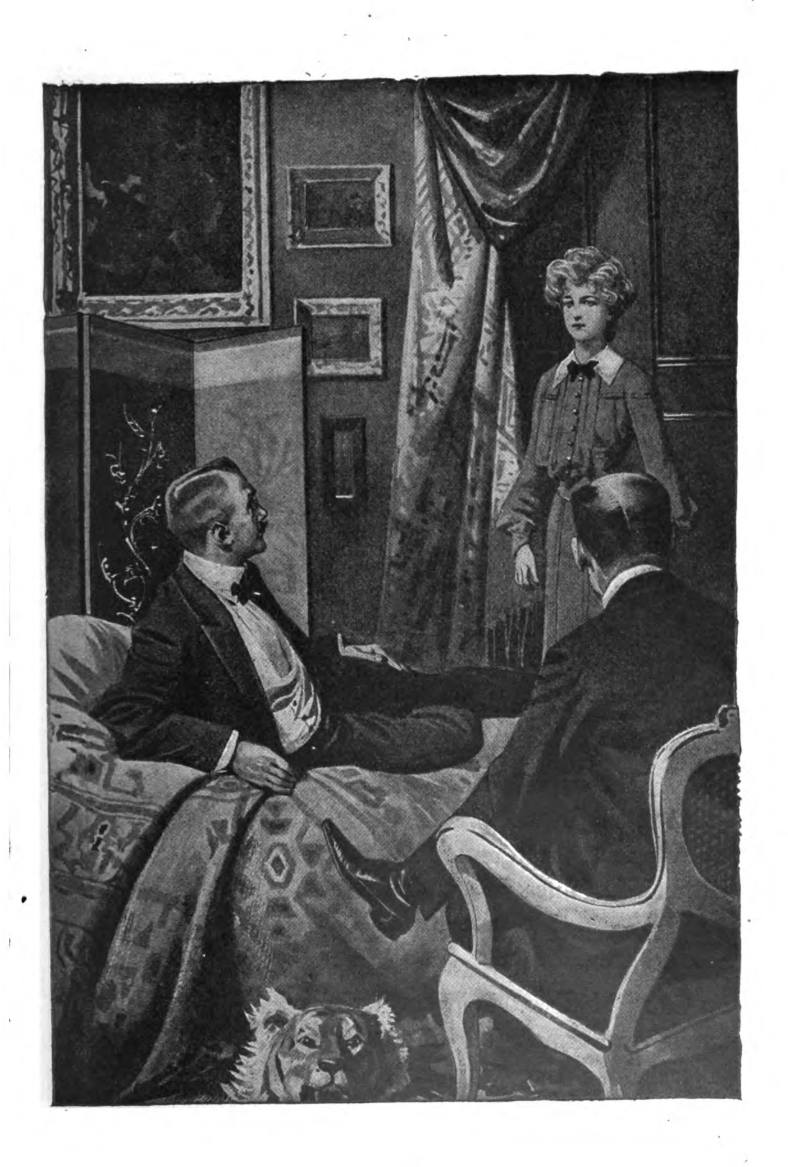
„Aber ehe du irgendwie entscheidest, mußt du doch wissen, wie sie aussieht."

Und ehe Achille sich noch länger sträuben konnte, hatte er die Klingel gerührt und Iwan mit dem Auftrag Ferra zu holen fortgeschickt.

„Ich muß gestehen, die Situation ist mir sehr peinlich," sagte Achille, kniff aber doch sein Monokel ein und drehte sich so, daß er der Tür entgegensah.

Auf derselben Schwelle, die Ferra vor acht Jahren überschritten, stand sie auch jetzt, während Iwan leise hinter ihr die Tür schloß. Genau wie damals erfüllte sinkender Tagesschein und die Glut des Kaminfeuers das prächtige Zimmer. Genau wie damals blickten die beiden Elegants der Erscheinung des Mädchens entgegen, nur diesmal Achille mit kaum verhehltem Verdruß, Leroy mit reger Neugierde, und genau wie damals kam sie langsam auf dem weichen Teppich einige Schritte näher und blieb dann zögernd mit gesenkten Lidern stehen.

Sie trug noch das schlichte graue Kleid der Klosterschülerinnen mit dem breiten weißen Kragen darüber, aber es war nicht imstande, die wie eine Weidengerte biegsame, dabei groß und üppig aufgewachsene Gestalt zu beeinträchtigen. Das rötliche Haar lag in kleinen Löckchen wie ein goldner Schleier



auf ihrer Stirn, und helles Rot färbte ihre Wangen. Sie war schön geworden, genau so schön, wie sie einstmals als Kind versprochen.

Achille hatte sich auf dem Ellbogen emporgerichtet und starrte sie zuerst wortlos an. Er fand es nicht der Mühe wert, völlig aufzustehen, denn Ferra war ihm doch nur das kleine Blumenmädchen, das er einstmals aus der Rue Rochefort gerettet, die ihm Dank schuldig und sein Geschöpf geblieben war, mochten die Jahre auch längst darüber hingegangen sein. Augenblicklich trat sie ihm sehr störend in seine gewohnte Ruhe, und wenn er es auch nicht beabsichtigte, ließ er sie es darum doch empfinden.

„Kommen Sie näher, Ferra,“ sagte er endlich nach einer sehr langen, unbehaglichen Pause für das junge Mädchen, „und sagen Sie mir, was Sie mit Ihrer Zukunft anzufangen gedacht haben. Sie sind mir unerwartet gekommen.“

Sie kam ein paar Schritte näher, jetzt brannte tiefe Glut auf ihren Wangen, denn des Fürsten Art und Weise verletzte ihr weibliches Gefühl und ihre Eitelkeit.

„Ich weiß es bereits, Durchlaucht“, sagte sie mit erhobenem Kopf, und ihre schillernden Augen funkelten. „Es tut mir leid, liegt aber nicht in meiner Macht zu ändern. Durchlaucht hätten sich früher an mich erinnern sollen.“

„Im Grunde genommen“, meinte Achille sehr erstaunt über Ferras Empörung, „ist es ja gleichgültig. Sie können so lange bei Clarisse bleiben, bis ich etwas Passendes für Sie gefunden; unter deren Schutz sind Sie gut aufgehoben. Und es gibt ja wohl für eine Frau noch tausenderlei zu lernen in der Wirtschaft oder dergleichen — ich weiß das nicht so genau —

was Ihnen im Kloster nicht alles beigebracht werden konnte. Clarisse wird schon dafür sorgen."

„Ich werde versuchen, mich nach besten Kräften nützlich zu machen, Durchlaucht. Daß ich Ihnen alles danke, weiß ich ja, und — —"

„Um Gotteswillen, damit verschonen Sie mich, Kind. Ich bin ein kranker Mann, und was ich getan, habe ich meistens mir selbst zu Gefallen getan, auf Dank mache ich keinen Anspruch."

„Aber Sie werden ihn sich trotzdem gefallen lassen müssen, Durchlaucht," unter dem Schleier der rotgoldnen Haare blickten ihn die blitzenden Augen halb bittend, halb forschend an, und der rote Mund schürzte sich beinahe trotzig: „Ich habe niemand auf der Welt, dem ich danken kann, wie Ihnen allein. Das lasse ich mir nicht ohne weiteres nehmen."

Sie lächelte bei den letzten Worten, und ein berückender Liebreiz ergoß sich dabei über das schöne Gesicht. Achille tupfte sich mit dem seidenen Taschentuch nervös die Stirn.

„Aber heute werden Sie müde sein," sagte er endlich.

„Nach der kurzen Fahrt?"

„O doch, o doch," behauptete er eilig und fuhr wieder mit dem Taschentuch an die Stirn. „Sie sind müde und Clarisse wird für alles andere Sorge tragen."

Ferra verbeugte sich stumm. Wenn es der Fürst durchaus wünschte, warum sollte sie nicht müde sein! Sie war selber froh, aus der bedrückenden Atmosphäre des Zimmers herauszukommen und ihre erste Unterredung mit dem Mann beendet zu sehen, aus dem ihre kindliche Phantasie bisher einen Halbgott gemacht hatte.

Als sie Iwan zu Clarisse herabfolgte, war sie um eine Illusion in ihrem jungen Leben ärmer. Gedemütigt und enttäuscht sah sie auf ihr erstes Auftreten im Palais Arbanoff zurück. Der, dem sie in ganzer jugendlicher Überschwenglichkeit ihr heißes dankbares Herz hatte zu Füßen legen wollen, hatte ihr deutlich genug gezeigt, daß seine Großmut gegen sie nichts weiter gewesen war, als eine Laune, flüchtig ausgeführt, dann vergessen, und jetzt eine Last für ihn.

Als Iwan zu Clarisse herabkam, sagte er:

„Durchlaucht haben befohlen, daß das junge Fräulein ganz in Ihren Händen bleiben soll, Mademoiselle. Die Zimmer parterre, neben den Ihrigen und soviel Ihnen gut dünkt.“

„Also nicht die rosa?“ fragte die Beschließerin und blickte forschend in des Kammerdieners Gesicht. „Ist es sicher?“

„Nein, nicht die rosa Zimmer, es ist sicher“, gab er mit einem Blick des Einverständnisses zurück, der Clarisse bewog, befriedigt mit dem Kopf zu nicken.

Mit einem mächtigen Schlüsselbund machte sie sich bald an ihre Arbeit, aber als sie das Zimmer verließ, warf sie zum erstenmal einen freundlichen Blick auf das junge Mädchen, das sich an das Fenster gesetzt hatte und in den Abend hinausstarrte. Als sie wiederkam, saß Ferra immer noch so, nur den einen Arm aufgestützt und die Stirn darin verborgen. Clarisse, deren alte Augen noch scharf genug waren, sah an dem Teil der samtweichen Wange, der ihr zugänglich war, helle Tränen herabrieseln, und mit einem schnellen Entschluß trat sie näher, strich mit der Hand leicht über das dicke Gelock und sagte:

„Überall ist der Anfang schwer, Fräulein, das gibt sich

aber bald, darum brauchen Sie nicht zu weinen. Da ich nun einmal für Sie sorgen soll, wollen wir es uns recht gemütlich machen, und mit einem bischen guten Willen geht alles."

Ferra blickte auf. Das hagere Gesicht der alten Jungfer, das ihr vorhin ein so frostiges Gefühl verursacht hatte, trug den schwachen Abglanz eines weichen Empfindens, es genügte Ferra schon, um sie wieder lebensfroh zu machen. Ehe Clarisse es sich versah, hatten die weichen Mädchenarme sie erfaßt, das junge Gesicht lächelte, während Tränen noch wie Tautropfen in den Grübchen hingen, und ganz getröstet sagte sie:

„Ach ja, wir wollen lustig sein, ich lache so gern und habe schon gefürchtet, das gäbe es gar nicht im Palais Arbanoff."

IV.

Vierzehn Tage waren Ferra einförmig und öde verflossen. Sie hatte weder etwas von Paris gesehen, noch war es Achille eingefallen, sie zu sich heraufrufen zu lassen. Die Erinnerung an das Mädchen hatte, wunderlicherweise, etwas Drückendes für ihn, und er beeilte sich nach Kräften, es zu vergessen.

Anders Leroy. Er hatte Ferra nur einmal flüchtig an jenem ersten Abend ihrer Ankunft gesehen, sie ihn augenscheinlich nicht einmal bemerkt, aber jener Anblick hatte sich seiner Phantasie bemächtigt und drohte den nüchternen Diplomaten ganz um seine Selbstbeherrschung zu bringen. Im Wachen und Traum sah er das reizende Köpfchen, zürnte mit Achille, daß er sie so fern hielt und stieg täglich die breite Marmortreppe, die vom Parterre in die erste Etage führte, mit dem brennenden Wunsch in die Höhe, Ferra wenigstens

einmal flüchtig zu begegnen. Umsonst. Einsam lagen die langen Korridore, in den mächtigen Blattpflanzen rührte sich nichts, und auch Achille teilte Leroys Anschauungen nicht, freilich ahnte er auch nicht, welches Feuer seinen Freund verzehrte.

An einem häßlichen, feuchtkalten Novembertage war es, als der Legationsrat den gewohnten Weg zu seinem Freunde einschlug. Er hatte die Einladung zu einem jener amüsanten Soupers angenommen, welche Achille seinen Intimen gab, und wollte ihm zu gleicher Zeit für einige Tage Lebewohl sagen, denn der Minister hatte ihn zu einer Mission an einen kleinen Hof ausersehen.

Es pflegte immer ein sehr heiteres Souper zu werden, zu dem sich ein kleiner auserwählter Kreis der jeunesse dorée zuweilen im Palais Arbanoff versammelte. Auserlesene Speisen, auserlesene Weine und auserlesene Gesellschaft. Früher war Achille die Seele des kleinen Kreises gewesen mit seinen lustigen Einfällen, seinen tollen Launen, — die Veränderung, die die Jahre für ihn mit sich gebracht, war aber so allmählich vor sich gegangen, daß man es eigentlich kaum beachtete, schließlich blieb auch die alte Fröhlichkeit nicht immer dieselbe, und niemand wunderte sich mehr sonderlich, wenn der Gastgeber jetzt bleich und abgespannt im Stuhl lehnte, mit der feinen Hand müde die Stirn stützend oder sie weiß und leblos über die farbenglühenden Polster herabhängen lassend, gerade als sei sie nicht mehr imstande, etwas festzuhalten, sei es, was es sei. Aber, wie gesagt, man war es gewöhnt und fragte nichts mehr danach, blieb doch sonst alles beim alten.

Sie waren eben mit dem Nachtisch fertig geworden, nur

hier und da naschte einer noch am Dessert. Die Blumen in den silbernen Tafelaufsätzen ließen leise welkend die Köpfe hängen und dufteten nur um so stärker, die Lichter spiegelten sich in den funkelnden Weinen, die purpurne Neigen in den Gläsern zurückgelassen, Schaumperlen stiegen in den flachen Champagnerschalen auf, und heiß und schwer war die Luft in dem ganzen Gemach.

Die Herren wollten aufstehen, Servietten lagen bereits achtlos auf dem Tisch und Teppich umher, und irgend einer erzählte nur noch eine pikante Skandalgeschichte, deren Ende abgewartet wurde.

Fürst Arbanoff liebte es nicht, den Kaffee an der Tafel servieren zu lassen. Er hatte dazu ein andres kleines Zimmer erwählt, das er in guten Jahren zum Abfassen seiner Korrespondenzen benutzt und deshalb sein Arbeitszimmer genannt hatte. Es war achteckig, mit gepreßtem Leder tapeziert und eingerichtet. Hier herrschte nur eine dämmernde Helle, das Kaminfeuer war im Erlöschen und die rote Glut überstrahlte den kostbaren Tisch mit Löwenfüßen, auf dessen silberner Platte zwischen den zierlichen Mokkatäßchen die vergoldeten Drahtgeflechte mit den Likörflaschen in bunter Rangordnung standen. Nachzusehen, ob hier alles in Ordnung war, nichts fehlte, weder an Getränken noch an Geschirr, war all die Jahre hindurch Clarisses unbeachtete Aufgabe gewesen, und wenn sie heute ihrer Schmerzen halber Ferra hinaufschickte, so war es nur, weil sie wußte, daß sie bisher noch niemand bei ihrem verschwiegenen Walten überrascht hatte, und die Zeit, in der die Herren hier rauchten und Kaffee tranken, noch nicht gekommen war.

Das junge Mädchen rückte hier an einem Sessel, dort

an einer Tasse. Sie liebte es sehr, jedem Ding die größtmöglichste Zierlichkeit zu geben. Das Schwatzen und Lärmen der Gäste drang durch die geschlossenen Türen nur wie ein schwaches Murmeln an ihr Ohr, und eine nach der andren hob sie die Flaschen aus ihren Behältern und prüfte den Inhalt, indem sie ihn gegen das Licht hielt.

Da war es grün, gelb, weiß, und aus der geöffneten Flasche stieg ein verführerischer Duft in ihre Nase. Ferra hatte dergleichen noch nie gekostet, ein neugieriges Verlangen stieg in ihr auf. Sie war allein, niemand konnte sie beobachten, ein Schluck aus diesen verführerischen Flaschen konnte ihr nicht schaden.

Einen Augenblick überlegte sie noch, dann siegte die Neugierde. Sie ergriff eines der kleinen Gläser, und wie Öl floß der Chartreuse langsam hinein. Sie roch noch einmal und tauchte dann die gespitzten roten Lippen hinein. Das schmeckte gut! Sie nippte und nippte, bis sie endlich, auf den Grund gekommen, den Kopf im Nacken, langsam den Rest hinabschlürfte. Hinter ihr ging geräuschlos die Tür auf, Leroy erschien auf der Schwelle. Als er Ferra in ihrer Beschäftigung erblickte, glitt ein Lächeln über sein Gesicht, rasch schloß er die Tür, und nähertretend legte er seine Hand auf ihren Arm. Sie fuhr mit einem Schrei des Schreckens herum, aber während ihr Gesicht bei Achilles Anblick Beschämung und Verlegenheit ausgedrückt hätte, runzelte sie nur zornig die Brauen, wie sie Leroy sah.

„Ein erster Versuch“, meinte er scherzend, „sagen Sie mir, wie er Ihnen gefallen hat.“

„Es ist abscheulich, daß Sie mich dabei überraschen mußten.“

„Ich bin sehr tolerant und nachsichtig, wo ich ein guter Freund bin. Übrigens, was wollen Sie, der ist ein Tor, der nicht wenigstens versucht, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen.“

Seine Hand glitt leise von ihrem Arm herab und legte sich um ihre schlanke Taille. „Wir sind ja gute Freunde, Ferra“, flüsterte er dabei leise und näherte sein Gesicht dem ihrigen.

Mit flammenden Augen stieß ihn das Mädchen zurück.

„Sie irren sich, Herr Vicomte! Wenn ich auch von der Gnade des Fürsten Arbanoff lebe, so haben Sie doch kein Recht, mich zu beleidigen.“

„Ich wollte sie nicht beleidigen“, sagte er schnell, den Ton ändernd und wie beschwörend ihre Hand festhaltend. „Beim Himmel nicht! Aber Ihre Augen verwirren mir den Verstand.“

Dabei horchte er angestrengt nach dem dumpfen Summen, das aus dem Speisesaal herüberdrang. Wenn sie doch alle kämen in diesem Augenblick, Achilles Gäste! Wenn sie Ferra sähen und bewunderten, dann wäre er seinem Ziel ein gutes Stück näher gekommen, auf das er unentwegt bisher Schritt für Schritt zugegangen war.

„Torheit!“ antwortete sie schroff und suchte ihm ihre Hand zu entziehen. „Lassen Sie mich los, Herr Vicomte, damit mich hier nicht noch andere überraschen!“

„Und warum wollen Sie sich nicht sehen lassen, Ferra? Erproben Sie doch einmal die Macht Ihrer Persönlichkeit, ehe Sie sich Fesseln anlegen lassen.“

„Wer will mich denn fesseln?“

„O, der gute Achille und Clarisse auch.“

Er sprach wieder in seinem kalten gleichgültigen Ton, halb zerstreut fast, ihre Hand hatte er fahren lassen und rückte mechanisch an einem Sessel. Ferra sah ihn überrascht an. Sie wußte nicht, daß unter dieser gleichmäßigen Oberfläche wildes Feuer glühte, sie wußte nicht, daß er mit Anspannung seiner ganzen Kraft horchte, ob niemand kam, daß er endlich zu hören glaubte und — —

Die Tür flog auf, auf der Schwelle standen die Gäste. Überrascht zuerst, schweigend, dann neugierig sich hinzudrängend. Einzelne Ausrufe, gedämpft aber entzückt, schlugen an ihr Ohr.

Ferra war es, als müsse sie versinken. Ein brennendes Schamgefühl bemächtigte sich ihrer, sie wagte nicht aufzusehen.

„Ich danke Ihnen Ferra," sagte Achilles müde Stimme, und sie klang ihr wie eine Erlösung, „es ist alles in Ordnung, ich bedarf nichts weiter." Sie grüßte und schritt aus der Tür. Obgleich sie noch schüchtern und scheu war, hatte Haltung und Bewegung etwas von einer Königin an sich. Draußen preßte sie die Hände an die Schläfen und schlüpfte den langen Korridor hinab in die grüne Laube, die dort aus mächtigen Gewächsen gebildet war. Drinnen brach ein Sturm von Fragen los.

„Was war das für eine Schönheit?"

„Hast du uns mit diesem lebendigen Bild überraschen wollen, Achille?"

„Schade, daß sie ging!"

„O, du heimlicher Sünder!"

„Wer ist sie?"

„Laß sie hereinkommen! Nur für einen kurzen Augenblick, Achille?"

„Ihr seid alle im Irrtum mit euren Voraussetzungen Ferra ist sozusagen meine Pflegetochter. Niemand soll sie kennen, niemand sich ihr nähern."

„Egoist!"

„Denn ich habe sie der Obhut meiner alten Beschließerin, dem Schutz des Palais Arbanoff anvertraut."

„Wie bist du zu ihr gekommen?"

„Sie ist entzückend schön!"

Der Sturm brach wieder los

„Anatole wird Euch erzählen! — Anatole!"

Aber Anatole fehlte in dem kleinen Kreise, und Achille mußte sich selber zu einer Erzählung bequemen.

Leroy hatte indessen mit der feinen Nase eines Spürhundes Ferra in ihrem Versteck entdeckt.

„Mein Gott, sind Sie schon wieder da?" hatte das junge Mädchen stirnrunzelnd ausgerufen, als er vor ihr stand. Sie machte Miene fortzugehen, aber Leroy hielt sie zurück.

„Warum fliehen Sie mich, Mademoiselle?"

„Ich fliehe Sie nicht!" Ferra warf sich auf den kleinen gepolsterten roten Samtdiwan, der in dem Winkel stand.

„Was man flieht, fürchtet man auch, und Sie fürchten mich doch nicht, nicht wahr?"

„O gewiß nicht!"

„Drinnen im Kabinett ist jetzt Ihr Name auf allen Lippen, jeder spricht von Ihnen."

„Es war abscheulich, das man mich dort traf."

„Warum? Sie kennen Ihre Macht noch nicht, Kind; es ist eine sehr große, sehr gefährliche. Drinnen ist man darüber besser unterrichtet. Auch erzählt Achille dort soeben Ihre Geschichte."

„Weshalb tut er das?“ fragte sie und biß heftig mit den kleinen Zähnen die Unterlippe wie im Zorn. „Ist es nötig, daß alle Welt weiß, was ich war?“



„Er betrachtet es von einer anderen Seite“, sagte Leroy spöttisch. „Morgen wird man Sie noch viel mehr bewundern, aber — natürlich anders — und ihn daneben, den guten Achille! Begreifen Sie das?“

Sie riß ein Blatt vom Baum und zerpflückte es in ihren Fingern zu Atomen. Zorn regte sich in ihr.

„Er hat ein Recht auf mich, ich muß zufrieden sein mit dem, was er tut.“

„O, Ferra, wäre Ihre Schönheit so wenig Wert? Ist ein einziger hier, der sie nicht anbeten würde, vergöttern, wenn Sie wollen?“

„Warum wiederholen Sie mir das so oft?“

„Weil — nun weil —“. Er legte wieder seine Hand auf ihren Arm und näherte sich ihr. Die Wärme seiner Fingerspitzen, die den leichten Stoff durchdrang, flößte ihr Abscheu ein, sie stieß ihn, den momentanen Impuls folgend, zurück.

„Ha, kleine Katze!“ sagte er heftig und umklammerte ihr Handgelenk, denn der Wein und Ferras Nähe hatten ihn unvorsichtig gemacht. „Du hast scharfe Krallen, aber hüte dich! Ich will Herr über dich werden und kostete es mich mein Leben, denn ich liebe dich!“

Sie sagte kein Wort, schweigend, mit knirschenden Zähnen rang sie mit ihm. Schlangenhaft bog und wand sich ihr schlanker Körper in seinen Armen.

„Wilde Katze,“ sagte er noch einmal, und sein heißer Atem berührte sie. „So gefällst du mir! Aber ich werde dich zähmen.“

Er preßte sie gewaltsam an sich und seine Lippen auf ihren frischen Mund. In demselben Augenblick stieß er einen unterdrückten Schrei aus — Ferra hatte ihn ins Gesicht geschlagen.

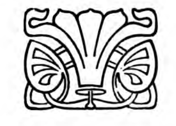
Ohnmächtige Wut verzerrte seine Züge, die schmale Oberlippe hob sich und ließ die langen, festen Zähne sehen, aus dem fahlen Gesicht funkelten die Augen hyänenhaft.

„Das werden Sie mir büßen,“ preßte er fast lautlos hervor, während seine Arme herabsanken, und er sie verließ.

Ein wenig erblaßt stand Ferra da und wagte nichts zu

sagen. Der rasende Zorn war bei ihr verflogen, aber ein unsägliches Gefühl von Bitterkeit und Verachtung wehte in ihrem Herzen. Niedergedrückt ging sie in ihr Zimmer hinunter und schloß sich ein. Heute noch mit Clarisse zu plaudern, ihr eine fröhliche gute Nacht zuzurufen, war ihr unmöglich. Tränen drängten sich unhaltsam in die schönen schillernden Augen und drangen heiß über ihre Wangen. Zum erstenmal fühlte sie sich schuldlos und hilflos; zum erstenmal kam ihr eine Ahnung der Demütigungen, die sie auf ihrem Lebensweg finden könnte, und das starke Selbstgefühl in ihr, das sich sonst harmlos in kleinlichen Eitelkeiten und Koketterien zu äußern pflegte, erwachte zum erstenmal in seiner vollen Stärke.

„O, der abscheuliche — abscheuliche Mensch!“ sagte sie schluchzend und rieb dann die entweihten Lippen mit dem Taschentuch, daß sie beinahe bluteten. „Ich werde ihm nie — nie vergeben!“



V.

Das Erscheinen Ferras auf dem Souper des Fürsten hatte das größte Aufsehen gemacht. Alle Herren sprachen dem Gastgeber ihre unverhohlene Bewunderung aus, und Leroy beeilte sich, diese Stimmung zu benutzen, um seinen Plan zu verwirklichen. Ferra, so kalkulierte er, muß in die Welt, muß den Verführungen der Weltstadt ausgesetzt werden, dann — ja dann würde auch die Stunde einer süßen Rache für ihn kommen.

Als der Legationsrat am andern Tage mit Arbanoff allein war, leitete er geschickt die Unterhaltung auf dieses Thema. Er schmeichelte Achilles Eitelkeit, indem er die lebhaften Eindrücke schilderte, die sein schöner Schützling auf die gestrige Gesellschaft gemacht hatte.

Und dann ging er gerade auf sein Ziel los.

„Warum,“ so fragte der Legationsrat, „hältst du das Mädchen wie eine Nonne? Warum spielst du den Kerkermeister bei einem Geschöpf, das ihresgleichen sucht, das die Augen von ganz Paris wieder auf dich lenkt? Bah, ich begreife dich nicht.“

„Aber du siehst doch ein, daß sie gerichtet ist, sobald ich sie mit der Öffentlichkeit in Berührung bringe.“

„Weißt du, ob sie das je bereuen wird? Ich glaube es nicht. Wie viel von all den Frauen, bezüglich derer wir uns in melancholischen Augenblicken Skrupeln und Gewissensbisse machen könnten, sind deren überhaupt wert! Wenn du sie damals in ihrem Keller gelassen hättest, was glaubst du, was inzwischen aus ihr geworden wäre?“

Achille seufzte.

„Und darum,“ fuhr der Versucher fort, „begreife ich dich nicht. Stelle sie zur Schau wie ein schönes Geschmeide, ein seltenes Stück, das dir der Zufall in den Weg geworfen, laß dich beneiden und lächle, wenn sie einen Wettlauf anstellen, um dir dein Kleinod zu entführen. Du hast es ja sicher.“

„Was meinst du also, was ich tun soll?“

„Schicke sie in die Oper, in deine Loge, laß sie in deinem Wagen spazieren fahren, natürlich ohne die alte Eule, die Clarisse. Vielleicht tut man dir den Gefallen und hält sie für eine Verwandte von dir.“

„Wo denkst du hin! Eine Verwandte! Nein, Anatole, das Blut der Arbanoffs hat nichts mit der Rue Rochefort gemein.“

Als Leroy gegangen war, dachte Achille eine Weile ernstlich nach. Dann klingelte er und ließ Ferra zu sich rufen.

Ferra hatte den ganzen Tag voll Sorge und Unbehagen zugebracht. Wie nun, wenn Leroy sich über sie beklagt hätte, was sollte sie sagen, wie Achille begreiflich machen, was sie zu dem Schlage veranlaßt hatte! Als er nun in der Dämmerstunde schickte und sie zum Vorlesen heraufbitten ließ, da kam sie, ein schuldbewußtes Erröten auf den Wangen, aber hübscher und pikanter denn je. Achille betrachtete sie eine Weile stumm. Seine Freunde hatten nicht unrecht, sie würde Furore machen.

„Ich beabsichtige Ihnen einen Vorschlag zu machen, Mademoiselle,“ sagte Achille endlich lässig, als koste ihn das Sprechen schon eine Anstrengung. „Sie leben hier so einsam — das kann Ihnen auf die Dauer unmöglich gefallen. Wollen Sie die Oper besuchen?“

Ferra blickte auf und kam unbewußt einen Schritt näher, um zu erfahren, ob sie auch recht verstanden. Ihre Brust hob sich, ihre schillernden Augen leuchteten vor Freude.

O, Durchlaucht! Ist es möglich?“

„Natürlich, möglich — wenn Sie wollen.“

„Ob ich will?“ Es fehlte nicht viel, und sie hätte einen Freudenschrei ausgestoßen in ihrer Erregung. „Wann kann es sein, Durchlaucht?“

„Heute, morgen, wann Sie wollen.“

„Dann möchte ich heute gehen.“ Sie war ganz atemlos, glückselig wie ein Kind. „Darf ich es Clarisse sagen?“

„Clarisse darf Sie nicht begleiten; Sie müssen allein gehen, Ferra, dann können Sie meine Loge benutzen. Oder sind sie furchtsam?“

„O nein, Durchlaucht; wer soll mir etwas tun?“

Sie sah ihn vertrauensvoll in diesem Augenblick an, und

er bedachte nicht, daß er sie und ihre Zukunft preisgab, um seiner Eitelkeit zu genügen, und daß die Welt ihr dann etwas nahm, was sie ihr niemals zurückzugeben vermöchte.

„Also halten Sie sich heute bereit."

Mit einem jubelnden Ausruf flog Ferra der alten Beschließerin an den Hals und teilte ihr die Erlaubnis des Fürsten mit, aber Clarisse sah keinen Grund zu dieser Freude, im Gegenteil, sie zankte.

„Mir sind Sie anvertraut, Ferra, und in diesem Augenblick, wo Sie zum erstenmal wirklich meines Schutzes bedürfen, läßt man mich zurück. Das ist so unklug von Seiner Durchlaucht. Ich und meine Tugend sind für jeden Platz gemacht, aber Sie allein, — das will mir nicht gefallen."

Sie brummte und schüttelte den Kopf, das war alles, was sie tun konnte, aber zum Schluß schob sie doch dem jungen Mädchen einen funkelnden Brillantstern in das Haar, den ihr Arbanoff in Anwandlung einer generösen Laune einmal für ihre treuen Dienste geschenkt.

Ferra sah schön wie eine Nixe aus, als sie in dem purpursamtenen Fauteuil der Arbanoffschen Loge lehnte. Aus dem Parkett und den Logen richteten sich alle Operngläser auf das schöne Gesicht, und sie hätte kein Weib, keine Pariserin sein müssen, um die Bewunderung, die sie erregte, nicht zu bemerken und sich an ihr zu erfreuen.

„Der Tausend!" sagte in einer der Seitenlogen der alte Prinz du Faure, desses kahles Haupt und gebeugte Gestalt sein Interesse an schönen Frauen nicht ausschloß, wie man auch wußte, daß er darin Kenner war. „Wer sitzt denn da! Eine bezaubernd schöne Person. Dies Haar und diese Augen! Wer ist sie? Woher kommt sie?"

Man zuckte die Achseln, skandalierte, vermutete. Niemand kannte sie, und das war doppelt interessant.

„Ich wußte nicht, daß Arbanoff ein Freund von roten Haaren ist," mokierte sich die kleine Gräfin Orsoni und ließ ihr Opernglas nicht von den Augen.

„Arbanoff hat Geschmack, aber sie — wie kann sie an diesem langweiligen Kerl Gefallen finden! Und sie tut es nur seiner Revenuen halber, nun, so hätte derjenige, der ihr dasselbe bieten würde, die nämlichen Chancen", sagte der junge Fürst Morny und strich sich über den langen dunklen Bart. „Von morgen ab werde ich täglich an dem Palais Arbanoff vorüberreiten und meine halb vergessene Freundschaft mit Achille erneuern."

„Weiß denn niemand wer sie ist? Ein Königreich für eine genügende Auskunft; wer kann sie geben," rief sein Nachbar.

„Ich!" sagte Anatole Leroy und zog die Logentür hinter sich ins Schloß.

Er war eben erst angekommen, rieb an seinem Opernglas, stand gleichgültig unter all den Mitgliedern des Klubs und sagte nichts weiter als — „Ich". Sofort war er umringt. Man überstürzte sich mit Fragen, man hing förmlich an seinen Lippen, und er sagte mit seinem unbewegten Gesicht:

„So entzückend sie ist, ihr Stammbaum entsproß im Schmutz und Dunkel der Rue Rochefort, Hof im Keller. Achille kaufte das kleine frierende Blumenmädchen ihren Vagabunden von Eltern ab, brachte sie in ein Kloster, ließ sie erziehen und präsentiert nun seine lebende Laune aller Welt. Er mußte ja immer etwas Besondres haben, der gute Achille!"

„Wie heißt sie?"

„Ferra Doutrange.“

„Sie Beneidenswerter!“

„Warum?“

„Sie sind Arbanoffs Freund.“

Leroy zuckte die Achseln, er sah jetzt auch hinüber zu Ferra, gleichgültiger, zurückhaltender als die anderen; — sie



wich sei-
nen Au-
gen aus,
und da zum erstenmal lächelte der Legationsrat.

Im ersten Rang saß eine junge dunkelhaarige Frau, an der Seite Mutter und Gatte; auch sie sah Ferra, hörte das halb neidische, halb bewundernde Zischeln, sah den Spott und das Lächeln, blickte noch einmal hinüber, erblaßte, und wandte sich so, daß sie die Arbanoffsche Loge halb im Rücken hatte. Nicht einmal drehte sich das reizende, aber hochmütige Profil zu Ferra hinüber, auch da nicht, als ihr Mann sie besonders auf das schöne Mädchen aufmerksam machte. Sie nickte nur zerstreut.

„O, mein Gott, diese Damen! Ja, diese Damen,“

meinte die würdig und aristokratisch aussehende alte Dame, „sie lenken vor allem andern die Aufmerksamkeit auf sich. Alice gib mir doch den Zettel!"

Sie reichte ihn ihr, auf ihren Wangen brannte jetzt tiefe Röte.

„Hier, Mama!"

In ihrer Loge saß Ferra, ein wenig vornübergebeugt blickte sie mit leuchtenden Augen auf die drei.

„Alice!" jubelte sie im stillen. Sie hatte ihre beste Freundin aus dem Kloster Sacré-Coeur entdeckt.

Schade, daß sich die junge Dame gar nicht umdrehte, alle Versuche, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, scheiterten kläglich, und Ferra empfand doch den lebhaftesten Wunsch, ihre beste Freundin zu begrüßen. Es kam ihr nach dieser Begegnung vor, als sei die Welt nicht mehr so groß, sie nicht mehr so verlassen darin. Vor Schluß der Oper erhoben sich die drei und verließen ihre Plätze, Ferra blieb unbeachtet.

„Wenn ich nur wüßte, wo sie wohnt," dachte das junge Mädchen sehnsüchtig, „dann ginge ich gleich morgen zu ihr. Wie sie sich freuen würde, meine liebe Alice, und mit mir den Zufall belachen, der sie sich heute abend auch nicht einmal nach mir umdrehen ließ."





VI.

Fürst Arbanoff war durch Leroy genügend über die Triumphe unterrichtet, die Ferras Erscheinen mit sich gebracht und deren blasser Abglanz sich bis auf ihn erstreckte. Er lächelte befriedigt darüber. Sein Gewissen inbezug auf das Mädchen war tot.

Eine ungezählte Menge von Besuchern gab ihm die beste Illustration zu Anatoles Erzählungen, und wenn sich unter denen, die da kamen, Leute befanden, die mit Achille jahrelang nicht mehr verkehrt hatten, die er kaum dem Namen nach kannte, dann lächelte er phlegmatisch und sagte mit einer wegwerfenden Handbewegung:

„Fliegen! Fliegen, die sich um ein Stückchen Zucker drängen.“

Ferra indessen saß ahnungslos in ihren Paterrezimmern und quälte Clarisse täglich, ihr nur einmal einen Ausgang zu erlauben. Wie schön war die Welt und wie wenig bekam sie im Palais Arbanoff davon zu sehen. Der Drang in das Leben hinaus, der schon immer in ihr gelegen, wuchs und wuchs übermächtig, und so ungern die alte strenge Jungfer auch nachgab, endlich blieb ihr doch nichts anderes übrig.

„Paris ist ein heißes Pflaster“, sagte sie kopfschüttelnd, obgleich draußen als drastischer Gegenbeweis ein paar vereinzelte Flocken vom Himmel fielen „aber in Gottes Namen, ich kann nicht mehr tun, als raten. Gehen Sie in den Louvre, Ferra, und Gabriel soll Sie begleiten.“

Die Säle im Louvre waren kalt und leer, Clarisse hatte das klüglich berechnet. Was fragte das Mädchen aber danach. Die schweigenden weißen Marmorbilder, alles, was sie sah, entzückte sie, und das Märchen ihres Lebens gewann immer leuchtendere Farben, immer schönere Gestaltung. Einen neuen Saal betretend, von Gabriel gefolgt, sah Ferra vor der Statue der Venus von Milo drei Personen stehen, einen Herrn und zwei Damen. Die jüngere der Damen, in Samt und kostbare Pelze gehüllt, wandte ein wenig das dunkellockige Köpfchen, und mit einem Freudenruf eilte Ferra auf sie zu:

„Alice! Liebe Alice!“

Mit ausgestreckten Armen, lachend und strahlend stand sie da, bereit die Freundin zu umfassen, wie so oft in ihrer glücklichen Jugendzeit, vielleicht etwas verwundert, daß sie sie noch nicht in ihren Armen hielt.

Was war das? Die Damen traten einen Schritt zurück


H.F.Jütte Leipzig

und nahmen die Lorgnette vor die Augen, auch der Herr versicherte sich seines Monokels, und aus diesen sechs Augenpaaren trafen sie Blicke so verwundert, verächtlich und erstaunt, daß Ferra sich heiß unter ihnen erröten fühlte. Langsam sanken die erhobenen Arme herab.

„Alice!“ sagte sie noch einmal leise, fast zaghaft.

Die so nochmals Angeredete maß sie vom Kopf bis zum Fuß, dann, noch weiter zurücktretend, sagte sie in kaltem, bestimmtem Ton:

„Mademoiselle, ich hätte den Takt von Ihnen erwartet, daß Sie mich und unsere Bekanntschaft vergessen würden, wie ich es getan. Da Sie mich zwingen, Ihnen persönlich gegenüber zu treten, muß ich es deutlich sagen: ich wünsche weder von Ihnen gesehen noch begrüßt zu werden.“

„Was — was habe ich denn getan“ — stotterte Ferra erblassend, und ihre Augen füllten sich mit brennenden Tränen.

„Ich bin die Marquise Remacin,“ entgegnete die andre mit hochmütig zurückgeworfenem Kopf. „Komm, Gaston, laß uns gehen.“ Sie nahm den Arm ihres Gatten und verließ den Saal, ohne sich mit einem Blick um die Niedergeschmetterte zu kümmern, die noch die Bemerkung der alten Dame mit gespanntem Ohr auffing:

„Welche Unverschämtheit von der Person!“

Ferra war tief gekränkt. Sie setzte sich auf einen Diwan in der Nähe und versuchte nachzudenken. Erst begriff sie den Vorgang nicht, so sehr sie auch darüber nachdachte. Was hatte sie den Menschen getan? Weshalb tat Alice, als sei es eine Beleidigung, daß Ferra sie angesprochen? So viel sie auch fragte, wer gab ihr Antwort darauf? Dann aber wurde ihr plötzlich klar, daß man — sie ahnte freilich nicht wes-

halb —, sie demütigen wollte. Da erfaßte sie der Jammer über ihre Verlassenheit und trieb ihr die hellen heißen Tropfen aus den Augen, die nur zum Lächeln geschaffen schienen.

„Sie weinen, Ferra? Was ist Ihnen geschehen?"

Mit einem erschreckten Aufblick sah sie Leroy neben sich stehen. Die Erinnerung an den peinlichen Augenblick, als sie das letzte Mal mit ihm zusammentraf, wurde in ihr wach. Scheu schlug sie die Augen nieder und rückte, als er auf dem Diwan Platz nahm, an dessen entferntestes Ende. Aber als sie ihn ruhig, teilnahmvoll und herzlich sich nach ihrem Leid erkundigen hörte, da drängten sich ihr die Tränen würgend in der Kehle zusammen, und schluchzend erzählte sie ihm ihre Erlebnisse.

„Ich weiß nicht was ich getan habe," schloß sie, und die hellen Tränen, die über ihre Wangen rannen, verhinderten sie, das funkelnde Aufleuchten zu sehen, das blitzschnell über Leroys Gesicht flog. Er hatte ja diesen Moment kommen sehen, aber daß er sobald kam, das überstieg seine kühnsten Hoffnungen.

Er gab die Antwort auf Ferras Frage nicht direkt. Er sagte nur:

„Sie werden die Frauen stets zu Feinden haben, ebenso wie die Männer immer bereit sein werden, Ihnen alles zu Füßen zu legen, was sie besitzen, — außer ihrem Namen."

„Warum?" fragte sie fast zornig, und der alte Stolz regte sich in ihr.

„Warum?" fuhr er fort. „Sie sind jung und schön, leben im Palais des Fürsten Arbanoff, und er ist unverheiratet. Die Welt zieht unbarmherzig ihre Konsequenzen, sie urteilt nach dem Schein, ist in ihren Anforderungen und

Aussprüchen eine Tyrannin, der sich jeder beugen muß, und — Sie werden mich jetzt endlich verstanden haben, hoffe ich."

Sie flocht ratlos die Hände ineinander; weit und groß und erschrocken blickten ihre Augen zu ihm auf. Die Tränen darin waren getrocknet, etwas anderes, Schreckhafteres preßte ihr das Herz zusammen.

„Nein, ich verstehe Sie nicht," sagte sie hilflos. „Ich bitte Sie Vicomte, lassen Sie mich doch nicht in diesem qualvollen Dunkel."

Anatole räusperte sich und putzte an seinem Monokel, er hatte sich die Sache leichter gedacht, als sie ihm Ferras unglaublicher Unverstand machte.

„Nun denn, da Sie es selbst so wollen — Sie gelten als Achilles —"

Mit einem Schrei des Schreckens schlug sie die Hände plötzlich vor das glühende Gesicht. Mit einemmal hatte sie begriffen! Mit entsetzlicher Klarheit sah sie jetzt alles deutlich vor Augen, Alices Abwehren, alles, alles begriff sie, und niemand war dagewesen, der ihr das vorher gesagt, niemand, der sie gewarnt hatte! — Sie sprang auf.

„Ich will fort," sagte sie atemlos, „gleichviel wohin, — aber fort, fort aus dem Palais. O, warum ließen Sie mich nicht blind bleiben!"

So echt und ehrlich war ihr Jammer! Leroy sah nur das schöne Mädchen, nicht das verwundete Weib in ihr.

„Ich will jetzt nach Hause gehen," sagte sie, sich erhebend und die Tränen von den Wangen wischend, „und darüber nachdenken, was ich tun kann, um etwas anderes für mich zu finden. Leben Sie wohl, Herr Vicomte."

Ehe er sie zurückhalten konnte, war sie verschwunden.

Tief erregt kam sie in das Palais Arbanoff zurück, bereit, auch Clarisse an ihrem Kummer teilnehmen zu lassen.

„Ich will fort, irgend wohin, Clarisse! Mein Gott, auf der ganzen Welt wird es doch wohl einen Ort geben, an dem man mich brauchen kann.“

Ferra weinte nicht mehr, sie sagte es mit blitzenden Augen und fest geballten Händen; die Menschen hatten mit ihrer Ungerechtigkeit all den Widerstand in ihr geweckt, dessen sie fähig war.

„Heute noch sage ich es dem Fürsten, er wird mich ungehindert gehen lassen, wenn er den Grund erfährt.“

Clarisse murmelte etwas Unverständliches, dann sagte sie:

„Wenn es Ihr Ernst wäre, Ferra — und wenn Durchlaucht Sie gehen läßt, in der Bretagne habe ich Verwandte, einfache alte Leute, die sich Ihrer annehmen würden. Aber Sie sind jung, Sie wollen in das Leben hinaus, ich weiß nicht, ob ich Ihnen dazu raten soll.“

Das junge Mädchen seufzte tief und schwer. Die Aussicht, die sich ihr bot, war allerdings wenig verlockend, aber was wollte sie machen? Von hier fort zu gehen, gebot ihr ihre Ehre, und trotzdem wußte sie nicht wohin. Als Iwan kam, um sie zum Fürsten zu rufen, war sie entschlossen, offen mit ihm zu sprechen, eine leise, kaum keimende Hoffnung regte sich dabei in ihr, er würde eine bessere Lösung wissen.

Achille sah ihre vom Weinen getrübten Augen, hörte den gedämpften Ton ihrer Stimme wohl, aber ehe er sich noch entschlossen hatte, Ferra nach der Ursache ihrer Traurigkeit zu fragen, warf sie selber das Buch fort, stand auf, und die Hand gegen die Brust gedrückt, sagte sie:

„Durchlaucht, ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Achille räusperte sich statt aller Antwort, jede Erörterung, welchen Punkt sie immerhin berühren mochte, war ihm unbequem, sie nahm das für eine Bejahung und fuhr fort:

„Ich muß fort aus dem Palais Arbanoff!“

„Warum?“ fragte er so erstaunt, daß er sich auf dem Ellbogen aufrichtete. „Die Gründe, wenn ich bitten darf!“

Ferra, deren schlanke Gestalt hoch aufgerichtet da stand, hielt ihr Gesicht dem Fenster zugedreht, und ihren Kopf umspielte das rote Licht des Sonnenunterganges. Sie antwortete nicht.

„Schade,“ dachte Achille, „schade, welche herrliche Erscheinung würde sie in der Gesellschaft sein, aber unter den herrschenden Verhältnissen hat sie keine Aussicht dazu.“

„Nun, Ferra?“ fragte er endlich laut, „wird es Ihnen so schwer, eine Aufklärung zu geben?“

„O, Sie haben es wohl gewußt — Sie und der Vicomte auch. Ich habe Ihnen vertraut, wie einem Menschen, dem man alles verdankt; es hätte nichts gegeben, was ich nicht blindlings getan, wenn Sie es mich geheißen. Ich war so fest davon überzeugt, Sie wollten nur mein Bestes, Sie wiesen mich immer und immer wieder auf den Schutz des Palais Arbanoff — wie konnte ich ahnen, daß mir dieser Schutz Unheil bringen würde.“

Achille fuhr sich mit der Hand über die Stirn; er war in einer äußerst unbehaglichen Stimmung.

„Nehmen Sie es nicht tragisch, Ferra, in ihrer Lage muß man entweder wie eine Nonne leben oder sich gleichgültig gefallen lassen, was die Leute von uns zu sagen belieben, das letztere scheint mir das beste.“

„Aber Sie haben es vorher gewußt, es war nicht recht

von Ihnen," wiederholte sie noch einmal mit einem anklagenden Blick, „und nun muß ich fort von hier."

„Wohin?"

„In die Bretagne zu Clarisses Verwandten."



„Unsinn!"

„Ich kann nicht länger hier bleiben, o, glauben Sie es mir, Durchlaucht, ich ertrage es nicht!"

Und erst langsam, dann immer heftiger rannen die Tränen über das liebreizende Gesicht, und endlich schluchzte sie wie ein Kind.

Achille erhob sich nervös und zog ihr die Hände vom Gesicht.

„Seien Sie nicht unvernünftig, Ferra, warten Sie noch acht Tage, bis dahin werde ich geeignet für Sie gesorgt haben, aber bitte hören Sie auf zu weinen, es macht mich ganz krank und zerstört Ihre Schönheit. Sie sollen keinen Grund finden, mich länger anzuklagen, aber jetzt seien Sie vernünftig."

Er selbst warf sich wieder auf den Diwan, um seinen bitteren Betrachtungen nachzuhängen.

„Was für ein verwünschter Narr ich war!" war sein Thema, wenn er an den Nachmittag auf dem Boulevard zurückdachte, als er Ferra zum erstenmal gesehen, und dann bestellte er seinen Wagen und fuhr in den Klub.

Aber als hätte sich heute alles gegen ihn verschworen, empfingen ihn dort die Bekannten in ähnlicher Weise; überall begegnete er Ferras Namen, überall neckte oder beneidete man ihn, schließlich verlor er die Geduld.

„Ich habe euch ja wohl deutlich genug erklärt, daß ich beabsichtige, sie zu schützen und ihren guten Namen zu wahren, so weit es in meiner Macht steht," sagte er zum Fürsten Salerno, „und ich würde ohne weiteres jeden über den Haufen schießen, der es wagte, an ihrer Reinheit zu zweifeln. Jeden! Und wäre es mein bester Freund! —

Sie machten lange Gesichter und verstummten, so lange er in der Nähe war; was sie hinter seinem Rücken flüsterten, wußte er ebenso genau, als wäre er dabei gewesen, es peinigte ihn sehr. Unmutig und aufgeregt nach Hause gekommen, schickte er noch in später Abendstunde zu Leroy; er brauchte jemand, mit dem er einen Entschluß besprechen konnte, der

ihm heute abend gekommen, und der ihm der einzig mögliche Ausweg aus all den Wirrnissen zu sein schien, die ihn plötzlich überfallen, ohne deshalb doch gerade abgeneigt zu sein, einem Abraten ein williges Ohr zu leihen.

„Großer Gott!“ sagte der Legationsrat, sich in den Sessel vor dem Kamin werfend, „was veranlaßte dich, jetzt noch nach mir zu schicken?“

Achille antwortete nicht, er putzte schweigend an seinen gepflegten Nägeln. Die Eröffnung wurde ihm schwer.

„Nun?“ fragte Leroy noch einmal ungeduldig.

„Du weißt von Ferra! Ich fühle mich für Ihre Zukunft verantwortlich und meine — ich habe wohl in manchem gegen sie gesündigt.“

Leroy lachte laut auf. „Was du für ein Heuchler bist, Achille!“

„Ich habe eigentlich die Verpflichtung, etwas zu ihrem Glück beizutragen, aber sie nicht in die Welt hinauszulassen, in der sie niemand hat, der für sie sorgt.“

Anatole lächelte unbestimmt. „O, das weiß ich nicht, Sie will also fort. Bah, was redet man nicht! Ich setze nicht voraus, daß sie ernste Absichten hat, oder doch? Was denkst du?“

„Daß es das einzig mögliche ist, sie zu heiraten, um Ruhe zu bekommen.“

„Achille!“

Der Legationsrat sprang so heftig auf, daß der Stuhl hintenüberschlug.

„Gewiß,“ erwiderte der Fürst unwirsch. „Ich habe ein Unrecht an ihr begangen, ich will es gut machen. Ich will Ruhe haben, weiter veranlaßt mich nichts dazu. Mir Tag und Nacht über Dinge den Kopf zerbrechen, die ich in Händen halte, dazu reicht meine Konstitution nicht aus.

Auf dem fahlen Gesicht des Legationsrats erschienen zwei dunkelrote Flecken; der Fisch, den er schon so sicher an der Angel zu haben glaubte, entschwand ihm, und er mußte in ohnmächtiger Wut am Ufer stehen bleiben.

„Achille," sagte er plötzlich sanftmütig und legte ihm die Hand auf die Schulter, „ich bin dein Freund seit vielen Jahren, versprich mir wenigstens die Sache nicht zu übereilen, nachzudenken, zu überlegen. Solche sporadische Anfälle sind nicht immer die richtigen. Acht Tage! Warte acht Tage, ehe du dich gegen Ferra erklärst."

„Ich möchte wirklich endgültig Ruhe haben," entgegnete Achille unwirsch und die Stirn in Falten ziehend. „Womit soll ich sie bis dahin vertrösten?"

„Sieh sie gar nicht."

„Meinetwegen, aber mein Entschluß wird sich kaum ändern. Ich bin ihr ein Äquivalent schuldig für das Gerede der Leute."

„In acht Tagen, Achille!"

Er nickte Gewährung und drückte Leroys Hand etwas kräftiger als gewöhnlich, nun schien ihm sein Entschluß unwiderruflich, und er war zufrieden, damit hatten alle Plackereien ein Ende.

In derselben Nacht noch trug der Legationsrat eigenhändig einen Brief in den Kasten, der an den alten Fürsten Arbanoff gerichtet, in den gemessensten Ausdrücken die neue Laune des Sohnes berichtete und das Einmischen des Vaters herbeirief, falls demselben eine Heirat Achilles mit einem Mädchen aus der Hefe des Volkes nicht passe. Unterzeichnet war dieser Brief, ein Meisterstück diplomatischer Klugheit und Reserve, nur mit den Worten „Ein Freund".



VII.

Der Brief wurde dem Fürsten Konstantin eingehändigt als er von der Wolfsjagd kam; er nahm sich nur gerade so viel Zeit, tüchtig zu dinieren, seinen Jagdanzug mit einem bequemen Reiseanzug zu vertauschen und sich dann zu der einige Werst entfernten Bahnstation fahren zu lassen, um auf direktem Wege nach Paris zu reisen.

„Ich werde der Sache ein Ende machen," dachte er, denn er kannte keine Weichmütigkeit, weil er den Sohn seit zehn Jahren nicht mehr gesehen und auch keine innere Zusammengehörigkeit mit ihm fühlte, „und Achille wird sich fügen."

„Mein Gott, cher papa, wie kommst du denn so plötzlich aus dem Innern Rußlands nach Paris, und ohne mir nur die geringste Nachricht darüber zu geben!" rief der junge Fürst sehr erstaunt, als die hohe breitschultrige Gestalt des Gebieters der weiten Herrschaft Arbanoff an einem Nachmittag

unerwartet vor ihm stand, den prächtigen Zobelpelz bis an die Schulter zurückgeworfen, das feurige scharfe Auge über die nächste Umgebung und die halt- und kraftlos im Sessel lehnende Gestalt seines Sohnes gleiten lassend. „Was führt dich her?"

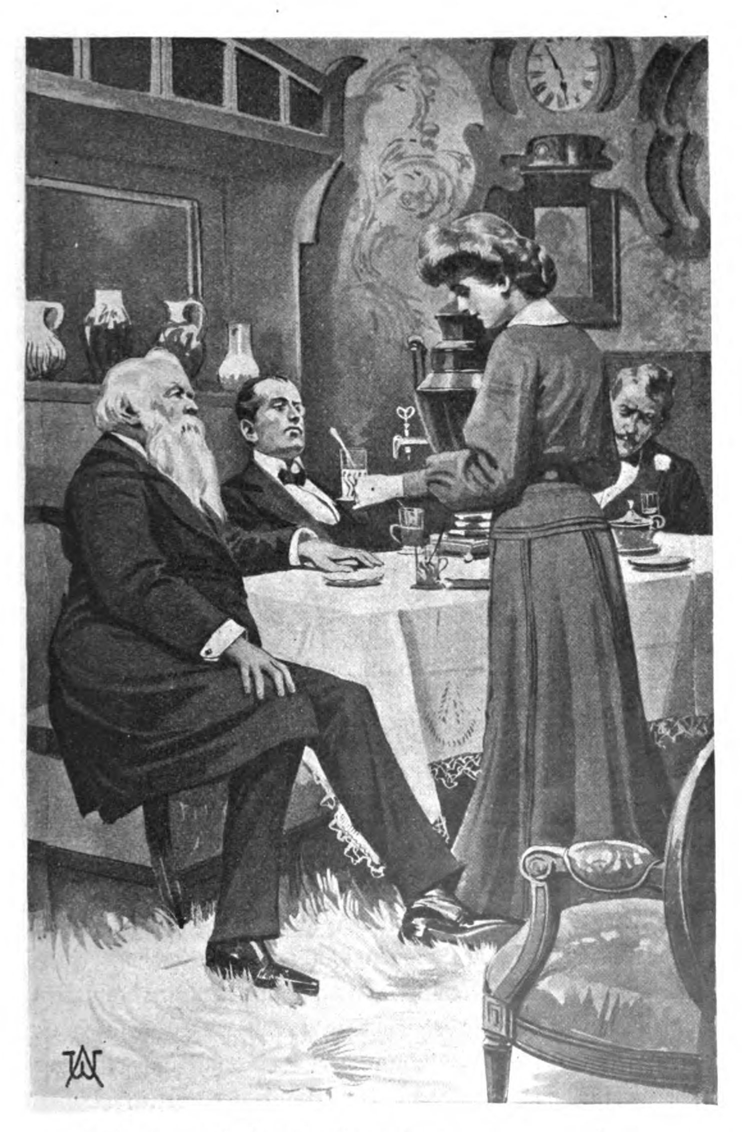
„Geschäfte!"

„Geschäfte, Papa?" fragte er gedehnt, denn dies Wort schien ihm so gar nicht in die Atmosphäre des Palais Arbanoff zu passen. „Nun, sei es, was es sei, ich freue mich, dich wiederzusehen." Von Freude las man aber nichts in dem schlaffen müden Gesicht. Achille sah durch die Anwesenheit seines Vaters eine Menge Störungen voraus, nichts weiter; Liebe hatten die beiden so verschiedenen Menschen nie für einander empfunden. Mit etwas wie Neid blickte der Sohn auf die noch stramme Gestalt seines Vaters, dessen einzige Konzession, die er dem Alter zu machen gewillt zu sein schien, in weißem Haupt- und Barthaar bestand.

„Mein armer Junge," sagte der Fürst mit einem Anflug von Mitleid, „was haben sie aus dir gemacht! Du solltest in die russischen Steppen hinein und dort unter dem Einfluß einer reineren, weniger durchsetzten Luft wie hier, neu aufleben!"

Achille schauderte. „Um Gotteswillen, lieber Papa, wo denkst du hin? Ich habe mein Leben genossen und sehne mich nicht nach einer zweiten Auflage. Wir heutzutage leben eben schneller und ich beklage mich nicht."

Als der dampfende Samowar auf dem Tisch stand, denn Fürst Konstantin liebte sein nationales Getränk auch auf nationale Weise bereitet zu sehen, und Leroy die kleine Tafelrunde vervollständigte, da sagte der Gast:



„Schade, daß keine Frauenhände da sind, uns den Tee zu kredenzen, das ist das einzige, was ich ungern vermisse. Hast du niemand, Achille, dem du dies Amt übertragen kannst?“

„Ferra,“ sagte Achille zögernd. Er fürchtete Fragen von seiten seines Vaters, entschloß sich dann aber doch, Iwan hinunter zu schicken.

„Muß ich gehen, liebste Clarisse?“ fragte Ferra ganz außer sich. „Sie wissen doch, wie schrecklich mir das ist.“

„So lange Sie hier sind, selbstverständlich. Übrigens beruhigen Sie sich, Kind, der Fürst ist ein alter Herr, und ich habe heute schon nach der Bretagne Ihretwegen geschrieben.“

„Trotzdem wird er ebenso gut etwas Schlechtes von mir denken, wie die andern,“ beharrte das junge Mädchen.

„O, das geht nun doch in einem hin,“ meinte Clarisse tröstend und streichelte ihr gutmütig die widerspenstigen Locken, „seien Sie vernünftig, Ferra.“

Vernünftig! Immer vernünftig! Wie oft hörte sie dies Wort und wunderlicherweise immer in verschiedener Beziehung, je nachdem man ihr Rat gab. Es lohnte gar nicht mehr, darüber nachzudenken, wo eigentlich die größte Vernunft lag, und resigniert folgte sie Iwan in das Teezimmer hinauf. Des alten Fürsten Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der schönen Erscheinung des jungen Mädchens, die er mit einem Blick umfaßte, und deren Verwirrung und Erröten den Reiz noch steigerte, den sie ohnehin in seinen Augen besaß. Er begriff selbst Achilles Entschluß, wenn er auch noch durchaus nicht gewillt war, sich damit einverstanden zu erklären.

Die arme Ferra hatte eine qualvolle Stunde hinter dem funkelnden Samowar zu durchleben. Die zwei Augenpaare, die sie unablässig beobachteten und an ihr hingen, machten sie befangen und ungeschickt, selbst auf die mehrmaligen freundlichen Anreden des alten Herrn fehlten ihr fast die Anworten. Sie dankte Gott, als man sie endlich gehen ließ, obgleich Achille diesen Augenblick so viel wie möglich hinauszuschieben suchte, da ihm vor der nun folgenden Auseinandersetzung graute. Wider Erwarten fragte Fürst Konstantin gar nicht. Er schien die Anwesenheit eines schönen jungen Mädchens im Palais Arbanoff durchaus nicht auffällig zu finden, und mit einem Seufzer der Erleichterung zog sich Achille für einen Augenblick zurück. Kaum war er gegangen, winkte Fürst Arbanoff Leroy an seine Seite und sagte in gedämpftem Ton:

„Sie sind der Freund, der mir Mitteilung über Achilles Heiratsprojekt machte, nicht wahr?“

Der Legationsrat zögerte einen Augenblick.

„Ja,“ antwortete er endlich, entschlossen, sich auf alle Fälle den Schein der Ehrlichkeit zu wahren.

„Das Mädchen ist schön!“

„Sehr schön, Durchlaucht.“

„Auch tugendhaft?“

„Sie kam vor zwei Monaten aus dem Kloster Sacré-Coeur. Unbeschriebene Blätter nennt man wohl solche Kinder.“

„Aber dumm?“

„Nur schüchtern, Durchlaucht.“

„Woher hat sie Achille?“ —

„Gut!“ sagte Durchlaucht kurz und winkte mit der Hand,

als Leroy seine Erzählung beendet und Achille wieder eintrat, „schweigen wir vorläufig.“

Fürst Konstantin schien es darauf abgesehen zu haben, in die unteren Regionen des Palais Arbanoff Stolz und Freude zu bringen. Nicht allein, daß er Iwan, dessen Stammbaum auf eins der Güter der Fürsten zurückzuführen war, mit einem ansehnlichen Geldgeschenk für seine treuen Dienste überraschte, er stieg sogar persönlich hinab zu Clarisse, um auch dieser seine Anerkennung auszusprechen.

Die alte Beschließerin versank vor Wonne fast ganz in den Falten ihrer Kleider.

„Durchlaucht sind sehr gnädig! Außer der Ehre, die es mir war, dem Palais Arbanoff zu dienen, muß ich doch auch sagen, daß ich stets gewußt habe, wo meine Pflichten lagen und Pflichten zu respektieren —“ Clarisse wurde gewahr, daß sie nur noch den leeren Wänden ihren Sermon hielt, Fürst Konstantins scharfe Augen hatten durch die halboffene Tür des Nebenzimmers einen Spiegel entdeckt, der ihm Ferras schlanke Gestalt am Fenster zwischen Blumen zeigte: schnell überschritt er die Schwelle und trat zu ihr.

„Guten Morgen, Mademoiselle! Ich bin wirklich neugierig, ob Sie in Ihrem eigenen Heim auch so schweigsam sind, wie ich zu meinem Bedauern jedesmal konstatieren mußte, wenn Sie uns oben den Tee bereiteten. Schöne Frauen müssen plaudern, es kleidet sie besser als Stillschweigen.“

„Ich bin keine schöne Frau, Durchlaucht.“ Es war nicht Bescheidenheit, was Ferra so sprechen ließ, sie wußte, sie nahm es in ihrer äußeren Erscheinung sehr gut mit denen auf, die man gemeinhin so nannte, aber für sie gehörte dazu vor allen Dingen eine kostbare Toilette, die sie nicht besaß,

und jenes Parfüm, das von einer vornehmen Dame so unzertrennlich ist.

„Darüber ließe sich streiten,“ meinte Fürst Konstantin galant. „Übrigens begreife ich, daß Sie alle Ihre liebenswürdigen Gaben für Achille aufheben, er liebt Sie leidenschaftlich dafür, nicht wahr?“



Ferra sah mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens in des Sprechenden Gesicht.

„Von wem reden Sie, Durchlaucht?“

„Nun, von meinem Sohn, von Achille!“

„Ich war ihm von jeher eine Last, Durchlaucht,“ sagte sie, tief beschämt die Augen senkend, „aber was konnte ich dabei tun, ich habe niemand auf der ganzen Welt.“

„Sie sind töricht, Ferra, er liebt Sie, sage ich Ihnen.“

„O nein, Durchlaucht,“ die klaren Augen sahen ihn ohne alle Verwirrung an, „wer das sagt, hat Sie getäuscht. Ich weiß zwar nicht genau, wie Liebe ist, aber daß Fürst Arbanoff nichts für mich empfindet, das weiß ich bestimmt.“

„Und Sie?“

„Ich bin ihm dankbar gewesen, Durchlaucht, er hat mich aus einer elenden Kindheit errettet.“

„Und jetzt? Warum sprechen Sie von der Vergangenheit?“

„Weil ich fort will, Durchlaucht!“

„Hat man Sie beleidigt?“

„Ja, die Welt. Ich wußte ja nicht was ich tat, als ich hier blieb.“

„Armes Kind!“ sagte Fürst Konstantin mitleidig und nahm ihre Hand. „Kann ich Ihnen helfen?“

„Vielleicht, Durchlaucht. Clarisse schrieb an ihr Verwandten nach der Bretagne, aber sie wollen mich nicht, ich sei ihnen zu vornehm, meinen sie. Nun weiß ich gar nicht wohin; je weiter fort, desto lieber wäre es mir.“

„Armes Kind!“

Fürst Konstantin seufzte tief auf, als er das liebliche, errötende Gesicht vor sich betrachtete.

„Schade, daß man alt wird,“ sagte er dann.

„Sind Sie wirklich alt?“ meinte Ferra nachdenklich. „Vielleicht kommt es daher, daß ich zu Ihnen viel mehr Vertrauen habe, als zu irgend einem andern.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er freundlich und drückte ihre Hand. „Lieben Sie Blumen, Ferra?“

„O sehr.“

„Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen jeden Morgen welche sende, damit Sie doch wenigstens eine kleine Freude haben. Leben Sie wohl, mein Kind.“

Ferra blieb allein und ihrem Nachdenken überlassen. Sie fühlte sich durch die Aufmerksamkeit des Fürsten sehr geschmeichelt, aber was nützten ihr alle die Freundlichkeiten der

vornehmen Herren, so lange sie nicht wußte, wohin sie ihr Haupt betten sollte.

Am nächsten Tage sagte Fürst Konstantin halblaut, als Ferra zur Teestunde in das Zimmer trat, indem er sich näherte:

„Ich vermisse einen Veilchenstauß an Ihrer Brust, mein Kind, oder sollte ich so unglücklich gewesen sein und Ihren Geschmack nicht getroffen haben?"

„Durchlaucht waren sehr gütig." Ferra errötete heftig; der schöne Korb, der ihr so viel Freude gemacht hatte, stand sorgfältig aufgehoben in ihrem Zimmer, eine Blume davon vorzustecken hatte sie aber nicht gewagt.

„So sagen Sie immer zu jedem. Wollen Sie mir aber Ihren Dank und Ihre Freude augenscheinlicher beweisen, so tragen Sie jedesmal einige von den Ihnen geschickten Blumen, ich bitte darum!"

Und von jetzt ab trug Ferra alle Nachmittage ein frisches Sträußchen vor der Brust, das ihrem einfachen dunklen Kleide das Aussehen größeren Putzes gab, und Konstantin Arbanoff, dessen leuchtende Augen jedesmal von den duftenden Blumen zu dem süßen Gesicht aufwärts flogen, um dessen roten Mund sich dann ein schalkhaftes Lächeln stahl, setzte sich neben sie und plauderte mit ihr; allmählich wich ihre Befangenheit, ihre natürliche Dreistigkeit kehrte zurück, und das frische, jugendliche Lachen und seine sonore Stimme beherrschten bald ausschließlich den Raum.

„Sie ist die schlaueste Kokette, das berechnendste Geschöpf, das es je gegeben," dachte Leroy ingrimmig, dennoch empfand er wider Willen einen gewissen Respekt vor ihr, den Respekt, den Weltmenschen nur dem Talent feiner Berechnung zollen. Wenn Ferra trotz ihrer sechzehn Jahre, ihrer Klostererziehung

und ihrem unschuldigen Wesen imstande war, den alten Fürsten so geschickt an sich zu ziehen, wie es augenblicklich den Anschein hatte, dann mußte man mit ihr in Zukunft anders rechnen, als sonst gemeinhin mit einer schönen Frau.

Die Abreise des Fürsten stand bevor.

Ferra saß abends am Teetisch, Achille litt an Kopfschmerz, und Fürst Konstantin hing offenbar schweren, ernsten Gedanken nach.

„Morgen reise ich," sagte er endlich beiläufig.

„Schon?" fragte Achille mit matter Höflichkeit. „Paris hat nicht allzu großen Reiz für dich." Im Grunde war er aber recht froh, den Zwang, den ihm die Anwesenheit des Vaters auferlegt, beendet zu sehen.

Der Fürst blickte auf Ferra.

„Schade! Ach schade!" murmelte sie erschrocken, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Sie werden mich vermissen, Kind?"

„Sehr, Durchlaucht!"

Ihr war es wirklich, als schiede ihr guter Engel mit ihm. Sie hatte sich, seitdem er im Palais war, sicher und sorglos gefühlt, als hätte seine Anwesenheit genügt, sie vor den bösen Auslegungen zu bewahren, die die Welt ihrem Aufenthalt hier gab. Nun ging er — sie blieb wieder allein, noch schutzloser als bisher, mit einem Feind neben sich, wie Leroy, dessen Absichten sie mehr instinktiv ahnte wie zu beurteilen verstand, und immer noch wußte sie nicht wohin.

„Geben Sie mir die Blume von ihrer Brust, Ferra — zur Erinnerung. Ich sage Ihnen noch morgen lebewohl."

Sie reichte ihm schüchtern und errötend die Rose.

„Das Mädchen ist wie Sonnenschein."

Fürst Konstantins Augen blieben an der Tür haften, die sich hinter Ferra geschlossen.

„Sonnenschein ist auf die Dauer unbequem, er blendet. Bei mir hat er nirgends Einlaß.“ Achille erhob sich behutsam und stützte sich mit der Hand auf den Tisch, als sei er müde zum Umsinken, seine Augen überflogen die ungebeugte Gestalt des Vaters, etwas wie Verwunderung dämmerte darin auf. „Ich könnte dich fast beneiden, lieber Papa. Diese Empfänglichkeit noch — die Freude am Leben — diese Unverwüstlichkeit!



Ich bedarf schon wieder dringend der Ruhe. Gute Nacht!“

Fürst Konstantin heftete einen undefinierbaren Blick auf seinen Sohn, der schlaff, langsam und zusammengesunken das Zimmer verließ. Einen Augenblick machte er eine Bewegung, als wolle er ihn zurückhalten, dann sank die Hand, und statt dessen richtete er sich plötzlich straff auf.

„Vergebene Mühe,“ sagte er, den Kopf aufwerfend, „Asche! Nichts als Asche!“



VIII.

In ihrem Zimmer saß Ferra im einfachen, aber zierlichen Negligé, wie sie es liebte, wenn sie allein war. Den Kopf in die Hand gestützt, grübelnd und überlegend. Was sollte aus ihr werden? Die Frage fand sie ratloser und besorgter denn je.

Ein leises Klopfen an der Tür. Sie fuhr auf, Fürst Konstantin stand auf der Schwelle.

„Erschrecken Sie nicht, ich will Ihnen nur Lebewohl sagen, mein Kind,“ sagte er in der gütigen, freundlichen Art, die er immer ihr gegenüber an den Tag gelegt hatte, obgleich seine Augen voll leidenschaftlicher Bewunderung an ihrer Erscheinung hingen. „Und dazu scheint mir heute abend die beste Gelegenheit.“

Errötend und verwirrt zog sie das Negligé fester; herzklopfend fragte sie sich, ob sie nicht Clarisse rufen und inzwischen Toilette machen müsse, aber Fürst Konstantin, der vielleicht ihre Zweifel begriff, kam ihr zuvor, legte seine Hand auf ihre Schulter und fuhr lächelnd fort:

„Seien Sie nicht so bestürzt, Ferra, ich bin ja ein alter Mann und möchte ernstlich mit Ihnen reden. Sie wollen fort aus dem Palais Arbanoff! Gut, Kind, ich begreife den Grund wohl, aber wohin?"

„Ich weiß es wirklich nicht, Durchlaucht."

„Schön, einsam und verlassen, das sind gefährliche Faktoren für die Welt, wie sie einmal beschaffen ist," nickte der Fürst. „Ich möchte nicht, daß man an Ihnen etwas verdürbe, Sie sind mir zu schade für den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Gehen Sie mit mir, Ferra."

„Wenn ich dürfte!" — Ein Strahl unbeschreiblicher Freude brach aus ihren schimmernden Augen. Der Fürst war ein alter Mann, unter seinem Schutze glaubte sie sich auch vor der Welt geborgen, und dabei war er so herzlich freundlich gegen sie. Sie empfand den Unterschied zwischen Achilles Wesen und dem seinen sehr genau.

„Lassen Sie uns zuerst etwas niedersitzen, Kind," begann Fürst Konstantin wieder und strich aufgeregt über seinen weißen Bart. „Sie sind so eilig in Ihren Entschlüssen und haben doch alle die Konsequenzen noch gar nicht bedacht. Zuerst — Sie müßten Paris verlassen."

„Was frage ich danach."

„Und meinen Sohn — sagen Sie mir offen, steht er Ihrem Herzen nahe?"

Die Augen des Fürsten hingen unruhig an dem schönen Gesicht, das sich verlegen auf die Brust neigte.

„Ich bin ihm dankbar," stotterte sie verwirrt.

„Aber Sie lieben ihn nicht. Gott sei Dank, Ferra! Jedes Gefühl wäre da verschwendet, es erweckt Asche und Moder zu keinem neuen Leben. Ein Frauenherz muß an der Seite

eines solchen Mannes notwendig zu Grunde gehen, ohne daß man berechtigt wäre, ihm deshalb einen Vorwurf zu machen, aber —"

Fürst Konstantin schwieg. Er sah sehr erregt aus.

„Wozu das Zögern," fuhr er dann heftig, schwer Atem holend fort und trat dicht vor sie hin, „ich bin ein alter Mann, und man sollte meinen, Glut im Herzen und Schnee auf dem Scheitel vertrüge sich nicht. Dennoch — Ferra — ich liebe Sie! Nicht wie ein Vater seine Tochter, sondern wie der Mann diejenige, die er fragt: Willst du mein Weib werden?"

Sie wich erschrocken mit weit aufgerissenen Augen von ihm zurück. Was sie gehört, konnte unmöglich sein, sie mußte sich geirrt haben.

„Ferra, willst du mir folgen und mein Weib werden?"

Er hatte seine Worte wiederholt, kein Zweifel mehr! das Märchen ihres Lebens, das sie einst so goldig geträumt, erwachte wieder, warf die verhüllenden Schleier ab und sah sie mit strahlenden Augen an; eine taumelnde Glückseligkeit ergriff sie und machte sie schwindeln. Vorbei die Sorge und Angst um die Zukunft, vorbei die Demütigungen, die sie bisher empfunden. Nun war sie es, die mit einem Sprung den Gipfel erreicht hatte, nach dem so manche wohl begehrlich die Hand ausgestreckt hätte. Nicht demütig und dankbar nahm sie diesen Wechsel auf, ein unbeschreiblicher Triumph durchbebte sie nur, und mit einem Schrei warf sie sich in die geöffneten Arme.

„Ja, ja!" jauchzte sie glückselig.

Er streichelte ihr zärtlich das goldene Haar und preßte sie an sich, ein eigentümliches entsagungsvolles Lächeln lag um seine Lippen.

„Du bist noch so jung, Ferra, und der Entschluß ist so schwer; fürs ganze Leben, mein Kind! Aber ich werde dafür sorgen, daß du ihn niemals zu bereuen hast. Deine Seele ist ein unbeschriebenes Blatt, sie soll es bleiben, so lange ich lebe. Verworrene Schriftzeichen von Leidenschaft und Reue sollen es niemals bedecken und entstellen."



Ein Anflug von Trauer durchklang seine Stimme; er mochte in diesem Augenblick schmerzlich fühlen, daß Jugend, wenn sie auch Sache des Temperaments, unwiderbringlich verloren ist, sobald sich das Gesicht runzelt und das Auge trübt. Ferra empfand diesen unausgesprochenen Schmerz. Sie beugte sich auf seine Hand und küßte sie zärtlich.

„Sie sind so gütig, Durchlaucht! O, so gütig!"

„Hm!" dachte Clarisse, die bis in ihr Zimmer hinein deutlich das dumpfe Stimmengemurmel aus Ferras Salon herüber hörte, indem sie ruhelos auf dem dicken Teppich auf und ab ging. „Wer mag denn noch um diese Zeit da drinnen sein? Sollte Iwan, der alte Schwätzer — — oder gar ein Fremder — — Nein, das bin ich meiner Ehre, der Reputation

des Palais Arbanoff schuldig — und Ferra werde ich ganz anstandslos meine Meinung sagen — —"

Entrüstet öffnete sie die Tür, schrie auf, schlug die Hände zusammen und blieb mit zitternden Haubenbändern vor der Gruppe stehen, die sich ihren entsetzten Blicken darbot. Ferra, ihre Schutzbefohlene, in den Armen des Fürsten Konstantin! Mademoiselle erwartete, sprachlos in ihrer tugendhaften Entrüstung, nichts andres, als der Himmel fiele ein. Statt dessen erhob sich der alte Fürst.

„Sieh' da, Clarisse," sagte er in seiner freundlichen, aber unnahbaren Manier, „das ist gut, so läßt sich alles am besten erledigen. Ferra hat eingewilligt, mich nach Rußland zu begleiten, und Sie werden morgen Zeugin unsrer Trauung sein, nachdem Sie bisher meine Braut so mütterlich beschützt haben, nicht wahr?"

„Durchlaucht!" schrie Clarisse entsetzt, „ist das Ihr Ernst? Ferra — das kleine Blumenmädchen aus der Rue Rochefort — —" Unfähig, sich aufrecht zu erhalten, sank sie auf einen Stuhl.

„Ganz recht. Und vorher werde ich sie von einem Landsmann adoptieren lassen, damit niemand mehr Veranlassung findet, sich daran zu erinnern. Ich sehe, Sie sind überrascht, Clarisse; suchen Sie sich zu fassen und vor allen Dingen bewahren Sie unverbrüchliches Schweigen."

„Was wird Fürst Achille sagen," ächzte die Beschließerin.

„Vermutlich sehr wenig, oder glauben Sie, es bricht ihm das Herz, daß ich ohne Abschied gehe und Ferra mit mir? Ich zweifle! Sie war ihm ja immer nur eine Last!"

Clarisse hörte nichts von dem sarkastischen Tonfall in den Worten, wie eine Kassandra saß sie da und starrte mit unheilsehenden Blicken auf das Paar.

„O Gott! O Gott!“ stöhnte sie halblaut.

„Seien Sie vernünftig, Clarisse, morgen um zehn Uhr hole ich Sie ab und nun — behüten Sie mir den Schlaf der zukünftigen Fürstin Arbanoff, meiner Braut!“

In prächtiger Pose zog er Ferra an sich und küßte sie heiß und innig, sein ganzes Gesicht verklärte sich unter dem Kuß.

„Auf morgen!“ flüsterte er zärtlich.

Als er gegangen, seufzte Clarisse noch immer, während Ferra beide Arme um ihren Hals schlang.

„Wie ich glücklich bin! Überglücklich, Clarisse! Ich werde eine Stellung haben und im Winter an den Hof kommen, Brillanten tragen und Durchlaucht genannt werden. Eine kleine Ponyequipage werde ich mir halten, wertvolle Toiletten tragen und — ach, er ist so gut zu mir, Fürst Konstantin!“

„Und warum diese Heimlichkeiten?“ fragte Clarisse, noch immer nicht beruhigt.

„Er will es so, und was er will, wird wohl am besten sein. Übrigens bin ich froh darüber, nun brauche ich den Vicomte nicht wieder zu sehen. Wie er sich ärgern, was er für Augen machen wird!“

Und Ferra lachte toll und unbändig mit glühenden Wangen und funkelnden Augen.

Am nächsten Morgen geschah alles, wie es der Fürst angeordnet. Zuerst die Adoption, die aus Ferra Doutrange eine russische Aristokratin machte, ehe sie Fürstin Arbanoff wurde, dann die Trauung, und als die Teestunde herankam, befand sich das junge Paar bereits auf dem Wege in die Heimat.

IX.



war eine klare, frische Januarnacht.

Solide Bürger hatten sich bereits nach Hause begeben, nur die Schritte einiger verspäteter Trottoirwüstlinge hallten noch in den Straßen, die langgestreckt und einsam aus dem Herzen einer mitteldeutschen Residenz in die Vorstädte führten. In einer dieser Straßen ging eine Dame, groß und schlank, in einen prächtigen Mantel von dunkelrotem Brokatstoff gehüllt, dessen einzelne Goldfäden zuweilen im Licht einer Laterne funkelten. Um den Kopf trug sie ein weißes Spitzencapuchon, das, tief in die Stirn gezogen von ihrem Profil nicht allzuviel sehen ließ. Sie ging nicht langsam, nicht schnell, weder in tiefen Gedanken verloren, noch furchtsam zu dieser verhältnismäßig späten Stunde, sondern wie eine harmlose Spaziergängerin, die sich ihrer Freiheit freut, und doch schlug die Uhr der gewaltigen Domkirche soeben elf feierliche, lang aushallende Schläge, und alle anderen Uhren antworteten ihr.

Die Dame blieb stehen und hob lauschend den Kopf, las den Namen der nächsten Straßenecke, lachte halblaut vor sich hin, drehte sich um, sah rechts und links die Straßen hinab,

die sich alle gleich lang und einförmig, mit den endlosen Reihen Laternen besetzt, vor ihr ausdehnten.

„Das ist toll! Da habe ich mich verirrt," kicherte sie vor sich hin. „Was nur Mietze sagen wird!"

Sie kehrte um und ging den Weg, den sie gekommen, wieder zurück, diesmal etwas schneller, aber eher amüsiert, als geängstigt.

Hinter ihr her kam seit einigen Minuten ein Herr, sehr elegant gekleidet, groß und schlank wie sie selber, dessen Interesse offenbar durch die einsame Dame wachgerufen worden war. Als sie stehen blieb, zweifelhaft die Straßen musterte und endlich umkehrte, war er mit einigen schnellen Schritten an ihrer Seite, lüftete den Hut und sagte artig:

„Gestatten Sie, meine Gnädige, Sie scheinen sich verirrt zu haben. Darf ich Ihnen Auskunft geben?"

Ein Paar schimmernde Augen hoben sich blitzschnell zu ihm empor, ein prüfender, alles umfassender Blick streifte seine elegante Person, dann kam eine weiße, schlanke, juwelenblitzende Hand zum Vorschein, die den Capuchon noch tiefer in das Gesicht zog und ein sehr kühles von oben herab gehaltenes: „Danke!" war die einzige Antwort, die er erhielt.

Schweigend lüftete er abermals den Hut und trat zurück. Die Dame ging weiter, wie es schien, ihres Weges sicher, in Wahrheit aber sich nur völlig auf ihr gutes Glück verlassend; sie wußte gar nicht, wo sie sich befand. Die abscheulichen langen Linien waren schuld daran.

In gleichmäßigem Takt erklangen auf dem gegenüberliegenden Trottoir der Straße die Schritte des Herrn, der sich ihr vorhin so höflich genähert hatte, er schien sich gar nicht mehr um sie zu kümmern, als ob es die natürlichste Sache der

Welt wäre, daß Damen um diese Stunden in entlegenen Stadtvierteln promenierten. Sie hatte einen Zudringlichen in ihm vermutet, nun da sie Haltung und Gang beobachtete, ärgerte sie sich, so schroff gewesen zu sein. Sie überlegte eben, ob sie hinübergehen und jetzt ihrerseits um seine Begleitung bitten sollte, da öffnete sich ein Haustor, vor dem eine rote Laterne brannte, und ein Schwarm junger angekneipter Leute ergoß sich auf die Straße. Die Dame sehen, sie umringen, war eins.

„Halt, Schätzchen! Nicht weiter, erst einen Kuß!“ rief ein junges Bürschchen und trat mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Machen Sie mir Platz, meine Herren!“

Es war ein sehr hoher Ton, in dem dieser Befehl erlassen wurde. Die sie umgaben, lachten, machten aber keine Miene, demselben nachzukommen, im Gegenteil, sie faßten sich an den Händen und führten einen tollen Kriegstanz um ihr Opfer aus.

„Machen Sie mir augenblicklich Platz!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden und riß im Zorn den weißen Spitzenumhang in den Nacken. Das Laternenlicht flutete über goldrotes Haar, ein liebreizendes, zart gerundetes Gesicht und mächtige schimmernde Augen.

„Donnerwetter, sie ist schön!“

Einige der jungen Leute flüsterten es halblaut, gaben sie aber deshalb keineswegs frei.

„Nun, meine Herren, dächte ich, hätte der Scherz ein Ende,“ sagte eine sonore Stimme plötzlich zu dem Rädelsführer, und eine fein behandschuhte Hand legte sich nachdrücklich auf die Schulter des Kleineren: „Es ist Zeit für uns alle, nach Hause zu gehen.“

Es lag eine solche Überlegenheit in der Art und Weise des Sprechenden, in der ganzen Haltung, daß das junge Völkchen sich dieser ohne weiteres unterordnete.



„Der Weg ist frei für Hans zu seiner Grete," antwortete mit einer grandiosen Armbewegung der Angeredete. „Eins, zwei, drei! Ab im Gänsemarsch!"

Und dahin zogen sie lachend und lärmend.

Die beiden Zurückgebliebenen standen einander gegenüber.

„Wenn ich es nun zum zweitenmal wage, meine Gnädige, Ihnen Auskunft und sogar meinen Schutz anzubieten, werden Sie mich wieder refüsieren?"

„Ach nein, ich bin Ihnen herzlich dankbar." Sie war

etwas kleinlaut geworden, die ausgestandene Angst hatte sie fügsam gemacht.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“

„Einen Augenblick, ich will erst meinen Schleier ordnen.“

Er blieb stehen und sah ihr zu; die Bewegungen der Hände, deren eine mit langem Handschuh bis zum Ellbogen bekleidet war, das Parfüm, daß ihr entströmte, vor allem die Art, mit der sie sich hielt und sprach, gaben ihm das unzweifelhafte Bewußtsein, es mit einer Dame zu tun zu haben. Wie aber kam eine solche zu dieser Zeit hierher? Es war ihm ein Rätsel.

Sie ging jetzt an seinem Arm und warf zuweilen flüchtig prüfende Blicke zu ihm empor, er gefiel ihr augenscheinlich. Brünett, mit dunklen, melancholischen Augen, schlank, elegant und mit gewaltiger Schnurrbartzier; so hatte sie sich die Männer gedacht, die ihr einmal Interesse einflößen sollten, infolgedessen wurde ihre Miene freundlicher, sie lehnte sich fester auf ihn. Er bemerkte und belächelte es.

„Ich habe Ihnen noch zu danken,“ begann sie endlich sanft. „Ohne Ihr Dazwischenkommen hätte ich wahrscheinlich noch manche Unannehmlichkeit gehabt. Ich wußte nicht, daß junge Leute so taktlos sein können!“

„Meine Gnädige, seien Sie gerecht! Um diese Zeit eine Dame allein auf der Straße —“ Er vollendete nicht und zuckte nur vielsagend die Achseln.

„Mein Gott, was ist denn dabei?“

„Nicht viel, nur einer allgemeinen Sitte damit Hohn gesprochen, und wer das tut, darf die Konsequenzen nicht wunderbar finden.“

„Sie urteilen hart.“

„Nicht doch, aber ich gestehe Ihnen gern, eine Dame meiner Gesellschaft und meiner Bekanntschaft dürfte dergleichen nicht wagen.“

„Gott sei Dank, mir hat niemand etwas zu sagen! Außerdem dächte ich doch, daß man verstehen muß, Unterschiede zu machen.“

„Wie Sie etwa Gelegenheit hatten zu bemerken.“ Er lächelte sarkastisch.

„Und Sie?“ fragte sie gereizt und triumphierend zugleich, „haben Sie etwa auch gezweifelt, wen Sie vor sich haben?“

„Ich nicht — keinen Augenblick!“ gestand er.

„Nun, also!“

„O, das schließt einen Tadel noch nicht aus! Ich bin ganz offen, Gnädigste!“

„Dann will ich auch offen sein,“ sagte sie etwas kleinlaut, „damit Sie den natürlichen Zusammenhang erfahren. Ich komme aus dem Theater, bin fremd hier, trotzdem schickte ich meinen Wagen nach Hause, da mich die Lust anwandelte, nach all der Hitze und dem Licht kühle Luft und Dunkelheit um mich zu haben. Dabei habe ich wohl gleich anfangs den Weg verfehlt, genug, ich bin gegangen — gegangen — —“

„Wie unvorsichtig! Sie müssen todmüde sein, meine Gnädige.“

„Gar nicht! Ich bin weite Promenaden gewöhnt. Wenn es Ihnen recht ist gehen wir.“

„Wohin darf ich Sie führen?“

Sie nannte die fashionabelste Stadtgegend der Residenz, in der ausschließlich der höchste Adel residierte und sah, daß sie ihr Begleiter daraufhin überrascht anblickte.

„Dann sind wir bald am Ziel," sagte er merklich reservierter.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?" fragte sie, plötzlich stehen bleibend. „Wollen Sie das Abenteuer dieser Nacht vergessen? Nicht als ob ich mich dessen schämte," fuhr sie hastig fort, „ich bin Richter und Herr meiner eignen Handlungen, aber ich sehe, wie Sie diese harmlose kleine Extravaganz beurteilen und möchte nicht, daß es andere ebenso täten."

„Meiner Diskretion können Sie sicher sein."

„Nicht allein das. Ich will auch nicht, daß Sie erfahren, wo ich hingehöre; am Prinzenweg sagen Sie mir Lebewohl, von dort weiß ich Bescheid."

„Ganz wie Sie befehlen."

„Sie machen also keinerlei Versuch?"

„Wenn es Sie beruhigt, meine Gnädige, ich war niemals ein Freund sogenannter galanter Abenteuer."

„Oh!" sagte sie, und etwas wie Enttäuschung lag in dem Ton ihrer Stimme, „das ändert dann die Sache. Also auf Nichtwiedersehen und Nichtkennen!"

Sie reichte ihm die Hand, da er stehen geblieben war, und sie ein flüchtiger Umblick überzeugte, daß sie zu Hause sei.

„Nur das letztere kann ich versprechen!"

„Damit bin ich zufrieden. Gute Nacht und herzlichen Dank für den Ritterdienst."

„Den hätte ich jeder Dame in Ihrer Situation erwiesen."

Er zog die dargereichte Hand an die Lippen, rief einen vorüberrollenden Fiaker an und sprang hinein.

„Wahrhaftig!" dachte sie frappiert, „er sieht sich auch

nicht einmal nach mir um!" und im stillen wunderte sie sich darüber.

Das Haus, an dem sie die Glocke zog, machte schon von außen einen vornehmen Eindruck, der noch erhöht wurde, als die Flügeltüren aufflogen, und man in das hell erleuchtete Vestibül trat, das mit Blumen und Marmorfiguren reich dekoriert war.

„Madame haben befohlen, Durchlaucht zu benachrichtigen, daß sie im blauen Salon wartet," sagte ein galonierter Diener mit tiefer Verbeugung zu der Eintretenden.

Die junge Fürstin Arbanoff nickte, warf den Mantel ab und eilte schnellen Schrittes nach dem kleinen blauen Salon, in dem ihre ältere Verwandte, Frau von Bogdanoff, auf sie wartend im Sessel saß und Bonbons naschte.

„Hast du dich um mich geängstigt, Mietze?" fragte Ferra, bereit, ihr Unrecht zuzustehen.

„Kein Gedanke! Warum? Weil du launenhaft bist und zu Fuß gehen willst, anstatt zu fahren? Jede Frau hat Launen, und du bist alt genug, um für die deinen einzustehen.“

„Nun ja,“ sagte Ferra lachend und warf das weiße Spitzentuch, das sie in der Eile noch in der Hand behalten hatte mit nachlässiger Unbekümmertheit auf den nächsten Sessel, „das war sehr klug von dir, liebe Mietze, aber ich bin es noch von Konstantin her gewöhnt, weißt du, daß er sich um mich ängstigte, sobald ich über die Zeit ausblieb.“

Maria Paulowna, wie sie dem Taufregister nach hieß, zuckte mit einer ziemlich ausdrucksvollen Bewegung die Achseln, schob die Bonbons beiseite und statt dessen das in Kupfer getriebene Rauchservice näher, während sie sich anschickte mit geschickten flinken Fingern eine Zigarette zu drehen.

„Willst du noch Tee, Ferra?“

„Ja, eine Tasse. Draußen war es kühl.“

„Du blühst wie ein Rose.“

„Ich habe ein Abenteuer gehabt. Ein wirkliches Abenteuer, Mietze.“

„Halt! Ehe du erzählst, mach' es dir bequem. Laß Jaqueline mit dem Tee kommen und ziehe dich um, es plaudert sich dann besser. Gleich schlägt es zwölf, bis eins haben wir Zeit, eher kann ich doch nicht schlafen.“

Ferra nickte. Ein scharfer Druck auf die Klingel, das Kammermädchen erschien, empfing die Befehle der Damen, nahm mit leichtem Griff das Tuch vom Boden auf, auf den es inzwischen geglitten, und folgte ihrer jungen Herrin in die Zimmerflucht rechter Hand, die zum ausschließlichen Gebrauch der Fürstin Arbanoff eingerichtet war, während Frau von Bugdanoff links residierte und nur der blaue Salon neutrales Gebiet blieb.

Mietze Bogdanoff, wie sie in vertrauteren Kreisen genannt wurde, war eine kleine Person, mit einem gelben Tatarengesicht und scharfen, schwarzen Augen. Sie rauchte den ganzen Tag und genierte sich nicht, über alle Dinge zu sprechen, die ihr gerade in den Mund kamen. Dabei übte sie einen merkwürdigen Einfluß auf ihre Umgebung aus, da sie ein kaltes Herz besaß, für nichts und niemand je ein warmes Gefühl an den Tag gelegt hatte und klug, sogar manchmal grausam war. Bei Lebzeiten ihres Mannes eines Gesandten hatte sie an verschiedenen Höfen eine bedeutende Rolle gespielt, sich in Intriguen eingelassen, sich aber nie dabei kompromittiert; jetzt lebte sie gewissermaßen zurückgezogen an dem Hof zu D., machte nur mit, was ihr gefiel, stand bei den höchsten Herrschaften sehr in Gnaden, obwohl sie auch denen gegenüber manchmal ebenso geistvoll wie boshaft sein konnte, und war tolerant bis an die äußerste Grenze.

Konstantin Arbanoff war ihr Vetter gewesen. Als sie von seiner übereilten Heirat zuerst gehört, hatte sie die Achseln gezuckt und ihn einen Narren genannt, als sie dann Ferra gesehen, lachend gesagt: ich begreife alles! Ihr Standesbewußtsein wurde nicht weiter auf die Probe gestellt, denn die junge Fürstin galt überall als die Nichte Dimitrij Nasakoffs, der sie im Kloster Sacré-Coeur erziehen ließ; von ihrer Adoption, ihrem Aufenthalt im Palais Arbanoff, ihrer dunklen Vergangenheit hatte niemand eine Ahnung, und Konstantin Arbanoff hatte nicht erst nötig, Ferra darüber strengstes Schweigen aufzuerlegen, es war für sie in ihrer jetzigen Stellung ohnehin ein wunder Punkt, dessen sie sich schämte. — Als Fürst Arbanoff ein Jahr verheiratet war und zufällig erfuhr, daß sich Bogdanoff

in einer politischen Mission am Petersburger Hof befand, beschloß er, seine junge unerfahrene Frau den Händen der routinierten Weltdame anzuvertrauen und sie bei Hofe zu präsentieren. Maria Paulowna sagte ihm mit Vergnügen ihre Hilfe zu, denn sie hatte es von jeher geliebt, mit schönen Protegées zu glänzen, obgleich sie niemals darüber im unklaren war, daß sie für diese nur eine wirksame Folie bildete. Von kleinlichem Neid und Mißgunst war ihr Charakter frei.

Am Abend des Hoffestes, an dem Ferra zum erstenmal den höchsten Herrschaften vorgestellt werden sollte, als sie bereits in großer Toilette, bis an die Nase in Blaufuchs gehüllt, neben ihrem Gatten in der Equipage saß, gingen die Pferde durch, der Wagen stürzte um, und Konstantin Arbanoff trug eine so schwere Verletzung davon, daß er, ein Jahr an das Krankenbett gefesselt, derselben endlich erlag.

Man brachte den Schwerverwundeten, dessen junge Frau wie ein Wunder der Gefahr entronnen war, in das Palais Bogdanoff hinauf, und niemals hatte Maria Paulowna den Eindruck vergessen, den ihr damals die hohe schlanke Gestalt in der silbergestickten, hellblauen Atlasrobe und dem weißen Gesicht gemacht.

Dann starb Konstantin Arbanoff und Peter Paul Bogdanoff in demselben Jahr. Seine Witwe, die ihn nicht allzu heftig betrauerte, hielt sich einen Sommer hindurch in der reizend gelegenen Residenzstadt D. auf, wo sie schon von früher her mit dem Hof in näheren Beziehungen stand; sie wollte anfangs immer noch fort, weil ihr manche Verhältnisse zu kleinlich schienen, blieb aber endlich doch dort hängen. Sie besaß eine große Villa für sich allein im fashionabelsten Stadtviertel, die sie allerdings nur zur Hälfte bewohnte, und

da sie allmählich bequemer und etwas gichtisch geworden war, fiel es ihr in einer schlaflosen Nacht ein, daß es sicher amüsanter wäre, wenn sie ein junges, gleichstehendes Wesen um sich hätte, daß ihr Interesse einflößte, wenn auch nur das negative Interesse an Herzensregungen und Gefühlsäußerungen, mit denen sie ihr ganzes Leben lang nur experimentiert hatte, um sich wie ein Vivisektor an ihren Ursachen und Wirkungen zu ergötzen und zu belehren, ohne ihnen jemals einen Tribut darzubringen. Das Resultat dieser schlaflosen Nacht war eine Einladung an Ferra Arbanoff.

„Du bist Witwe," schrieb sie ihr, „jung, schön, reich. Es wäre Wahnsinn, meinen Vetter länger als drei Jahre zu betrauern; das Leben hat Anrechte an dich, du Ansprüche an dieses. Bei deiner Jugend kannst du aber nirgends ohne Gardedame auftreten, ohne dich verdächtig zu machen. Komme zu mir. Der Hof in D. ist zwar kein vollständiges Eldorado, aber immerhin amüsanter, als die russischen Steppen. Du kannst bleiben, so lange es dir gefällt. Entlasse deine Gesellschafterin und bestelle dir Toiletten bei Worth; die Hälfte meiner Villa steht dir zur Verfügung. Deine Jungfer bringe mit. Wir wollen einander nicht genieren, vollkommene Freiheit und Toleranz für jeden von uns, keine Rücksichten, keine Gene, aber auch keine überflüssigen Gefühle. Wir sind beide allein und wollen uns als gute Kameraden vorläufig zusammentun, das gereicht uns beiden zum Vorteil. Willst du, so zeige mir den Tag deiner Ankunft telegraphisch an."

Maria Paulowna zweifelte keinen Augenblick, daß Ferra die so gebotene Einladung annehmen werde, und sie irrte darin nicht. Seit drei Tagen befand sich die junge Fürstin

in D. in Frau von Bogdanoffs Villa und Schutz. Sie war mit ihren zweiundzwanzig Jahren etwas reifer und voller, fast noch schöner geworden, und ihre ältere Verwandte konnte einen Ausruf der Befriedigung bei ihrem Anblick nicht unterdrücken. Sie sah voraus, daß Ferras Auftreten einen Sturm entfesseln würde, und war es auch nur ein Sturm in einem Glase Wasser, immerhin amüsant, seinen Kreisen zuzusehen, und Maria Paulowna sehnte sich nach Amüsement.

Sie hatte mit ihren scharfen Augen seit den sechsunddreißig Stunden ihrer neuen Bekanntschaft Ferras Charakter bereits durchschaut, und sie war neugierig, wie sich all die entdeckten Eigenschaften unter ihren Augen und in der treibenden Hofluft entfalten würden. Morgen war die erste Probe.

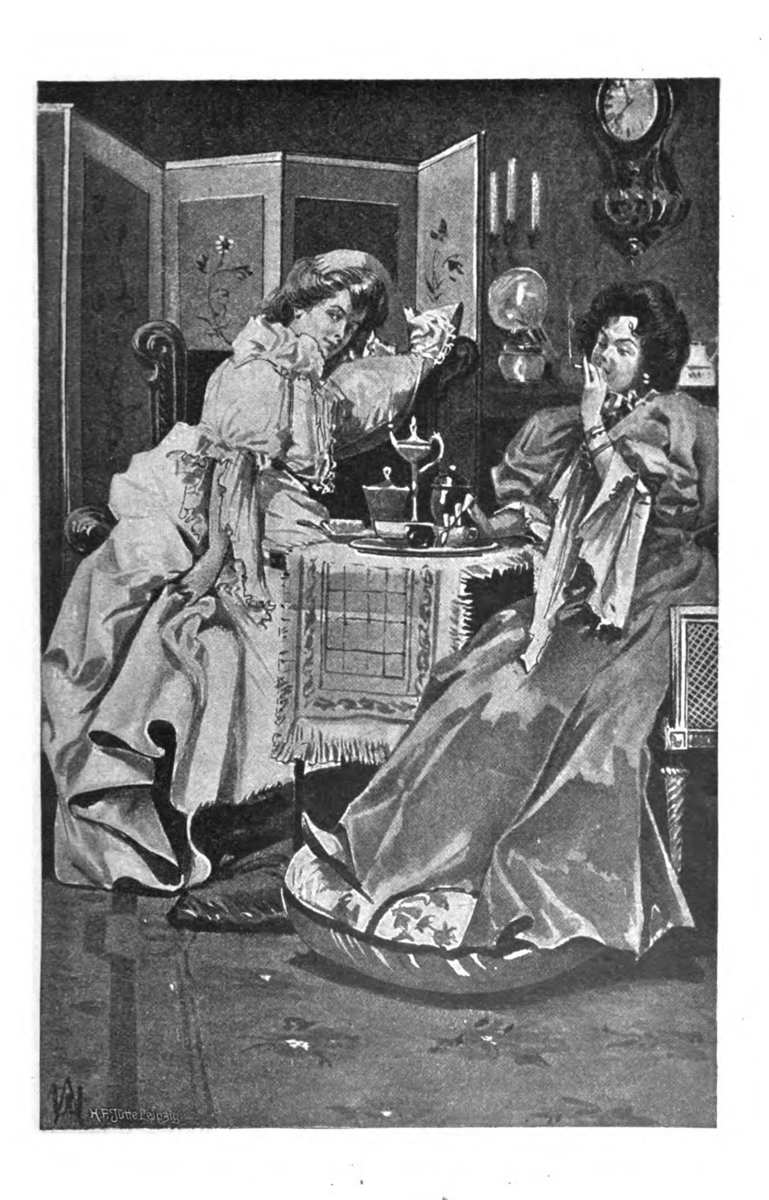
Sie weidete sich im voraus an den Gesichtern des Prinzen Dagobert und der Prinzeß Sibylle, an dem Flüstern und Staunen der Höflinge, während sie dichte, blaue Tabakswolken zum Plafond emporblies, an dessen mächtiger Kristallkrone nur zwei diskrete Flammen strahlten. Indem trat Ferra wieder ein.

Sie hatte die reiche Abendtoilette mit einem türkischen Schlafrock vertauscht, und das rötliche Haar wallte sein Gelock um Schultern und Nacken. Mietze Bogdanoff betrachtete sie prüfend mit halbgeschlossenen Augen, wie ein sehenswertes Kunstwerk.

„Bravo,“ sagte sie dann anerkennend, „du siehst vorzüglich aus, Ferra. Nach morgen abend wird mich mancher um diese Tetes-a-Tetes mit dir beneiden.“

Ferra lachte, warf sich in den Sessel und drückte die Wange gegen das blauseidene Polster.

„Ich darf füglich seit heute abend einen weniger hohen Begriff von mir haben.“


H.F. Jütte Leipzig

„Wieso?"

„Erzählte ich dir nicht von einem Abenteuer? Auf den Betreffenden habe ich unendlich geringen Eindruck gemacht."

Sie nahm den heißen Tee in kleinen Schlückchen aus der Sevrestasse und lächelte wieder. Das Bewußtsein ihrer Sieghaftigkeit war ihr so sehr in Fleisch und Blut durch die Anbetung ihres alten Gemahls übergegangen, daß sie diese scheinbare Niederlage nur amüsierte und frappierte. Darauf begann sie die Erzählung ihres Erlebnisses.

„Und er sah sich nicht einmal mehr um!" wiederholte sie nachdrücklich, schob die Tasse beiseite und zündete sich ebenfalls eine Zigarette an, „obgleich die Situation doch immerhin eine interessante war. Findest du nicht, Mietze?"

„Das ist Rommingens Art!"

Ferra fuhr auf, die Zigarette flog auf den Boden und schwelte dort weiter.

„Was! Du kennst ihn? Und das sagst du mir jetzt erst?"

„Jetzt, nachdem du fertig bist."

„Groß, schlank, elegant, brünett —"

„Ja, ja! Übrigens kann nur Rommingen so knapp in allen seinen Handlungen und Höflichkeiten sein."

„Nur Rommingen?"

„Detlev Graf Rommingen-Erdenflueh, Adjutant des Prinzen Dagobert."

„Ah!" Es war offenbar ein Laut der Befriedigung, der den roten Lippen entschlüpfte; sie lag wieder im Sessel und hatte eine neue Zigarette zwischen den Zähnen. „Kannst du mir nicht etwas über ihn erzählen, Mietze?"

„Er ist gar nicht mein Genre," gestand Frau von Bogdanoff. „Immer reserviert, immer tadellos und voller Formen;

solche Männer sind unbequem, strenge Richter für alles, was sich ihrem Sittenkodex nicht fügt. Sie beurteilen unser Geschlecht nur nach den Tugenden, die es besitzt und nehmen lieber große Füße, als eine kleine Pikanterie mit in den Kauf. Rommingen erinnert mich immer an irgend einen Heiligen. Ich glaube, die einzige Frau, die er je geliebt hat, war seine Großmutter, nach deren Musterbild sucht er in der jetzigen Generation sein zweites Ideal."

„Ein so schöner Mann!"

„Ja, und bei Hofe so gut akkreditiert, daß mein guter Freund Neukirch manchmal eifersüchtig auf ihn ist. Da schlägt es ein Uhr. Gute Nacht, Cousine."

Maria Bogdanoff erhob sich und ging in ihre Gemächer zur linken Seite; sie war sehr penibel in ihren Gewohnheiten. Die junge Fürstin blieb noch ein wenig sitzen und starrte in die verlöschende Kaminglut.

Vielleicht träumte sie den Erfolgen und Triumphen entgegen, die ihr die nächste Zukunft bringen sollte.





X.

Das Palais des regierenden Fürsten blieb jahraus, jahrein dunkel und einsam. Herzog August Theodor war von Charakteranlage ein Einsiedler. Die Jahre und verschiedene ihn tief berührende Privatverhältnisse hatten diese Neigung bei ihm immer mehr verstärkt. Er stand seinen Regierungsgeschäften mit großer Treue und Konsequenz vor, wurde von seinem Volk auf das innigste verehrt, aber zu sehen bekam ihn

niemand, selten einmal sein Neffe, obgleich dieser, da August Theodor unbeweibt, sein präsumtiver Thronerbe war. In seinen Mußestunden trieb er Astronomie, und zu allen Hoffestlichkeiten entsandte er einen Stellvertreter in Person seines alten Hofmarschalls. Die einzige, die sich nicht von seiner Tür weisen ließ, war Prinzessin Sibylle, wenn sie sich zu Klagen über ihren Gatten berechtigt glaubte, was im Grunde genommen sehr oft vorkam und von dem Regierenden aufs tiefste verabscheut wurde. Und wenn er auch dem Prinzen Dagobert meist unrecht geben mußte, die Prinzessin war ihm im höchsten Grade unsympathisch.

Seinem Neffen machte er wohl hier und da eine kleine Andeutung darüber, wenn er ihn sanft zu tadeln versuchte, aber der Prinz lachte dann und sagte, indem er die Schultern hoch zog:

„Was hilft's, Onkel! Sie hatte Geld, und Geld ist bei uns stets etwas rar gewesen. Ich trage mein Joch in Geduld; daß ich es mir manchmal zu erleichtern suche, wer kann mich deshalb verdammen?"

Es verdammte ihn auch niemand, im Gegenteil, Prinz Dagobert wurde viel mehr geliebt und verehrt, als er eigentlich verdiente.

August Theodor bewohnte die mächtige, aber einfache Residenz, ein uraltes Bauwerk aus verwittertem Gestein, mit unzähligen gradlinigen Fenstern ohne Balkone, Erker und Türme. Die jungen hohen Herrschaften dagegen residierten im neuen Schloß, das ganz massiv in rötlichem Sandstein aufgeführt, mit seiner reichen Skulptur, seinem eisernen Wappen, vergoldeten Gittern, so elegant und luxuriös aussah, wie es die staunende Menge nur wünschen konnte, die täglich



mit ehrfurchtsvollen Blicken dort hinauf zu sehen sich gewöhnt hatte.

In diesem Schloß, dessen Spiegelsaal sogar außerhalb des Landes berühmt war, wurde heute der erste Ball in dieser Saison abgehalten, zu dem Frau von Bogdanoff die Erlaubnis erbeten hatte, ihre Cousine einführen zu dürfen, um sie den hohen Herrschaften zu präsentieren. Man hatte ihr diese huldvollst gewährt; ihre Stellung, ihr Reichtum, die Rücksichten, deren sie sich überhaupt zu erfreuen hatte, bürgten genug für die Qualität der schönen Russin, die D. für einen Winter mit ihrer Gegenwart auszuzeichnen gedachte.

Die Damen kamen spät. Auf den Treppen und Gängen war bereits der größte Trubel vorüber, alle Eingeladenen schon vollzählig im Spiegelsaal versammelt, die letzten Nachzügler eilten noch schnell an ihre Plätze. Frau von Bogdanoff und Ferra standen ganz allein in dem geräumigen Garderobenraum, als die Hülle fiel, die die schlanke Gestalt der jungen Fürstin bisher versteckt hatte. Sie trug eine weiße in Weiß gestickte Atlasrobe, mit Sträußen von weißen Marabus, in denen Brillanten funkelten, Federn begrenzten den Halsausschnitt, die schmalen Achseln des Kleides, und ein Federbusch schmückte das goldrote Haar. In ihrer distinguierten Einfachheit war die Toilette ein Raffinement, und Ferra sah in ihr geradezu sinnberückend schön aus.

„Beeile dich," mahnte Frau von Bogdanoff und schob sie in den Saal, „es ist die allerhöchste Zeit."

Die Türen zu den Gemächern der Fürstlichkeiten wurden soeben geöffnet, die drei Schläge des Hofmarschallstabes ertönten, Prinz und Prinzeß Dagobert traten über die Schwelle. Alles neigt sich vor ihnen, die kahlen Köpfe der Exzellenzen

sinken gleichzeitig so tief es geht, als wenn ein Wind über Kornfelder bläst, die Damen tauchen unter in ihre rauschenden Staatsroben und Ferra sieht mit großen Augen dem Gefolge entgegen, dessen Nahen sie auf das höchste interessierte.

Der Saal, dessen Wände ganz aus Spiegel, dessen Kamine aus weißem Porzellan mit reicher Vergoldung bestehen, dessen schwere Stoffdraperien ebenfalls in Weiß gehalten sind, macht einen mächtigen vornehmen Eindruck. Prinz Dagobert hat hier seiner Prachtliebe ganz die Zügel schießen lassen. Drei prächtige venetianische Kronen hängen von der Decke herab und spiegeln sich in den Wänden wieder. Die Galerie, auf der die Kapelle spielt, ist von einem feinen goldnen Gitterwerk umzogen und die Ecken des Saales runden verschiedene Blumengruppen ab, diesmal sind es rote Azalien, deren Wirkung geradezu zauberhaft ist. Ferra, die verstohlen alles mustert, fühlt ihr Herz höher klopfen. Das funkelt und blitzt von Juwelen und Orden um sie herum, das rauscht und schimmert in gebrochenen Lichtern aus schweren Falten, das duftet und lächelt geschmeichelt, als gebe es nichts anderes in der Welt, um das es sich zu leben lohnt.

Die junge Fürstin ist noch ein wenig benommen, sonst würde sie sehen, daß die Toiletten der sie umgebenden Damen weder hoch modern noch sehr geschmackvoll, daß die Leute einen etwas altmodischen Anstrich nicht verleugnen konnten und man sie zum Brennpunkt aller Blicke machte, sobald die Fürstlichkeiten passiert waren.

Exzellenz Neukirch öffnete seine halbgeschlossenen Augen ganz weit vor der Überraschung und berührte leicht den Arm seines Nachbars.

„Sapristi! wer konnte ahnen, daß die Bogdanoff eine

solche Cousine besitzt." Und in Gedanken setzte er hinzu: „da gilt es auf den Prinzen zu passen." — Er rieb sich leicht die Hände, denn Exgouverneur, der er war, galt er aus manchem Grunde noch immer als der beste Freund des Prinzen und hielt sich vor allen Dingen selbst dafür. Mit einem leisen, verständnisvollen Lächeln nickte das gelichtete, aber desto sorgfältiger frisierte Haupt der anderen Exzellenz still vor sich hin.

Prinz Dagobert übrigens war, ohne schön zu sein, eine vornehme, ritterliche Erscheinung, und die Prinzeß an seiner Seite verlor noch mehr durch den Kontrast. Man sah es ihm wohl an, daß er stark gelebt hatte, feine Fältchen zogen sich bereits um Mund und Augen, obgleich er noch nicht vierzig Jahre zählte, aber das schloß ein liebenswürdiges Wohlwollen nicht aus, das sich zu gleicher Zeit in den lebhaften grauen Augen und den schnellen Bewegungen, die ihm eigen, spiegelte. Er verlor als Mann nicht einmal sonderlich im Vergleich zu dem schönen Adjutanten, der gleich groß und gleich vornehm, nur kälter und reservierter in streng dienstlicher Haltung hinter seinem hohen Herrn stand. Sie trugen beide Infanterieuniform, Rommingen mit den kleidsamen, goldnen Adjutantenschnüren, der Prinz mit Ordensbändern und funkelnden Sternen.

Prinzessin Sibylle war über Mittelgröße, aber mager und starkknochig entbehrte sie jedes anmutigen Reizes; ihr Teint, den abends das Gaslicht hob, war bei Tage fahl und undurchsichtig, Haare und Augen von unbestimmter, nichtssagender Farbe. Kurzum, sie gehörte zu jenen weiblichen Wesen, denen die Natur alle Waffen zu reizen und zu bezaubern versagt hatte. Weil sie das fühlte, denn trotz großer

Schwächen und Fehler ihres Charakters war Prinzeß Sibylle doch sehr klug, hatte sie an ihrem Hofe eine strenge, fast puritanische Einfachheit eingeführt und dafür gesorgt, daß die Oberhofmeisterin, sowie die beiden Hofdamen nach keiner Richtung hin bevorzugter waren als sie selber.

Die bösen Mäuler der Crême de l'aristocratie nannten den Flügel, den die Prinzeß mit ihren Damen bewohnte, „die Schreckenskammer", und Neukirch behauptete, niemand anders als Frau von Bogdanoff habe diese Bezeichnung erfunden.

Soviel sie vermochte, wütete die Prinzeß im geheimen gegen alles, was jung, schön und elegant war, quälte den Prinzen mit einer unaufhörlichen allerdings begründeten Eifersucht und hatte es kürzlich erst durchgesetzt, daß eine sehr hübsche und beliebte Sängerin des D.er Hoftheaters Knall und Fall entlassen wurde, weil ihr der Prinz zu ostensible Huldigungen erwies. Man hatte sich das laut und leise in die Ohren geflüstert — D. war für die Chronique scandaleuse ganz vortrefflicher Boden — und deshalb gab es wenig Personen im Spiegelsaal, die nicht mit doppeltem Interesse der Präsentation der schönen Russin entgegensahen deren Stellung sie über alle heimlichen Angriffe hinaushob, und die sich nicht das spitzbübische Lächeln um Frau von Bogdanoffs Lippen sehr wohl zu deuten wußten.

Ferra war beim näheren Anblick der Fürstlichkeiten und ihrer Umgebung bitter enttäuscht. Die Prinzeß in ihrer Robe aus gelbem Brokatstoff mit den schlicht zurückgenommenen Haaren mißfiel ihr gründlich. In solcher Toilette hätte sie sich nicht um die Welt fremden Augen zeigen mögen. Sie warf einen verstohlenen Blick auf ihr reizendes Spiegelbild,

die schimmernden rötlichen Löckchen, die sich anmutig um Stirn und Nacken ringelten, und fühlte sich außerordentlich zufrieden mit sich selber.

Heute würde Rommingen einen besseren Begriff von ihr bekommen! Sie sah ihm entgegen, so erwartungsvoll, daß sie nicht einmal die Blicke des Prinzen bemerkte, der seine Augen mit dem Ausdruck unverhohlenen Erstaunens und voller Bewunderung auf ihr ruhen ließ, dessen Nasenflügel sich dehnten, als wittre er ein neues Wild, und dessen lange, rötliche Schnurrbartspitzen sich ein wenig hoben, als presse er unter ihnen die Lippen. Auch Detlev hatte sie in diesem Augenblick gesehen und erkannt. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Eine Dame — nun ja eine Dame hatte er gestern abend wohl schon in ihr erkannt, aber doch nicht erwartet, daß sie ihm heute auf dem Parkett des Hofes wieder begegnen würde. Er pfiff einen Augenblick leise durch die Zähne, die Überraschung lähmte ihn fast, ihre Augen begegneten sich, ein schelmisches Lächeln umzuckte flüchtig den roten Mund Ferras.

„Fürstin Arbanoff wünscht unter der Repräsentation ihrer Cousine, der Frau von Bogdanoff, Hoheit vorgestellt zu werden," ertönte die Stimme des Hofmarschalls; die kleine Gestalt neben ihr verschwand fast ganz in den rauschenden Falten des violetten Samtkleides, ein Beispiel, dem Ferra schleunigst folgte.

Prinzeß Sibylle hatte mit scharfem Blick die schöne, elegante Erscheinung der sich tief vor ihr Neigenden gemustert, Schreck durchzuckte sie, sie war sich im Augenblick völlig darüber klar, daß ihr aus dieser eine gefährliche Nebenbuhlerin erstehen würde; dennoch wahrte sie ganz die Würde



ihrer Stellung. Mit gemessenem, aber durchaus freundlichem Gruß sagte sie:

„Ich bin zwar sehr überrascht, meine liebe Frau von Bogdanoff, — ich wußte nicht, daß sie noch jüngere Familienglieder besäßen — aber auch sehr erfreut für Sie, daß Ihre Einsamkeit von nun an ein Ende hat. Gedenken Sie länger hier zu bleiben, Fürstin?"

„Das haben wir vorläufig unbestimmt gelassen, Hoheit. Ich bin keine Freundin von irgend welchen bindenden Vorausbestimmungen."

Maria Paulowna sezierte ordentlich bei diesen Worten mit geheimer Genugtuung das Gesicht der Prinzeß, sie kannte es genau genug, um zu wissen, was die hohe Frau eigentlich dachte und wie gern sie gehört hätte, daß der Besuch der schönen Fürstin nur vorübergehend sein würde.

„Nachdem es uns gelungen ist, Sie, Gnädigste mit so festen Ketten an D. zu binden," fiel der Prinz leutselig ein und blickte sehr heiter auf die kleine Gestalt herab, deren spitze Zunge er genügend kannte, „dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, Ihre schöne Cousine auch nicht nur als Wandervogel bei uns begrüßen zu dürfen. Wandervögel bringen den Sommer, aber hinterlassen den Winter. Habe ich recht, Fürstin?"

Ferra lächelte, die Galanterie des Prinzen freute sie um seines Adjutanten willen.

„Dessen kann ich mich nicht rühmen, ich kam mit Schnee und Eis."

„Das wird tauen vor einem Blick Ihrer Augen."

Prinzeß drängte weiter und Ferra sagte etwas verdutzt: „Ist der Prinz gewöhnt, immer solche Artigkeiten zu sagen?"

„Wenn ihm jemand gefällt, wahrscheinlich! Du wirst es am besten aus eigner Erfahrung beurteilen lernen.“

Die ganze illustre Gesellschaft hatte mit gespanntem Interesse diese Begegnung beobachtet. „Er wird sie auszeichnen!“ flüsterte man sich schadenfroh in die Ohren, „und Prinzeß kann sich diesmal auf einen harten Strauß gefaßt machen.“

„Sie ist entzückend!“ sagten die Männer einstimmig.

„Welch eine auffallende Toilette! Welcher Luxus! Was für Brillanten,“ flüsterten neidisch die Frauen. „Ja! Wenn alles auf Äußerlichkeiten basierte!“

Inzwischen waren die hohen Herrschaften auf dem haut pas angelangt, und der Hofmarschall gab das Zeichen zum Beginn des Balles. Von diesem Augenblick an wich die Etikette einer zwangloseren Haltung, und besonders Prinz Dagobert liebte es sehr, sich dann nur noch als Wirt seiner Gäste zu fühlen und sich selber nach Kräften zu amüsieren.

„Ach, Neukirch! Da ist Neukirch! Du entschuldigst mich doch einen Augenblick, Sibylle?“

Leichtfüßig sprang er die beiden Stufen hinab und wand sich im nächsten Augenblick durch die Menge. Prinzeß schloß die Lippen ein wenig fester, als sie gemessen das Haupt neigte; sie wußte, in der nächsten Stunde sah sie ihren Gatten nicht wieder, aber immerhin konnte sie ihm doch wenigstens mit den Augen folgen.

Sie sah, daß er hier einen leutseligen Gruß mit der Hand winkte, dort im Vorübergehen mit aalglatter Gewandtheit einer Dame eine Schmeichelei zuflüsterte, die diese erröten ließ, einem Großwürdenträger die Hand auf die Schulter legte, jenem mit allen Zeichen des Schreckens scherzend aus-

wich, bis er endlich auf Neukirch stieß, der sich ihm bereits unauffällig in den Weg gestellt hatte.

„Endlich!“ sagte Seine Hoheit aufatmend, „der Leidensweg wäre also überstanden! Was sagen Sie, Neukirch?“

„Ich bin noch ganz konsterniert vor Erstaunen, Hoheit.“

„Ah, mein Lieber, sollten Sie wirklich nichts davon gewußt haben?“

„Auf Ehre, kein Wort!“ Exzellenz drückte beteuernd die Fingerspitzen gegen die blendende Wäsche. Er war eine jener Erscheinungen, die im täglichen Kampf mit dem Alter liegen, denn wenn er auch in Bezug auf seine Jahre so verschwiegen war, wie eine Weltdame, die gegen das dritte Jahrzehnt ankämpft, so konnte man es ihm doch leicht nachrechnen, daß er nicht mehr zu den Jüngsten gehörte. Wäre er als Herrscher geboren gewesen, so hätte sein Kammerdiener sicherlich die größte Rolle im Staate gespielt.

„Sein böser Geist!“ flüsterte die Prinzeß, diese Begegnung beobachtend, und eine kleine Falte bildete sich zwischen ihren Brauen, während sie auf ihrer einsamen Höhe ausharrte. „Wenn ich die Macht hätte, dieser Schlange den Kopf zu zertreten, alles wäre besser!“

„Eine famose Acquisition!“ Prinz Dagobert drängte seinen Vertrauten seitwärts in eine Fensternische, „vornehm, schön, in unantastbarer Stellung und schick —!“ Er küßte die zusammengelegten Fingerspitzen seiner Hand.

„Wie schick! Es geht doch nichts über jenes gewisse je ne sais quoi bei den Frauen, ich ziehe es zweifellos der Schönheit allein vor. Die Fürstin besitzt beides, desto besser.“

„Desto schlimmer!“ Ein faunisches Lächeln kräuselte die Lippen des alten Gecken. Prinz Dagobert lachte leicht auf.

„Ich streite es nicht, schöne Frauen sind meine Schwäche. Es ist so verführerisch in leuchtende Frauenaugen zu blicken,



ein pikantes Profil zu bewundern, ein Lächeln oder Erröten zu erkämpfen—. Bah! was sage ich Ihnen das alles, Sie verstehen mich ja auch ohne dies."

„Und stehe wie immer Hoheit zu Diensten."

„Das später. Vorläufig werden wir etwas vorsichtig sein müssen. Die Geschichte mit der Sommerfeld gärt noch,

Prinzeß dürfte mehr wie notwendig von jedem meiner Schritte unterrichtet werden."

„Deshalb habe ich mir das Vergnügen versagt, mich der Fürstin sofort zu nähern."

„Nun suchen Sie aber möglichst viel über die Fürstin zu erfahren, die Bogdanoff ist ja Ihre alte Freundin, ich selbst werde mich ihr allmählich nähern. Sie kommt mir vor, wie ein Schwan — ein königlicher Schwan."

Prinz Dagobert fand diesen Vergleich außerordentlich passend, beschloß ihn in seinem Gedächtnis zu notieren und möglichst bald zu verwenden. Herzog August Theodor würde im gleichen Fall von einem Stern gesprochen haben, vielleicht ließe sich beides vereinigen.

„Unter Gänsen" — dachte Neukirch despektierlich, während seine Blicke den übrigen Damenflor überflogen. Gewiß gab es auch unter diesem hübsche jugendfrische Gesichter und Gestalten, aber die Vorliebe der Prinzeß für Einfachheit war bekannt und so kam es, daß sich im allgemeinen die Damen von D. nicht sehr vorteilhaft präsentierten.

Während der Prinz sich erst auf diplomatischen Umwegen der Dame zu nähern suchte, die er nach dem ersten Blick schon zu seiner Herzenskönigin gemacht, hatten es sich die alten und jungen Herrn des Offizierkorps, der Diplomatie und haute finance bereits angelegen sein lassen, ihr ihre Huldigungen darzubringen. An Ferras Ohr schlugen Titel und Namen, die sie sofort wieder vergaß, deren Träger sich aber doch mit dem angenehmen Bewußtsein zurückzogen, einer ganz besonderen Aufmerksamkeit des schönen Gastes gewürdigt worden zu sein, denn Ferra hatte für jeden ein so strahlendes Lächeln, ein so heiteres, wenn auch in fremd-

artigem Deutsch gesprochenes Wort, daß sie sich überall Verehrer schuf.

Der einzige, den Ferra bis jetzt unter der Menge, die sie umdrängte, vermißte, war der Adjutant, aber sie tröstete sich auf später, denn noch stand er in der Nähe der Prinzeß, jetzt sogar neben ihr, wurde von ihr wiederholt angeredet und in eine Konversation verwickelt.

„Vielleicht wünscht er ebenso brennend wie ich mit mir über unsre gestrige Begegnung zu lachen,“ dachte sie, mit einem flüchtigen Blick konstatierend, daß sich Rommingen noch nicht aus seiner Positur gerührt hatte, „wie langweilig diese Etikette sein muß!“

„Fürstin, haben Sie wohl noch einen Tanz für Ihren allerergebensten Bewunderer frei?“ fragte Prinz Dagobert ihr gegenübertretend.

Ferra warf einen recht hilflosen Blick auf ihre Cousine. Sie wußte, daß ihre Tanzkarte vollzählig besetzt war, aber ihr weiblicher Instinkt sagte ihr auch, daß sie dem Prinzen eine Bitte kaum verweigern dürfe. Ein leises Nicken der

Russin, sie trat einen Schritt vor und sein Arm schlang sich um ihre feine Taille. Prinz Dagobert galt als vortrefflicher Tänzer, diese schöne, königliche Frauenerscheinung, die er im Arm hielt, schien ihn zu veranlassen, sich selbst noch zu übertreffen.

„Danke sehr, Hoheit,“ Ferra hielt hochatmend inne, achtlos darauf, daß sie am entgegengesetzten Ende des Saales pausierte, an dem ihre Cousine saß. Er legte ihren Arm in den seinigen und schritt neben ihr her.

„Sie gestatten, daß ich Sie ein wenig herumführe, Fürstin. In den Nebenzimmern ist es kühler, und Sie sind echauffiert.“

Arglos gab sie ihre Zustimmung. Sie ahnte nicht, daß ihnen Hunderte von Augen, Hunderte von gehässigen, laut und leise geflüsterten Bemerkungen folgten, als sie unter den weißen Draperien verschwanden. Nun ja, er war ein Prinz, an dessen Arm sie ging! Der Nimbus, der die Großen dieser Erde umgibt, hatte sie im ersten Moment auch geblendet und verwirrt, das war vorüber, seine Komplimente klangen nicht anders, als diejenigen der andern Herrn, sie war auch ihm gegenüber das sieghafte schöne Weib und sie fühlte das mit Genugtuung.

„Solch ein verdammtes Pech konnte auch nur ich haben,“ sagte, dem Paare nachsehend, ein schlanker, krausköpfiger Husarenleutnant zu einem Kameraden der Infanterie und stampfte leicht mit dem Fuß das Parkett, „diesen Tanz hatte mir die Fürstin gegeben.“

Der Angeredete, groß, knochig, mager mit einem schmalen, bleichen Fuchsgesicht, sah sarkastisch auf den Wütenden herab:

„Lernen Sie es beizeiten, Baron, daß es Situationen gibt, in denen man höflich sagt: Nach Ihnen, Monseigneur!“

Baron Eustach von Deuren hob das hübsche, jugendliche Gesicht, Zorn flammte darin auf:

„Das werde ich nie lernen, mein Bester,“ entgegnete er, hitzig. „Mir scheint die Bedeutung des noblesse oblige viel richtiger. Verstehen tun es freilich auch nicht alle.“ Und damit ging er wutschnaubend von dannen. Ein häßlicher boshafter Zug grub seine Falte von der Nase des Oberleutnants bis zu den Mundwinkeln herab.

„Warte nur, mein Bürschchen,“ murmelte er gehässig hinter dem Davongehenden her. „Noch ist nicht aller Tage Abend.“

Prinz Dagobert hatte seine Begleiterin in das Gobelinzimmer, dessen Wände mit den kostbaren alten Stoffen ganz behangen waren, und von da in den Wintergarten geführt; die Hoffnung, die er vielleicht daran geknüpft, mit der Fürstin einen köstlichen kleinen Augenblick dort allein zuzubringen, erfüllte sich zwar nicht, denn einige Paare bewegten sich bereits zwischen den grünen Blattpflanzen, über die elektrisches Licht seinen magischen Schein ausgoß, zwischen denen Fontänen plätscherten und Statuen hervorleuchteten, aber der Prinz nahm trotzdem den Augenblick nach besten Kräften wahr.

So, in nächster Nähe sah er erst völlig, wie schön sie eigentlich war, wie die Brillanten auf dem schneeweißen Nacken funkelten, den sie mehr den Blicken preisgab, als man es am Hof zu D. gewohnt war, wie das Haar in seiner eigentümlich schönen Farbe leuchtete. Ihr Atem ging noch schnell und unregelmäßig vom Tanz, sie lehnte sich fester auf seinen Arm. Ein berückend schönes, verführerisches Weib! Geschaffen, um

geliebt und vergöttert zu werden. Ihn gelüstete es lebhaft, ihr das alles zu sagen, in jener hastig flüsternden, faszinierenden Art, die ihm sonst eigen, aber Ferra kam ihm zuvor. Sie hatte seinen Blick gefühlt und als sie nun aufsah, stieg ihr eine purpurne Röte bis in das kleine Ohr.

„Wollen wir uns einen Augenblick setzen, Hoheit?" sagte sie verwirrt.

„Gern, hier ist ein prächtiger Sitz, geschaffen zu halben Worten, heißen Blicken und scherzenden Tändeleien, wollen Sie ihn einnehmen, Fürstin?"

„Gewiß! aber ohne alle diese Zugaben," entgegnete sie mit schelmischem Aufblick.

„Warum? das einzige, was das Leben wert macht, ist Liebe — Liebe und wieder Liebe!"

Er hatte ihr den weißen Straußfederfächer aus der Hand genommen und bewegte ihn spielend hin und her, während er auf die Wirkung seiner Worte wartete; wenn sie jetzt errötet wäre, hätte er es begriffen, es wäre ihm zugleich eine Gewähr dafür gewesen, daß seine Worte auf fruchtbaren Boden fielen, aber diesmal errötete sie nicht, sie sagte mit einem leisen Seufzer aber völlig unbefangen:

„Ach ja, das habe ich auch schon gedacht."

„Erst gedacht?" Prinz Dagobert fragte gedehnt und blinzelte ein wenig unter den langen Augenlidern nach seiner Nachbarin.

„Gedacht, seitdem mein Gatte tot ist," fuhr sie fort, „in Felicité war es darauf so einsam, ich habe gern Maria Paulownas Aufforderung angenommen und bin hergekommen."

„Ich kann natürlich noch nicht fragen, ob es Ihnen gefällt, Fürstin."

„Recht gut. Alle Welt kommt mir freundlich entgegen."

„O, die Männer — die Männer werden leider stets bereit sein, Ihnen ihre Huldigungen zu Füßen zu legen, Fürstin," sagte der Prinz galant, „sehen Sie mich an, ich bin völlig zu Ihrem Sklaven geworden."

Ferra lächelte. „Ich werde Sie daraufhin nicht auf die Probe stellen, Hoheit," sagte sie scherzend in ihrem fremdartigen Deutsch.

„Entweder ist sie sehr kokett oder sehr naiv," dachte Prinz Dagobert völlig perplex, denn das sah er wohl, daß er im ganzen blutwenig Eindruck auf sie gemacht hatte, „übrigens soll es nicht lange dauern, bis ich darüber im klaren bin. Jedenfalls ist sie bezaubernd."

Sie plauderten weiter. Zu seinem Erstaunen erfuhr der Prinz, daß Konstantin Arbanoff ein alter Mann gewesen, und daß sie noch immer mit unbegrenzter Dankbarkeit an seiner Erinnerung hing.

„Aber das Leben ist kurz, Fürstin," sagte er endlich mit einem melancholischen Blick in die grünlich schimmernden wunderbaren Augen, „man sollte jeden Tag mit Bewußtsein genießen, denn wenn erst die Schwermut kommt und die Haare gehen, muß man den Rest hindurch von dem Guten zehren, was man geschenkt bekommen oder sich erobert hat."

„Ich werde den guten Rat beherzigen, Hoheit." Dasselbe Lächeln schürzte die roten Lippen, das schon dem Fürsten Konstantin die Sinne verwirrt hatte, aber der Blick, mit dem sie ihn ansah, war klar und durchsichtig wie Kristall, als könne man bis auf den Grund der Seele blicken.

„Könnte ich doch Ihr Lehrmeister sein!"

Er hatte sich ihr so genähert, daß der Atem seines

Mundes sie streifte, der aufgeschlagene Fächer verbarg sein Gesicht zur Hälfte, Ferra fühlte sich plötzlich beklommen, sie rückte mit einer schnellen Bewegung zur Seite.

„Da ist die Prinzeß!“ sagte sie hastig, denn in demselben Moment erschien die gelbe Brokatrobe am Arm des Adjutanten im Eingang des Wintergartens. Rasselnd fiel der Fächer zusammen, mit einer galanten Verbeugung überreichte er ihn seiner Besitzerin.

„Ist es dir auch zu heiß geworden, Sibylle?“ sich erhebend hatte er es leichthin gefragt, „hier ist es köstlich kühl. Die arme Fürstin brauchte einige Abkühlung nach dem Vorangegangenen.“

„Und du hast so zu wirken geglaubt?“ Ein spöttischer Zug legte sich um ihren Mund, der auch dann nicht verschwand, als sie hinzusetzte:

„Ich muß dich jetzt aber deinem Samariterdienst entführen. Wir haben Pflichten, Dagobert.“

„Changez les dames!“ Der Prinz bot sehr liebenswürdig seiner Gattin den Arm, Rommingen trat an Ferras Seite. „Auf Wiedersehen, nachher!“

Er grüßte leutselig, wie immer, wenn er sich in etwas schuldig fühlte mit Kopf und Hand.

„Keine Szene jetzt, Sibylle,“ sagte er halblaut und eindringlich, als sie einige Schritte gemacht hatten, „ich bitte dich!“

Die Prinzessin sah ihn geringschätzend an.

„Ich überlasse dich deinem Gewissen und dem Urteil der Welt.“

„Das ist zwar sehr liebenswürdig, aber bedenke, Fürstin Arbanoff ist fremd hier und unser Gast, ich müßte um dein Interesse für sie werben, Sibylle.“

„Bei ihrem selbstbewußten Auftreten? Du bist wieder einmal geblendet, Dagobert.“

„Willst du ihr nicht ein paar Freundlichkeiten sagen?“

Sie antwortete nicht, sondern klopfte im Takt mit dem Fächer ihre Handfläche, die Töne der Musik drangen ihnen bereits rauschend entgegen.

„Befehlen Sie in den Tanzsaal zurückgeführt zu werden, gnädigste Fürstin?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, hier ist es schöner, ich möchte noch etwas hier bleiben.“

Ein neuer Tanz hatte begonnen und ein schneller Umblick ihr gezeigt, daß es fast ganz leer um sie geworden war, das schien sie nicht zu stören, ihr vielmehr angenehm zu sein. Die Hände mit dem Fächer lässig herabhängend saß sie vor ihm, auf dem Boden floß in endloser Länge der weiße Atlas der Schleppe. Matt nur unter dem bedeckten Licht funkelten die Brillanten, aber leuchtend in vollkommener harmonischer Schönheit hob sich ihre weiße Gestalt von dem dunklen Grün der Blätter. Sie sah ihn an, als ob sie sagen wollte: ich warte.

Detlev hätte kein Mann sein müssen, um den Zauber nicht zu fühlen, der von dieser Frau ausstrahlte, aber er gab sich ihm nicht willenlos hin, äußere Schönheit allein konnte ihn nicht unterjochen, so allgewaltig und sieghaft sie auch immer auftreten mochte.

„Nun?“ fragte sie endlich ungeduldig.

Ein leichtes Lächeln kräuselte Rommingens Lippen, er wußte sehr genau, worauf sie wartete, aber er beabsichtigte nicht, ihr so schnell zu Willen zu sein.

„Ich mache mir eben ernstliche Vorwürfe, so selbstsüchtig

zu sein, jemand die Gelegenheit zu einem Tanz mit Ihnen zu rauben, Fürstin."

„Augenblicklich bin ich müde und tanze nicht, aber — das war es nicht, was ich von Ihnen hören wollte."

Sie sah vorwurfsvoll zu ihm auf, er stand hoch aufgerichtet neben ihr. „Haben Sie mich wirklich nicht wiedererkannt?"

„Erkannt? Gewiß, aber ich erinnerte mich meines Versprechens."

„So ernst brauchten Sie das nicht zu nehmen. Als ich es mir geben ließ, wußte ich ja noch nicht, wer Sie waren, — ich wollte keine Mißdeutungen — nachdem wir uns nun hier begegnet sind, fallen dieselben ja ohnehin fort. Waren Sie nicht sehr überrascht?"

„Bestürzt, Fürstin!" Er sagte es nach einigem Zögern, riß einen kleinen Zweig ab und drehte ihn spielend in der Hand.

„Finden Sie es noch immer unrecht? Ich hasse es so, immer erst fragen zu sollen, ob man dies und das auch tun darf! Was jedem kleinen Fräulein erlaubt ist, soll die Fürstin Arbanoff nicht einmal!"

„Gerade die Fürstin Arbanoff nicht."

„Es ist langweilig immer daran denken zu müssen."

„Das Dekorum fordert vieles, was nicht gerade amüsant ist, aber es sind eherne Gesetze, denen sich niemand entziehen kann."

„Ich doch!" erklärte Ferra halb trotzig halb lächelnd, „wer in der ganzen Welt hätte das Recht mir etwas zu sagen?"

„Ihr eigenes Gefühl wird der unbestechliche Richter sein."



Sie sah sehr nachdenklich aus und grub mit dem spitzen kleinen, weißen Atlasschuhen in den Kieseln des Weges, die Unterredung ließ sich anders an, als sie vorausgesetzt.

„Versprechen Sie mir, niemand ein Wort von unserm nächtlichen Begegnen zu verraten, ich fange wirklich bald an, es mit Ihren Augen anzusehen und mir Skrupel deshalb zu machen.“

„Das freut mich, Fürstin! Das freut mich herzlich.“

„Schadenfroh auch noch?“

„Nein, bei Gott nicht schaden=

froh, aber eine Unvorsichtigkeit erkennen, heißt, sie in Zukunft vermeiden."

„Ich verspreche Ihnen, daß ich keine Abenteuer mehr auf der Straße haben will." Sie hatte sich erhoben und sah ihn lächelnd an, zwei auserlesene Menschenkinder standen hier nebeneinander.

„Auf der Straße!" wiederholte er halb fragend. „Die Straße birgt nicht allein die Gefahren und dann nur die plumperen, viel gefährlicher und verführerischer sind diejenigen, die auf dem glatten Parkett lauern."

„Das heißt?"

„Wenn Sie wollen, wenig, wenn Ihnen aber ein Rat willkommm ist, viel — alles, Fürstin!"

Mit stummer Aufforderung legte sie ihren Arm in den seinen, langsam gingen sie den breiten Kiesweg hinunter. Ferra war aufmerksam geworden, sie dachte, er müßte am besten wissen, was ihr hier am Hof zu wissen frommen würde, aber Rommingen fand es sehr schwer, für das, was er zu sagen beabsichtigte, Worte zu finden.

„Neid, Intrige und Klatschsucht haben überall ihre Stätten," sagte er endlich vorsichtig, „vornehmlich bei Hofe, aus ihnen steigt ein Miasma auf, das selbst den gesundesten Lungen gefährlich werden kann."

Mit einer übermütigen Bewegung schob die schöne Frau den Federtuff fester in das Haar.

„Macht nichts! Ich bin sehr widerstandsfähig."

Frau von Bogdanoff hatte wohl das Verschwinden ihrer Cousine bemerkt, aber sich voller Gemütsruhe darüber hinweggesetzt. Jetzt sah sie Neukirch auf sich zukommen; dicht in ihrer Nähe erhob er mit einer

halb scherzenden, halb drohenden Bewegung den Zeigefinger.

„O, o!“ sagte er vorwurfsvoll, „das hätte ich nicht gedacht, hochverehrte Freundin! Das kränkt mich in tiefster Seele!“

„Was denn?“

„Sie haben Ihrem getreuen Verbündeten diese Cousine — diese schöne Cousine ebenso unterschlagen, wie bisher jedem Fremden.“

„Dafür hat er das Recht, sie jetzt, nun sie öffentlich ausgestellt ist, auch ebenso zu bewundern!“

„Sie wissen, Maria Paulowna, daß jeder Schlag meines Herzens der Freundschaft für Sie geweiht ist.“

„Reden Sie nicht von so mythischen Dingen, wie Ihr Herz ist!“

„Grausame Spötterin! Aber natürlich — Hoheit steht ganz in Flammen.“ Er hatte sich vertraulich gegen sie gebeugt und sprach mit leiser Stimme.

„Kein Wunder bei dem vorhandenen Zündstoff.“

„Und Prinzeß?“

„Heuchler!“ Frau von Bogdanoff gab ihm einen leichten Schlag mit ihrem antiken kostbaren Perlmutterfächer. „Die alte Geschichte mit den beiden Polen, denke ich! Aber was fragen Sie mich?“

„Frauenohren sind scharf, besonders die Ihrigen, Gnädigste, umsomehr, denke ich, wenn es sich um die Triumphe eines kleinen Sieges handelt.“

Die kleine Russin lachte. „Ich habe leider keinen Verdienst an der Schönheit meiner Cousine.“

„Aber wir beide verstehen uns trotzdem — meine teuerste Freundin, wir verstehen uns!“

„So lange, bis sich einmal einer gründlich im andern täuscht, und das werde ich keinesfalls sein,“ dachte sie amüsiert.

Der lange, magere Oberleutnant, der vorher jenes flüchtige Renkontre mit dem zierlichen Husarenoffizier gehabt, rekelte sich gelangweilt an der Wand herum, bis er sah, daß die Prinzeß am Arm des Adjutanten im Nebenzimmer verschwand und die eine Hofdame für kurze Zeit der Beschränkung des Dienstes entbunden, ebenfalls ihre Bekannten zu begrüßen begann. Da drängte er sich ziemlich rücksichtslos durch, bis er ganz in ihre Nähe gekommen war.

„Guten Abend, Amanda!“

„Ein impertinentes, unverschämtes Benehmen, das dieser Nobbe an den Tag legt,“ räsonnierten hinter ihm her einige Kameraden, denen er empfindlich auf die Zehen getreten und sie dann mit einer lässigen Entschuldigung über die Achsel abgespeist hatte, „er dünkt sich in sehr sicherer Position, weil seine Schwester ganz unerklärlichen Einfluß auf Prinzeß besitzt.“

„Der könnte doch über kurz oder lang zusammenbrechen.“

„Pah! Weiberherrschaft ist von jeher nicht zu entthronen gewesen. Das soll mir auch gleichgültig sein. Aber Nobbe hat bei mir schon manches auf dem Kerbholz und es könnte kommen, daß ich mich einmal veranlaßt fühlte, ernstlich mit ihm abzurechnen.“

„Keine Kampfgelüste hier im allgemeinen Frieden, oder wenn schon, meine Herren, dann erstürmen Sie dort jene Festungen,“ sagte ein älterer Hauptmann, der, in der Nähe stehend, die Äußerungen mitangehört hatte, die unter den jungen Offizieren fielen, indem er auf die jungen Mädchen und Frauen ringsum wies. —

Die Hofdame hatte sich bei dem Anruf umgedreht.

„Ach, da bist du, Erdmann. Vorhin konnte ich dich nur flüchtig begrüßen, wie geht es?“

„Wie soll es gehen! Im Grunde genommen miserabel.“

Er bot seiner Schwester den Arm und sie nahm ihn mit einem Gefühl unbeschreiblichen Stolzes. Alles, was Fräulein von Robbe noch an Wärme und Zärtlichkeit in ihrem verknöcherten Herzen besaß, teilte sie zwischen ihrem Bruder und Prinzeß, nur daß ersterer insoweit noch besser wegkam, als er gewissermaßen ihr Schmerzenskind war, und sie in ihm zugleich den Stammhalter der Familie zu sehen sich gewöhnt hatte. Sie sah jetzt ängstlich zu ihm auf.

„Schon wieder, Erdmann?“

„Schon wieder?“ persiflierte er, spöttisch grollend. „Ihr Frauen habt einen verflucht schwachen Begriff von den Anforderungen, die das Leben an uns stellt. Das Stehen hier macht übrigens hundemüde; können wir uns nicht auch ein wenig zurückziehen, wie der Prinz mit seiner schönen Tänzerin? Ha ha ha! Prinzeß war ihm aber bald genug auf den Fersen.“

„Wie unvorsichtig!“ Fräulein von Robbe sah sich erschrocken um. „Komm ins Gobelinzimmer, da können wir einen Augenblick ausruhen.“

Erdmann von Robbe streckte, auf einem kleinen Sessel liegend, seine langen Beine weit von sich und gähnte.

„Kann ich dich morgen sprechen, Amanda? Und wann?“

„Gott im Himmel, brauchst du schon wieder Geld?“ Das dürre Hoffräulein kniff die schmalen Lippen zusammen, andern Ausdruck vermochte sie ihrem Zorn nicht zu geben.

„Mit deiner Erlaubnis, ja. Du willst, ich soll eine reiche Partie machen, also muß ich auch standesgemäß auftreten.“

Er sah ihr herausfordernd in das Gesicht. Übrigens kannst du ja deinen Gehalt nicht einmal ganz aufbrauchen, in deiner intimen Stellung bei Prinzeß bist du doch den ganzen Tag um sie und hast alles frei."

„Ich käme nicht einmal damit aus, wenn es hier nicht einfach in bezug auf die Toilette herginge," sagte sie seufzend, „und auch so übersteigen deine Forderungen oft meine Mittel."

„Bitte, Prinzeß! Du vergißt, daß ihr mir allein alle Nachrichten aus Dorf und Stadt verdankt, daß ich die Affaire mit der Sommerfeld zum Klappen gebracht habe; ihr dürft euch also wohl erkenntlich erweisen. Und was die Toilette anbelangt, so habt ihr recht, wenn ihr dafür nichts ausgebt, eure Fähnchen verschönen euch doch nicht. Stecke die Arbanoff in Lumpen und sie wird immer noch eine Königin überstrahlen." Er lachte laut und dreist auf.

„Geschmackssache!" entgegnete seine Schwester spitz. „Übrigens, wenn du immer so unvorsichtig bist, Erdmann, wie

heute abend, dann werden wir noch etwas Schreckliches erleben."

„Ihr wollt doch, daß ich wieder ein wachsames Auge auf alles habe, was mit der Villa Bogdanoff etwa in Verbindung stehen sollte?" Die Frage seiner Schwester fand er keiner Beachtung wert.

„So viel du kannst, gewiß, aber sie ist Fürstin, das ist doch ein ganz andres Ding als Theaterprinzessin!"

„Für den Prinzen ist das gleich, er wird überall den verfluchten Schwerenöter spielen, und ihr Weiber seid alle verdammte Heuchlerinnen."

„Pfui!" rief Fräulein von Robbe indigniert, „deine Ausdrucksweise klingt nach dem Wirtshaus —" In demselben Moment sprang sie, sich unterbrechend, auf; Prinz und Prinzeß erschienen im Gobelinzimmer. In tiefster Devotion bog der lange Leutnant seinen Oberkörper fast zur Erde. Prinzeß grüßte ihn huldvoll.

„Sieh da, lieber Robbe! Was für ein aufmerksamer Bruder! Es macht einen guten Eindruck, wenn Geschwister so zusammenhalten."

Der Ball nahm, wie alle Bälle, seinen Fortgang und nahte sich seinem Ende. Prinz Dagobert hatte nicht unterlassen, sich noch einmal Ferra zu nähern und dann zu Frau von Bogdanoff mit leisem Seufzer gesagt:

„Sie ist gefährlich! Gefährlich! Hatten Sie denn gar kein Mitleid mit meinen armen Kavalieren, Gnädigste."

„Mit Männern soll man nie Mitleid haben, Hoheit."

„Du kommst doch nachher noch in den Klub?" fragte im Vorbeigehen Deuren seinen intimsten Freund — wie er ihn mit Stolz zu nennen pflegte — den Adjutanten.

„Weiß noch nicht!"

„Aber natürlich! Du darfst dir doch die Kritik des heutigen Abends nicht entgehen lassen. Das wird ja ein kostbarer Spaß. Alle Welt hat die Taschen voll Beobachtungen und Neuigkeiten."

Ein suchender Blick des Prinzen rief den Adjutanten an seine Seite; Eustach flüsterte noch schnell:

„Ich erwarte dich auf alle Fälle im Treppenhaus. Wir fahren dann zusammen."

Mit tiefen Verbeugungen umdrängten die Herren die beiden Russinnen, jeder wollte noch einen Blick, vielleicht ein Abschiedswort erhaschen.

„Husch!" sagte Frau von Bogdanoff und bewegte ihre beiden Arme, als jage sie ein Volk Hühner auf. „Treten Sie mich nur nicht noch tot vor lauter Aufregung meine Herren." Und dann sank sie mit einem Seufzer der Erleichterung in die blauen Atlaspolster ihres niederen eleganten Coupé. Noch einmal bog sich der junge schöne Kopf ihrer Cousine wie suchend vor, dann rückten die Orloffs an, donnernd rollte der Wagen aus dem Schloßhof.

„Ich denke, du kannst zufrieden sein, Ferra," sagte sie triumphierend.

„Gewiß, liebe Mietze! Es war so freundlich von dir, mich hierher einzuladen."

„Amüsiere dich so gut du kannst, du bist frei und Herrin deiner selbst, aber kompromittiere dich niemals. In letzterem Fall würde ich dich kaltblütig verleugnen, obgleich ich sonst keine Splitterrichterin bin."

„Wie käme ich auch dazu!"

Im Vestibül, wo der verschlafene Lakai bei halb zu=

gedrehten Gasflammen die Rückkehr seiner Herrin erwartete, hielt Ferra noch einen Augenblick an.

„Er hat heut den ganzen Abend hindurch am wenigsten Aufmerksamkeiten für mich gehabt“ — es klang wie die Fortsetzung eines Gedankens, den sie bis hierher gesponnen und der ihr unversehens auf die Lippen getreten war. „Du weißt schon, wen ich meine, Mietze.“

Und Frau von Bagdanoff antwortete gelassen:

„Was liegt daran! Ihm behagt die Atmosphäre nicht, die uns umgibt.“

„Welche Atmosphäre?“

„Zuviel Zigarettenqualm und zu wenig Grandezza; zuviel selbstbewußte Freiheit und zu wenig —“ Sie gähnte. „Gute Nacht, Ferra, ich bin müde, ein anderes Mal mehr.“

Und die Fürstin Arbanoff dachte lange, lange darüber nach, was sie wohl in Rommingens Augen zu wenig haben könnte.

Das Klublokal, hauptsächlich für die Mitglieder der höchsten Aristokratie und für das Offizierkorps aus gemeinsamen Mitteln errichtet, war sehr elegant und ein prächtiges buen retiro für alle Junggesellen. Prinz Dagobert hatte es vor seiner Verheiratung stark frequentiert, jetzt kam er nur noch selten, aber der freie Ton, den er daselbst eingeführt, hatte sich erhalten. Man wußte, man war unter lauter Gentlemen und durfte ohne Sorge ein ehrliches Wort riskieren. Seitdem indes der Hof selbst so unzweideutig zwei Parteien aufwies, hatten sich auch hier die Elemente etwas geschieden; der größere Teil stand auf der Seite des Prinzen und machte sich in den vorderen Räumen breit, Erdmann von Nobbe, der die Hauptstütze der Partei der Prinzessin repräsentierte,

hatte nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis, woran nicht zum geringsten Teil seine unbeliebte Persönlichkeit mit schuld war.

Die Herren von Robbes Gesellschaft saßen um einen runden Marmortisch und tranken Punsch.

„Ich will mein ganzes Leben lang nur Wasser trinken, Laudin, wenn Sie heute abend nicht den Melancholischen spielen,“ sagte Oberleutnant von Robbe, seinen Nachbar in Frack und weißer Krawatte anstoßend, der allerdings schweigend in das Kaminfeuer gestarrt hatte. „Oder sind Sie müde?“

„Nein, das kann ich nicht behaupten“, antwortete der Angereredete. Es war der Maler Laudin, der das Porträt der Prinzessin Sibylle malte.

„Drücken Sie Schulden?“ fragte Robbe weiter.

„Aber Herr von Robbe!“

„Das ist das einzige, was mir die Laune rauben kann“, gestand Erdman. „Ich will nicht hoffen, daß Ihnen etwa das Bild Ihrer Hoheit mißlungen ist, das wäre eine schöne Schlappe, mein Lieber, die wir uns sonst damit holten.“

„Im Gegenteil, sogar ich bin jetzt damit zufrieden.“

„Nun also, was zum Teufel lassen Sie den Kopf hängen, wie ein Huhn, das den Pips hat. Oder haben Sie sich etwa heute abend in die Fürstin Arbanoff verliebt? Das wäre eine Fundgeschichte.“

Robbe lachte laut auf, trank in einem Zug sein Glas leer und klopfte nach einem zweiten.

„Sagen Sie doch, Laudin,“ wandte sich einer der jüngeren Herren an den Maler, „sind Sie nicht auch von ihr begeistert? Trotz — oder vielmehr gerade durch Ihre

Kunst? Könnten Sie diese Haarfarbe auf die Leinwand bringen?"

„Ich weiß es nicht, alle Versuche darin sind mir bis jetzt mißglückt", gestand Laudin ehrlich und setzte seufzend hinzu, „das mag der Grund meiner von Herrn von Robbe vorher bemerkten Melancholie sein, ich dachte an meine Helena."

„Ihre Helena? Das klingt ja sehr mysteriös. Welche Bewandtnis hat es damit?" fragte man rechts und links interessiert.

„Nur Farbe bekannt, Laudin. Ich bin ein Freund von Geschichten."

Robbe schlug bequem seine langen Beine übereinander und machte eine Halbrechtsschwenkung, um seinen Nachbar anzusehen. Er protegierte den jungen unbekannten Künstler, den er auf einer Urlaubsreise irgendwo aufgelesen hatte, auf möglichst offenkundige Weise, seitdem es ihm durch Hilfe seiner Schwester gelungen war, Prinzeß Sibylle zu bewegen, ihr Porträt von Laudin malen zu lassen. Dieser empfand das manchmal peinlich genug, war aber zu abhängig und zu schüchtern sich energisch dagegen aufzulehnen. Hoffte er doch auch noch, den Prinzen und Serenissimus vor seine Leinwand zu bekommen.

„Es ist keine Geschichte, eine zerstörte Illusion — eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. — —"

„Bah —! Die Helena — was ist es mit der?"

Laudin fuhr sich heftig durch seine langen blonden Haare, er sah die Augen der vier Zuhörer neugierig auf sich gerichtet, ein Entkommen schien ihm unmöglich, so richtete er seine blauen tiefliegenden Augen wieder auf die Flammen,

die im Kamin zuckten, und begann langsam -- stotternd — als suche er selber seine Erinnerungen zusammen:

„Es war in Paris, in der großen Oper. Am Tage hatte ich angestrengt gearbeitet, der Entwurf zu einem Bilde „der Raub der Helena“ befand sich auf der Staffelei. Ich war überzeugt, es würde mir Ruhm und Gold bringen, sobald ich nur erst das Modell zu meiner Helena fand. Nichts war mir bisher schön und vollkommen genug dazu



gewesen. Ich saß oben auf der Galerie und sah hinab, da — Entzücken durchschauerte mich — in einer Loge des ersten Ranges saß eine Dame. Sehr jung noch, bezaubernd schön — meine Helena! Sie sah im Vergleich zu den andern sehr einfach aus, nur das rotgoldene Haar schmückte ein Brillantstern.

„Ich starrte hinab bis mir die Augen übergingen, ich stürzte hinaus und fragte alle Welt nach ihr, niemand kannte sie.“

„Natürlich Demimonde!“ sagte Nobbe gähnend, „ich hatte etwas Besseres erwartet, Laudin.“

Aber der Maler war nun einmal in Feuer geraten, er beachtete diese Bemerkung nicht.

„Ich stürzte nach Hause, ich mischte Farben, bis mir der Kopf schwindelte und die Augen brannten, die Nüance des Haares mußte ich finden. Umsonst es gelang mir nicht — und noch heute" — setzte er mit einem melancholischen Lächeln und Seufzen hinzu, „ist mein Bild unvollendet, Ruhm und Gold sind ausgeblieben! Meine Helena ist mir treulos geworden!"

„Na und — —?"

„Heute als die Fürstin in den Spiegelsaal trat, packte es mich wie ein Schwindel. Das war das Haar von dem ich geträumt hatte! Ich mußte wieder und immer wieder hinsehen, wie eine Vision erschien hinter ihrem Kopf der purpurne Hintergrund der Loge, von dem sich ihr weißes kameengleiches Profil leuchtend abhob. Die Ähnlichkeit ist erstaunlich!"

Nobbe hatte sich etwas aus seiner indolenten Stellung aufgerichtet, geschickt klemmte er das Monokel ins Auge und unter dieser wichtigen Beschäftigung fragte er so nebenher:

„Sie erfuhren nie, wer Ihr Ideal in Paris gewesen?"

„Der Schließer zuckte mit vielsagendem Lächeln die Achseln auf meine Frage. Die Loge in der großen Oper gehörte einem reichen Magnaten, Ungar oder Pole glaube ich, die Dame stand also zu diesem in irgendwelchen Beziehungen, nur war sie nicht seine Frau."

„Ausgezeichnet gesagt! Und diese Dame hatte also so unglaubliche Ähnlichkeit mit der Fürstin Arbanoff?"

„Unbeschreiblich!"

„Sie, mein lieber Laudin, ich würde Ihnen doch raten, künftig mit Ihren Erzählungen vorsichtiger zu sein. Sie

könnten in Teufels Küche kommen. Diese kleine gelbe Bogdanoff ist eine sehr energische Dame, die Ihnen sofort auf die Bude rückt, wenn sie derlei Gerüchte kolportiert fände."

„Aber ich bitte Sie, Herr von Robbe, ich habe ja gar nichts gesagt," wehrte sich der Maler erschrocken, „meine Herren, Sie sind Zeuge, ich sprach doch nur von einer frappanten Ähnlichkeit, deren gibt es ja unzählige Beispiele. Wie könnte es mir einfallen, auch nur den geringsten Gedanken daran zu knüpfen."

„Du nicht, mein Lieber, aber ich desto mehr!" dachte der Premier schadenfroh, laut sagte er:

„Es war eine Warnung, Laudin, die Ihnen nicht schaden kann. Wir hier, wenn wir auch Ihre Erzählung gehört haben, werden selbstverständlich nicht weiter daran denken, noch weniger davon sprechen, wenn Sie aber einmal an einen Unrechten kämen —"

„Ich werde mich hüten, noch einmal davon zu sprechen," versicherte Laudin entschieden, „wenn man in aller Harmlosigkeit so anlaufen kann! Übrigens danke ich Ihnen für die Warnung, es hätte mir überall passieren können, daß ich damit Unannehmlichkeiten gehabt hätte!"

„Seien Sie froh, daß Leroy nicht Zeuge war, er hätte sich sicher nicht die Chance entgehen lassen, der Bogdanoff einen Dienst zu erweisen."

„Aber mein Gott — —!"

„Ja, ja, ich weiß schon —" wehrte Robbe, halb vertraulich, halb patronisierend und das Gespräch nahm eine andere Richtung. Einige Herren setzten sich an den Spieltisch, andere gingen zum Billard. Nur Laudin blieb nachdenklich auf seinen Platz. Er dachte an seine Helena.

XI.



Eine leichte, weiße Schneedecke lag auf dem Schloßhof. Die Tritonen sowohl wie Poseidon, aus dessen emporgehaltenen Dreizack im Sommer die Fontäne sprudelte, hatten kleine, weiße Kappen auf, und Detlev von Rommingen, der im Vorzimmer des Prinzen am Fenster stand, schaute zum Zeitvertreib auf die halbverhüllten Gestalten und die Sperlinge herab, die sich schreiend zwischen ihnen herumtrieben.

Seine Hoheit hatte eine Spazierfahrt und dazu die Begleitung des Adjutanten befohlen. Detlev wartete auf das Vorfahren des kleinen, leichten Phaethon, dessen sich der Prinz bei diesen Anlässen gewöhnlich bediente; er war schon vollständig bereit, der Lakai hatte ihm Helm und Paletot hereingeholt und war ihm behilflich gewesen, nun faßte die Hand des Adjutanten zufällig in die Tasche. Es knisterte unter seinen Fingern wie steifes Papier, und höchlichst überrascht, brachte er ein geschlossenes, an ihn adressiertes Kuvert zum Vorschein, das noch nicht an diesem Platz gewesen sein konnte, als er vor einigen

Stunden den Paletot ausgezogen und ihn dem Lakaien übergeben hatte. Er drehte es prüfend nach beiden Seiten. Sein Name war in eleganten, langgezogenen Buchstaben auf dem hellblauen Papier zu lesen, aber keine Wohnungsangabe, ebensowenig wie eine Postmarke, es mußte also aus dem Schloß stammen.

Nach kurzem Zögern riß er die Enveloppe auseinander. Ein Briefbogen an dem die erste Seite, die vielleicht ein Monogramm oder Wappen geschmückt hatte, halb abgetrennt war, entfaltete sich; er enthielt nur wenige Worte:

„Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen, das unabhängig vom eignen Willen mit blinder Gewalt anzieht und abstößt. Wie vom Magnet zum Eisen geht ein geheimnisvoller Zug vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust!“

Detlev von Rommingen blickte sehr erstaunt darauf nieder; er las es noch einmal, wandte das Blatt rechts und links — ein feiner Duft von Zedernholz entströmte ihm — faltete es dann wieder zusammen und hielt es einen Augenblick nachdenklich in der Hand.

Wer mochte die Schreiberin sein? Denn daß es eine Dame war, verriet Papier, Handschrift und Worte. Letztere klangen fast wie eine verhüllte Liebeserklärung und dabei war die ganze Art und Weise so geheimnisvoll. Wer konnte im Schloß den Brief in seinen Paletot gesteckt haben, ohne daß der Lakai Zeuge davon gewesen? Und er öffnete die Tür und rief hinaus:

„Braun!“

„Herr Graf.“

„Haben Sie, so lange ich hier bin, das Vorzimmer verlassen?“

„Nein, Herr Graf.“

„Wirklich nicht?“

Die dunklen Augen blitzten prüfend über den Diener hin, an dem sich keine Muskel rührte, höchstens daß ein leises Erstaunen in seinen Augen aufdämmerte.

„Vermissen der Herr Graf irgend etwas?“

„Nein! Es ist gut.“

Eine verabschiedende Handbewegung des Offiziers zwang den Lakaien, die Tür zu schließen, ohne daß seine Neugierde befriedigt worden wäre, denn ganz im Gegensatz zu Neukirch und einigen anderen hochstehenden Personen am Hof liebte es Rommingen nicht, irgend welche Unterhaltungen mit dem Dienstpersonal zu pflegen oder einer knappen Frage eine etwaige Aufklärung hinzuzufügen. Sie verschrien ihn deshalb für unerträglich hochmütig und stolz, und Braun dachte, sich in die Brust werfend:

„Daß ich fünf Minuten für Fräulein Berta davonsprang, um ihr das gewünschte Buch zu holen, war meine Privatangelegenheit, die den Herrn Adjutanten gar nicht kümmert. Er hält es auch nicht der Mühe für wert, mir zu sagen, weshalb er danach fragt.“

Ohne den geringsten Anhaltspunkt zu irgend einer Vermutung trat Rommingen wieder an das Fenster zurück und blickte in den Hof; aber lange Zeit zum grübeln blieb ihm nicht, die Tür zum Nebenzimmer wurde hastig geöffnet, Prinz Dagobert erschien darin.

„Köstliches Wetter! Wir wollen uns beeilen, Rommingen.“

Der Prinz sah heiter und animiert aus, als sei er in der sicheren Erwartung irgend einer Annehmlichkeit. Er war in Zivil, und der breite Zobelpelzkragen erhöhte noch die

Distinktion seiner Erscheinung. Er schwang sich leicht auf den Phaethon, gefolgt von dem Adjutanten, ergriff die Zügel, und in schlankem Trab verließ das elegante Gefährt den Schloßhof.

Bei diesen fast täglich stattfindenden Spazierfahrten liebte es der Prinz, sein eigner Kutscher zu sein, der Adjutant und ein Groom, zur Zeit ein Negerjunge, waren seine einzigen Begleiter.

Heute lenkte Prinz Dagobert auf dem nächsten Wege und ohne, wie sonst, die Hauptstraßen zu passieren, zum Tor hinaus, fuhr durch die Hauptallee des Parkes, in dem die Bäume mit ihren zarten weißen Schneekleidern wie Märchengebilde aussahen, und bog dann rechts ab in ein andres Stadtviertel, in dem Frau von Bogdanoffs Villa lag.

Der Prinz hatte auf dem ohnehin nicht weiten Weg fast kein Wort gesprochen, zuweilen kitzelte er wie in Gedanken verloren mit seiner langen Peitsche die Ohren der Pferde, und dann verstärkte sich das Lächeln auf seinem Gesicht. Jetzt hielt er plötzlich mit scharfem Ruck an.

„Einen Augenblick, lieber Rommingen. Ich will mich nur schnell einmal nach dem Befinden der Damen erkundigen. Bin gleich wieder hier."

Damit warf er dem Groom die Zügel zu und verschwand einige Sekunden später in der Villa, deren Torflügel sich geräuschlos hinter ihm schlossen. Der Adjutant war zuerst etwas erstaunt, dann versenkte er die Hände in die Paletottaschen und ergab sich in sein Schicksal. Eine viertel, ja selbst halbe Stunde zu warten machte er sich bereit. Aber diese verfloß, und Prinz Dagobert kam nicht.

Der Prinz war im allgemeinen ein äußerst chevaleresker,

liebenswürdiger Herr, dem leicht zu dienen war, aber bei so geringfügen Anlässen kam doch immer wieder jenes souveräne Gefühl der Großen bei ihm zum Durchbruch, daß andere Sterbliche eigentlich nur dazu da wären, ihm das Leben bequemer zu machen. Detlev von Rommingen ärgerte sich im stillen, aber wunderbarerweise richtete sich sein Zorn weniger gegen Hoheit, als gegen die schöne Frau, die ihn ihrer Eitelkeit zuliebe so sehr fest in dem wohltemperierten Zimmer hielt, trotz seiner gestrigen Warnung. Und doch hatte Ferra die geringste Schuld an der langen Verzögerung. Als Frau von Bogdanoff, bei der er sich hatte melden lassen, den Prinzen allein empfing, konnte sie nicht umhin, spöttisch über sein enttäuschtes Gesicht aufzulachen, dann sagte sie:

„Gedulden sich Hoheit nur einen Moment, ich werde Ferra sofort benachrichtigen lassen."

Sie schickte Jaqueline zur Fürstin, und Prinz Dagobert fand in der Zwischenzeit genügend Muße, seine Bewunderung für ihre junge Cousine auszudrücken.

„Aber sie ist noch unangenehm natürlich," tadelte Maria Paulowna.

„Das gerade ist entzückend, ich bitte Sie, lassen Sie sie so! In all der Stickluft, die uns umgibt, einen Atemzug frischer reiner Luft — —"

„Sie schwärmen, mein Prinz," sagte die Russin kaustisch, „ich glaube, das passiert Ihnen noch oft." Sie beugte ihr kleines gelbes Gesicht auf das rote Seidenknäul, an dem sie zu wickeln fortfuhr. „Mir scheint das eine gefährliche Passion für einen Mann in Ihrem Alter und in Ihrer Stellung."

Prinz Dagobert sah einen Augenblick ganz frappiert aus, dann lachte er gutmütig.

„Wirklich? Sie sind sehr boshaft, meine Gnädige, aber trotzdem — ich nehme Ihnen nichts übel.“

Indem trat Ferra ein, frisch, blühend, gerade so schön und verführerisch in dem nüchternen Tageslicht, wie gestern in dem Strahl der Kerzen. Der Prinz sprang auf, ging ihr ein paar Schritte entgegen und küßte ihre Hand.

„Ich brauche nicht zu fragen, wie es Ihnen bekommen ist, Fürstin, der Augenschein spricht für sich selber.“ Ein leuchtender Blick traf sie und blieb an ihrem schönen Gesicht hängen. „Auf dem Wege hierher habe ich mir zwar schon Vorwürfe gemacht, die Damen so früh zu stören, aber — —“

„Sind trotzdem gekommen!“ ergänzte Frau von Bogdanoff trocken.

„Was man gern tut, wird zur unwiderstehlichen Lockung,“ sagte er mit galantem Ton, „und übrigens bin ich hauptsächlich deshalb gekommen, um mich der Beteiligung der Damen zu einer Schlittenfahrt zu versichern. Wir hatten es schon lange geplant, der gute Neukirch ist so erfinderisch, aber Schnee fehlte bis jetzt. Nun der da ist, heißt es sich beeilen. Sie kennen ja mein kleines Jagdschloß Tannhorst, Gnädigste? Und die Fürstin wird Schnee und Eis nicht fürchten, daran gewöhnt man sich in den russischen Steppen. Übrigens — Kälte konserviert!“

„Lassen Sie deshalb Ihren armen Adjutanten so lange draußen?“ fragte Frau von Bogdanoff mit einem Blick durch das Fenster. „Er sieht bald aus wie ein Schneemann.“

„Bei Gott, ich vergaß ihn! Messen Sie sich die Schuld bei, meine Damen!“

Ferra war an das Fenster getreten und blickte mitleidig hinaus.

„Warum hast du ihn nicht hereingeholt, Mietze,“ sagte sie vorwurfsvoll.



„Bah! Rommingen ist Soldat. Und wer täte nicht noch ganz etwas anderes, um einen mitleidigen Blick dieser schönen Augen zu erringen, Fürstin,“ behauptete Prinz Dagobert galant.

„In diesem Punkte, Hoheit, möchten sich Ihre beider=

seitigen Ansichten kaum decken, fürchte ich," kommentierte Maria Paulowna.

Er zuckte die Achseln. Es konnte Abwehr und Zustimmung bedeuten.

„Ich habe Sie warten lassen, Pardon!" sagte Prinz Dagobert in halber Entschuldigung zu Detlev, indem er sich leicht auf den Phaethon schwang und die Zügel ergriff. Rommingen verbeugte sich stumm, er war sehr geärgert. Prinz Dagobert drehte sich um und sah ihm voll in das Gesicht.

„Wie gefällt Ihnen die Fürstin, Rommingen? Gerade heraus! Sie sind doch auch ein Mann von Welt, werden also keinen kleinlichen Maßstab anlegen."

„Mir fehlt vorläufig noch jeder Anhalt, Hoheit."

„Als ob das, wenn Sie nicht voreingenommen sind, nötig wäre. Sie gefällt mir, sie gefällt mir sehr —" Der Prinz zog die Augenbrauen in die Höhe und seufzte, „aber ich weiß auch, daß man sie hier anfeinden wird. Es ist Wettlauf gegen etwas, das man nicht erreichen kann, neidisch anzukämpfen. Besonders alle unsre Damen werden gegen sie sein."

Er hieb zornig auf die Pferde und faltete die Brauen noch zorniger, als der Adjutant immerfort schwieg.

„Ich möchte nur, daß es jemand in der Residenz gebe, der sich ihrer warm annehme, irgend jemand, dem man nicht leicht andre Motive unterschieben würde. Neukirch wirkt gradezu kompromittierend, Sie wissen ja, was die böse Welt fabelt. Aber Sie, Rommingen."

Der Prinz hatte immer schneller gesprochen, ohne seinen Adjutanten anzusehen, nun hielt er aufatmend inne.

„Meiner unmaßgeblichen Meinung nach, Hoheit," sagte dieser, „scheint es mir am einfachsten, durch weise Zurück-

haltung von Anfang an kein Gerücht aufkommen zu lassen. Eine Frau kann sich selber am besten schützen und ihre Feinde entwaffnen, sobald sie nur will."

„Gut! lassen wir das Thema." Der Prinz war augenscheinlich erzürnt. „Ich begreife zwar nicht, daß Sie nicht ebensogut, wie ich, die traurige Wehrlosigkeit der Frauen in gewissen Dingen anerkennen, aber — passons làdessus!"

Prinz Dagobert blieb verstimmt, Detlev aber dachte mit einem unbehaglichen Gefühl: „Den Ruf einer Frau wahren, auf die der Prinz seine Augen geworfen und die seine Huldigungen entgegennimmt — welche törichte, nutzlose Zeitverschwendung!" Und in demselben Augenblick sich vielleicht seines inneren Widerspruchs kaum bewußt, setzte er hinzu: „Doch werde ich auf der Hut sein und sie warnen, so gut ich kann."

Nach des Prinzen Weggang hatte Frau von Bogdanoff zuerst nach bel ami gegriffen und bei ihrem Zeichen weiter zu lesen begonnen. Ferra stand am Fenster und sah auf die Straße. Sie war sehr zufrieden mit ihrem Dasein, freute sich über den taumelnden Schnee, die bereiften Bäume, die Aussicht auf eine lustige Schlittenfahrt, die sie immer so geliebt, kurz, sie befand sich in dem angenehmen Stadium vollkommener Glückseligkeit: vielleicht trug das Bild des schönen Adjutanten, das sie überall im Hintergrunde sah, nicht zum wenigsten dazu bei, aber darüber grübelte sie nicht weiter.

Sie sang in süßer Selbstvergessenheit leise vor sich hin und jedem Ton folgte eine rythmische Bewegung der schönen Gestalt. Ihre Stimme klang nicht viel lauter wie das Zirpen eines kleinen Vogels, dennoch ließ Frau von Bogdanoff das

Buch in den Schoß sinken und blickte mit erstaunten Augen auf ihre Cousine.

Voyez ce beau garçon,
C'est l'amant d'Amande

sang die Fürstin und gleichzeitig fragte Maria Paulowna:

„Wie kommst du zu dem Liede, Ferra?"

„Ich weiß es nicht; es kam mir in Gedanken auf die Lippen. Weiter geht auch meine Kunst nicht."

„Konstantin hat sicher nicht gelitten, daß du dergleichen sangest oder Orte besuchtest, wo man diese Schelmenliedchen hört," fragte die Russin streng.

Ferra kam neugierig und erstaunt näher.

„Aber liebste Mietze, davon weiß ich nichts. War es denn so schlimm, was ich sang? Wo kann ich es nur her haben?" Sie stützte nachdenklich den Kopf in die Hand und betrachtete ihren kleinen Fuß, der auf dem blauen Kissen ruhte. „Es muß schon sehr lange her sein, ich erinnere mich wirklich nicht. Woher kennst du es?"

„O, ich! Das ist etwas ganz andres." Sie drehte sich mit der Geschicklichkeit einer passionierten Raucherin eine Zigarette. „Ich liebe es, alle Seiten einer Sache möglichst genau zu erforschen, und so habe ich mir auch mit Peter Paul die Viertel des Lasters und der Armut in Paris angesehen, nachdem ich die vornehme Gesellschaft außerordentlich genau studiert hatte. Damals war dies Liedchen in der Mode, ich hörte es in allen Cafés dritten und letzten Ranges. Einmal sogar von einem Kinde, einem kleinen Mädchen, und das hat mich abscheulich berührt, seitdem kann ich es nicht mehr leiden."

Ferras große, schimmernde Augen hatten sich einen

Augenblick mit tödlichem Schreck auf ihre Cousine gerichtet. Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen. Sie sah einen dumpfen finstern Hof, einen qualmenden Raum, in dem Leute wohnten, die sie Vater und Mutter nannte, sich selber in einem kurzen Flitterröckchen, in dem sie sich sehr schön vorkam, in aller Eile noch einmal hinüberschlüpfen zu ihrer alten Freundin Mademoiselle Desirée. Dann ging es durch einige Straßen, hinein in ein kleines Café, in dem Männer und Frauen rauchten, schwatzten und lachten, ihr Orangen und Süßigkeiten zuwarfen, wenn sie, zierlich wie eine Bachstelze herumhüpfend sang. Was doch? Ach ja, sie wußte es auf einmal peinlich genau: Voyez ce beau garçon, c'est l'amant d'Amande. Sie war so stolz auf ihren Gesang gewesen damals, jetzt durchschauerte sie es eisig. Nie wieder hatte sie an jenes Liedchen gedacht, ungerufen, unerkannt war es ihr plötzlich aus der Vergangenheit heraus auf die Lippen getreten, hatte Maria Paulownas und ihre eignen Erinnerungen geweckt. — Vielleicht war sie selber jenes kleine Mädchen gewesen, — vorüber, Gott sei Dank — begraben — vergessen! Sie saß hier jung, reich, schön, unabhängig, und ein Prinz huldigte ihr, niemand hatte auch nur eine entfernte Ahnung von dem, was in ihrer frühesten Jugend lag.

„Ich werde es nie — nie mehr singen!" sagte sie leidenschaftlich.





XII.

Prinzeß Sibylle hatte Migräne. — In den langen teppichbelegten Korridoren schlichen die Lakaien auf den Zehen, die Fenster waren verhängt, und der Leibarzt hatte beruhigende Tropfen verschrieben. Die Oberhofmeisterin Gräfin von Lendheim ruhte in ihren Gemächern von den letzten Strapazen aus, und nur Fräulein von Robbe, Ihrer Hoheit treueste und ergebenste Hofdame, befand sich im Krankenzimmer.

Prinz Dagobert hatte unmutig die Achseln gezuckt, als er von der Erkrankung seiner Gemahlin gehört, und eine ziemlich despektierliche Äußerung zu seinem alten Freunde Neukirch getan, in dessen Begleitung er denn auch bald darauf das Schloß verließ, nicht ohne von Fräulein von Robbe beobachtet zu werden, die hinter den herabgelassenen Stores stand und alles pflichtschuldigst Ihrer Hoheit rapportierte.

Prinzeß Sibylle richtete sich hastig aus ihrer halbliegenden Stellung auf, schob das weiße Tuch, das, mit kühlenden Essenzen befeuchtet, ihre Stirn bedeckte, in die Höhe und rief erregt:

„Es ist unerhört! Wirklich unerhört, Amanda. Immer

dieser Neukirch! Das böse Prinzip des Prinzen und mein Feind!"

Fräulein von Robbe wiegte ihren unschönen Kopf zwischen den spitzen Schultern und sagte abwehrend:

„Hoheit haben keinen Feind!"

„Sagen Sie — keinen Freund — und Sie haben das Richtige getroffen," entgegnete Prinzeß bitter. Ihr entging es, daß die Hofdame vorsichtig das Terrain zu sondieren schien, als habe sie irgend etwas im Hinterhalt, mit dem sie sich nicht ohne Vorbereitung vorzukommen traute.

Fräulein von Robbe fuhr mit Emphase fort:

„Derjenige, der das Gute will und sich energisch dem Bösen in den Weg wirft, muß auszuharren wissen, Hoheit."

„Wenn das allein wäre, dann wollte ich gewiß nicht klagen, Amanda. Aber es ist himmelschreiend zu sehen, wie mit Pariser Toiletten, Brillanten, etwas Hautgout und einer bestechenden äußeren Schönheit alle Tugend ausgestochen, alle Rechte vergessen und Pflichten vernachlässigt werden. Ich wette, im Klub spöttelt man bereits über die neueste Passion des Prinzen und zuckt über mich die Achseln. Ich war so froh, daß wir endlich die Sommerfeld fort hatten. Wer konnte ahnen, daß diese hinterlistige, boshafte, gelbe Bogdanoff ihre Cousine in die Bresche schieben würde! Und diese unsinnige Schlittenfahrt, die der Prinz ihr zu Ehren arrangiert hat! Ein zweites Mal werde ich nicht imstande sein, sie zu hintertreiben, nachdem ich heute meine Migräne bekommen habe. Sie wird stattfinden und Frau von Bogdanoff triumphierend lächeln."

„Feinfühlende Seelen, Hoheit," sagte Fräulein von Robbe salbungsvoll, „müssen sich in das Verkanntwerden finden,

ihnen bleibt nur der Trost, daß doch schließlich ein Moment kommt, wo den Verblendeten die Augen aufgehen."

„O ja, wenn man Pariser Toiletten anzöge, Haare färbte und zu kokettieren begänne -- dann vielleicht. Aber danach trage ich kein Verlangen, liebste Amanda. Ich finde meine Lebensbestimmung einmal nicht im Luxus, und so dekolletiert zu erscheinen, wie die Fürstin Arbanoff, dagegen sträubt sich mein Gefühl."

„Es war allerdings unerhört." Fräulein von Nobbe schauderte noch in der Erinnerung und rieb sich dazu die langen schmalen Hände. „Die Welt ist sehr verderbt, Hoheit —"

„Und wir werden sie nicht ändern," sagte Prinzeß seufzend.

„Aber ein hohes, sittliches Vorbild sein für diejenigen, die ein Streben nach Vervollkommnung in sich tragen."

„Bah! Wer würdigt heutzutage dies Streben!" Die Antwort klang bitter.

„Wenn ich in aller Ehrfurcht Hoheit daran erinnern dürfte, daß mein Bruder Prinzeß mit Leib und Seele ergeben ist, daß er einen wahren Kultus mit dem treibt, was in Hoheits Augen gut und edel ist, daß er sich täglich bemüht alle Übelwollenden zu bekehren und wenigstens unaufhörlich versucht, die Steine aus dem Wege zu räumen, an denen Hoheits Fuß schmerzlich anstoßen könnte, so ist das zwar nur einer unter den vielen, aber doch immerhin ein Beispiel, daß auch Tugenden gewürdigt werden."

„Ja, ich weiß, Amanda, Ihr Bruder ist uns sehr ergeben," sagte Prinzeß zerstreut.

„Das weiß Gott, Hoheit!" Die knöcherne Hofdame

drückte die Hand auf das Herz und schlug fromm die Augen gen Himmel. „Er war vorhin erst bei mir, sein sensitives Empfinden zwang ihn zu einer Mitteilung —“

„Erzählen Sie mir das doch, Sie Gute,“ sagte Prinzeß plötzlich interessiert, denn durch diese Hintertüren war ihr schon vieles zu Ohren gekommen.

„Ich weiß nichts, Hoheit — es war nur ein vages Gerücht, sozusagen der Schatten eines Gerüchtes —“ Fräulein von Robbe wand sich ratlos hin und her.

„Sie kennen mich Amanda, ich bin verschwiegen und habe in jedem Fall Selbstbeherrschung genug, niemals etwas zu verraten. Betrifft es meinen Gemahl, den Prinzen?“

„Nein, Hoheit, es betrifft — nun, warum soll ich es verschweigen — es handelt sich um die Fürstin Arbanoff!“

„Oh!“ Prinzeß sank in den Sessel zurück und sah nun mit unverhohlener Neugierde in das Gesicht ihrer Freundin.

„Sie wissen, Hoheit, die Herren suchen nach jeder Festlichkeit immer noch ihren Klub auf, da hörte nun Erdmann gestern abend durch den Maler Laudin von einer geradezu unglaublichen Ähnlichkeit der Fürstin Arbanoff mit einer mindestens zweifelhaften Dame der Pariser Welt. Laudin soll sich gar nicht haben beruhigen können über ein solch wunderbares Spiel des Zufalls.“

„Unmöglich, liebe Robbe!“

„Unmöglich da einen Zusammenhang zu suchen oder nur zu vermuten, meinte Erdmann auch,“ fuhr die Hofdame fort, „und verwies dem Maler jedes weitere Wort darüber. Es könnte doch irgendwo Zweifel erregen, ein Gerücht ist so leicht ausgesprengt. Nachdem aber Frau von Bogdanoff die Gewähr für ihre Cousine bei der gestrigen Präsentation über-

nommen und Se. Hoheit die Fürstin so ausgezeichnet hat, wären die Folgen solchen Geredes zweifellos unangenehm."

„Hm!" machte Prinzeß sehr nachdenklich und starrte mit großen Augen auf den Christuskopf, der in wunderbar schöner Ausführung und ornamentalem Rahmen über ihrem Schreibtisch hing. „Es passieren wunderbare Dinge in der Welt! Ausländer! Russen! Sie verstehen mich wohl, liebe Amanda."

„Hoheit könnten irgendwelchen Vermutungen Raum geben?" fragte Fräulein von Robbe anscheinend bestürzt.

„Das will ich gerade nicht sagen. Aber wir wollen unauffällig ihren Stammbaum, ihr Vorleben zu erforschen versuchen; ich leugne es nicht, Amanda, in meinen Zirkeln möchte ich sicher gehen, sie reinhalten von jedem fragwürdigen Element, das ist meine Pflicht, doppelt deshalb, weil der Prinz leider in manchen Dingen sehr laxe Grundsätze hat. Übrigens hat die Arbanoff höchst zwanglose Manieren und ist nicht besonders diffizil im Zur-Schaustellen ihrer Reize, das spricht nicht sehr für sie. Ihrem Bruder aber bin ich für den Wink herzlich dankbar, sagen Sie ihm das, und daß ich jede weitere Benachrichtigung seinerseits als einen mir speziell geleisteten Dienst betrachten werde. Mit denselben Waffen, mit denen man uns gegenübertritt, müssen auch wir kämpfen. O! Wo — wo ist wohl Glück und Frieden zu finden!" Seufzend lehnte Prinzeß den Kopf in die Kissen und schloß ermattet die Augen. Fräulein von Robbe zog leise die Vorhänge zu, die das Gemach in grüne Dämmerung hüllten, und verließ ebenso leise das Zimmer.

Zu Prinzeß Sibylles Ärger blieb der Schnee in leuchtender Pracht liegen, wo ihn die Schaufeln und Besen der Straßenkehrer nicht vertrieben; prachtvolles, nicht allzustarkes

Frostwetter gesellte sich dazu, Prinz Dagobert, der zwar als vollkommener Kavalier, aber doch mit finsterer Stirn in den ersten Aufschub gewilligt hatte, ließ jetzt die nötigen Vorbereitungen mit Windeseile betreiben, und an dem festgesetzten Tage sausten die eleganten Schlitten mit Schellengeläute aus all den Straßen der Residenz, ihre Insassen nach dem Schloßhof befördernd. Dort war auf Wunsch des Prinzen allgemeines Rendezvous.

Die Herren in ihre Pelze gehüllt, die Damen ebenfalls in schwerer dunkler Wintertoilette boten einen malerisch bewegten Anblick. Manch Gesichtchen lachte keck unter dem Rembrandt-Hut zu dem Begleiter auf, den ihm das Schicksal heute freigebig zuerteilt hatte, manches wandte sich mit einem stillen Seufzer zur Seite, wenn der Name der Losnummern, die in einer mächtigen antiken Vase ruhten und von jedem Ankömmling gezogen werden mußten, nicht ganz mit heimlichen Wünschen übereinstimmte.

Dies Arrangement hatte der Prinz angeordnet; die Ausführung machte ihm viel Vergnügen, er scherzte, neckte, tröstete und kondolierte, wie es ihm jedesmal das Gesicht der Betroffenen verriet, und spähte dabei angelegentlich nach dem originellen Schlitten aus, der Frau von Bogdanoff gehörte.

Endlich erklangen die zierlichen Hufe der Orloffs auf der Schneedecke vor der Rampe. Prinz Dagobert hörte die Schellen klingen, sah die feuerfarbenen Federbüsche nicken und eilte den Eintretenden entgegen. Ferra trug ein Kostüm von russich-grünem Samt mit Blaufuchs verbrämt, der knappe Paletot, der es vervollständigte, imitierte mit Glück die Kasawaika, die Nationaltracht des Heimatlandes ihres Gatten.

Unter dem zierlichen Barett quoll das rötliche Haar, und einen Augenblick drückte sie den Muff gegen das rosige Gesicht. Ein blasser Sonnenstrahl umfloß die üppig schöne Gestalt mit der weichen Grazie einer Odaliske, und der leicht empfängliche Prinz atmete ordentlich aus tiefster Brust auf, als er ihr gegenüber stand. Ferra las Bewunderung in seinem Blick, mehr noch, rauschähnliches Entzücken, und welche Frau würde sich nicht in solchem Augenblick wieder mit Stolz ihrer Macht bewußt werden.

„Endlich, meine Damen!“ rief der Prinz laut, „Sie dürfen es mir nicht anrechnen, wenn Ihnen nur noch eine beschränkte Frage an das Schicksal bleibt, Fürstin.“

Er bot ihr den Arm, und sie zu der Urne führeud, fuhr er halblaut fort:

„Warum kann ich nicht mit unter den Glücklichen sein, die wenigstens um Ihre Gunst werben können oder doch die Aussicht haben, einige unvergeßliche Stunden in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Wahrhaftig, derjenige, dem heute das Glück zu teil wird, bleibt lebenslang mein Schuldner.“

Ferra lachte:

„Aber wenn er mir nun nicht gefällt, Hoheit, ich ebenso lange Ihre Gläubigerin.“

„Das wäre mir allerdings lieber, Fürstin, ich wüßte nicht, wem ich das Glück gönnen sollte.“

Sie griff in die Urne und entfaltete den kleinen Zettel, ziemliche Stille trat ein, alles drängte erwartungsvoll näher:

Detlev Graf Rommingen-Erdenflueh!“ las sie mit dem fremdartigen accentuierten Tonfall, der ihr eigen. Ihre glänzenden Augen suchten ihn sofort ungeniert in der großen Halle, jeder sah es ihr an, daß sie mit ihrem Lose zufrieden war.

„Es scheint, ich habe mir auch Ihren Dank verdient,“ sagte der Prinz mit einer kleinen Anwandlung von Eifersucht und verletzter Eitelkeit, denn sie beachtete ihn gar nicht mehr.

„Ja, Hoheit! In der Tat!“

Der Prinz wandte sich mit etwas zusammengekniffenen Lippen ab und trat zu seiner Gattin, die unter ihren Getreuen stand und ihn mit einem kaum merkbaren spöttischen Zug im Gesicht empfing.

„Bist Du bereit, Sibylle? Darf ich das Zeichen zum Aufbruch geben?“

„Wie du siehst!“

Prinzeß sah so unvorteilhaft wie möglich aus, gerade als sei es bewußte Absicht, um zu zeigen, daß ihr der Glanz der beiden Russinnen, ihre kostbaren Toiletten und raffinierte Eleganz weder imponiere noch sie zur Nacheiferung auffordere. Der Prinz sah es und seufzte heimlich, sein verwöhnter Geschmack empfand immer etwas wie einen Nackenschlag dabei. Er bot ihr den Arm und führte sie die Stufen hinab in den Schlitten, in dem nächsten nahmen die Oberhofmeisterin mit ihrem Gemahl und Fräulein von Nobbe mit ihrem Bruder Platz, und niemals hatte wohl die boshafte Bezeichnung „die Schreckenskammern“ in Bezug auf die Bewohnerinnen des prinzlichen Damenflügels größere Berechtigung gehabt als heute.

„Das Schicksal hat uns wieder zusammengeführt,“ sagte Ferra mit ihrem berückenden Lächeln zu Rommingen aufsehend, „ich hoffe Sie werden heute sehr liebenswürdig sein.“

„War ich das etwa sonst nicht?

Sie schob die Unterlippe ein wenig vor: „Darüber ließe sich streiten,“ sagte sie mutwillig.

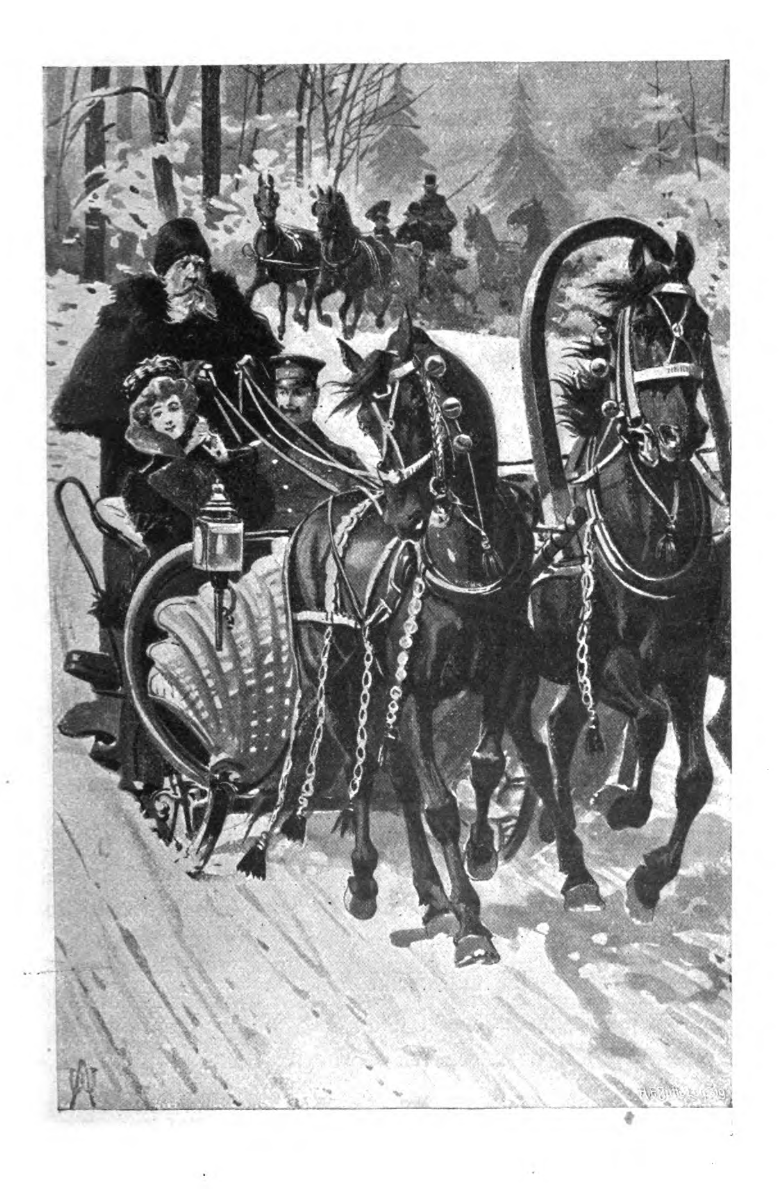
Frau von Bogdanoff hatte Neukirchs Schlitten angenommen, der ihrige blieb für Ferra und ihren Begleiter. Er hatte die Form einer Muschel, das Holzgestell kanneliert und reich vergoldet, Sitze und Decken aus Bärenfellen. Der Kutscher, der hinter ihnen stehend selbst nicht anders aussah, wie ein riesiger aufrecht stehender Bär, so umhüllte ihn der mächtige, fast bis zu den Knieen reichende Pelzkragen, lenkte die feurigen in Rot und Gold aufgeschirrten Orloffs mit roter Leine und verstärkte dadurch den eigenartigen prächtigen Eindruck seines Gefährtes. Mit klingendem Spiele fuhren die Schlitten durch die Straßen, rauschende Musik wurde akkompagniert von dem leisen harmonischen Getön der Glöckchen an den Geschirren, und zu dichten Scharen blieben die Passanten auf der Straße stehen, um wenigstens mit den Augen einen geringen Anteil an dem Glanz und an den Freuden der Bevorzugteren ihrer Mitmenschen zu haben.

Besonders Frau von Bogdanoffs Schlitten erregte Entzücken, ebenso wie die beiden schönen Menschen, die darin saßen. Den Adjutanten kannten einige von Ansehen, aber Ferra zog alle Aufmerksamkeit, alle Neugierde auf sich.

„O, die schöne Frau! Die schöne Frau!" schrie ein kleines Mädchen auf dem Arm ihrer Bonne, die sie hochgehoben hatte, damit sie besser sehen konnte, „sie hat Gold auf dem Kopf!"

Und ein Veilchenbouquet, von der Hand eines kecken, halberwachsenen Knaben geschleudert, der sich sofort errötend unter der Menge verkroch, flog ihr direkt in den Schoß.

„Man huldigt Ihnen überall," wandte sich Detlev an seine Begleiterin, die die Rufe wohl vernommen und das



Staunen, das sie erregte, bemerkte hatte. „Ich hoffe nicht, daß es Ihnen unbequem ist?“

„O nein, ich bin es gewöhnt!“ erwiderte sie gleichmütig, „die Russen treiben es noch viel ärger darin.“

„Und Sie sind sich Ihrer Macht vollkommen bewußt, Fürstin.“

„Ich glaube wohl,“ gab sie zögernd zu, denn sie war ehrlich gegen sich selbst und zu leichtherzig, um es nicht auch gegen andere zu sein.

„Dann werden Sie mir meine Warnung neulich verdacht haben.“

„Nein! Ich weiß, Sie meinten es gut mit mir.“

„Das tue ich! Bei Gott, das tue ich!“ versicherte er warm. „Freilich beurteilen wir Männer manche Dinge schroffer, als es die Frauen im allgemeinen tun mögen, aber deshalb vielleicht richtiger.“

„Ich bin sehr verwöhnt,“ sagte Ferra leichthin und lehnte sich zurück. „Konstantin schlug mir nie einen Wunsch ab, tadelte mich nie und gab allen meinen Launen nach. Er war sehr gut gegen mich, denn er liebte mich sehr.“

„Und können Sie sich nicht denken, daß es eine ebenso wahre große Liebe sein kann, die trotzdem oft Ursache findet zu tadeln oder andrer Meinung zu sein, als der geliebte Gegenstand?“

„Das wäre eine unbequeme Liebe.“

Er sah in ihr schönes Gesicht und sagte sich, daß großer moralischer Mut dazu gehören würde ihr etwas abzuschlagen, oder hart und schroff auf irgend einem Verlangen stehen zu bleiben, dem sie sich widersetzte. „Wir Männer sind Schwäch-

linge,“ gestand er sich, aber zum erstenmal fand er diese Schwäche nicht verächtlich, sondern verführerisch süß.

Die Türme eines spitzgiebligen Schlosses, das auf mäßigem Hügel lag, ragten über schneegekrönte Tannenwipfel hinweg. Turmspitzen und Fenster blinkten im Licht der Sonne. Ein leichter Wind strich langsam über den Hügel und die Tannenwälder, einzelne Fichten bewegten unter ihm die schweren Wipfel. Krähen stoben krächzend aus ihrer winterlichen Ruhe auf bei dem Nahen der schmetternden Musik, flogen in die Äste und stäubten Wolken von Schnee herab, die wie Kristallschleier in der Luft glitzerten. Dann verschwand die Musik in dem weitgeöffneten Hoftor, die Schlitten hinterher und nur ihre Spur blieb auf dem weißen Weg zurück, breit und glänzend, und die Krähen und Dohlen lugten mit mißtrauischen, neugierigen Augen auf sie herab.

In der großen, mit Eichenholz getäfelten Halle entledigte man sich der Pelze und Hüte, dann flogen die Türen in die Zimmerflucht dahinter auf, und die ganze Gesellschaft ergoß sich wie ein bunter Strom hierhin und dorthin. In jedem Zimmer stand ein mächtiges Büfett mit funkelndem Silber, Kristall und ausgezeichneten Speisen besetzt, kleine gedeckte Tischchen standen in regelloser Anordnung umher und ermöglichten ein zwangloses Verkehren.

„Ich denke, Hoheit, so habe ich es am besten arrangiert,“ sagte Neukirch mit einem verständnisvollen Blick seiner sanft angetuschten Augen, und Hoheit versicherte mit einem Händedruck: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“

„Du Glückspilz!“ sagte Eustach von Deuren, der schlanke junge Husarenoffizier mit einem mürrischen Ausdruck in seinem hübschen offenen Gesicht. „Wahrhaftig, wenn Neid nicht so

ein gemeines Gefühl in meinen Augen wäre, ich hätte dich beneiden können, dich muß das Los noch treffen! Nicht genug, daß du uns andern schon um Pferdelänge durch deine Stellung vor bist. Laß uns wenigstens zusammen sitzen, damit ich doch etwas habe."

„Herzlich gern, mein Kerlchen, vorausgesetzt, daß die Fürstin nicht anders disponiert hat."

„Wir armen Großen dieser Erde," sagte Prinz Dagobert soeben mit melancholischem Humor zu Ferra, die er angehalten hatte, als sie von einer flüchtigen Unterredung mit ihrer Cousine durch die Zimmer schritt. „Sind wir nicht beklagenswerte Geschöpfe? Überall Pflichten und Pflichten! Zwang und wieder Zwang! Wenn andere aus dem sprudelnden Quell unbeanstandet schöpfen dürfen, stehen wir durstend und hungernd mit Neid im Herzen von fern."

O, Hoheit!" Sie wies lachend auf das besetzte Büfett, „da sind der guten Dinge so viel, daß niemand zu hungern braucht und Quellen sind augenblicklich zugefroren." Noch immer lachend ließ sie ihn stehen und ging weiter.

„Teufel!" dachte der Prinz konsterniert, „sie ist entweder kokett oder naiv, keinesfalls aber würdigt sie mich so, wie ich es verdiene und gewöhnt bin." Diese Überzeugung behielt er aber wohlweislich für sich.

Eine Fanfare ertönte, das Signal zu Tisch.

Prinz und Prinzeß saßen im Mittelsaal, mit ihrem kleinen Hofstaat, außer ihnen, noch einige vornehme Würdenträger, meist ältere Leute, Frau von Bogdanoff und Neukirch ebenfalls; im Verhältnis standen hier nur wenige Tische, das junge Volk amüsierte sich zwangloser in den Nebenzimmern.

Prinz Dagobert konnte es sich manchmal nicht versagen einen sehnsüchtigen Blick rechts und links dorthin zu werfen, besonders, wenn helles Lachen die Musik sogar übertönte, denn Prinzeß war sehr schweigsam, flüsterte ab und zu halblaut mit ihrer Hofdame und stocherte in der Hasenpastete herum, die auf ihrem Teller lag. Auf die gelegentlichen Bemerkungen des Prinzen hatte sie nur flüchtige, ablehnende Antworten.

Man war bis zum Dessert gekommen. Leicht frappiert floß der Champagner in die Gläser und die immer noch durstigen Kehlen. Prinz Dagobert hielt es endlich nicht länger aus; den venezianischen Kelch in der Hand sprang er auf und verschwand im Nebenzimmer, wo Ferra saß. Die Musik spielte das Duett aus Boccaccio, und mit den halblaut gesummten Worten: „Florenz hat schöne Frauen — die schönste bist du,“ neigte er sein Glas dem ihrigen entgegen. Der Adjutant erhob sich sofort, aber Hoheit winkte ihm, sitzen zu bleiben.

„Ich komme nicht als Störenfried,“ sagte er, mit seiner schönen Partnerin anstoßend, „nur um zu sehen, ob sich meine Gäste auch gut unterhalten. Ich hoffe, Sie sind zufrieden, Fürstin?“

„Vorzüglich, Hoheit!“ Sie blickte neckend von Detlev zu Eustach und wieder zurück, ihr bewegliches Naturell hatte alles mit fortgerissen und niemand fand Zeit, sich zu fragen, ob nicht etwas Mäßigung geboten erscheine.

„Und hätten aus freien Stücken auch keine andere Wahl getroffen als diese meine beiden Kavaliere, wenn Sie selbst völlig unbeschränkt gewesen?“

„Nein, Hoheit, der Zufall stimmte mit meinen Ansprüchen völlig überein,“ sagte sie unbefangen, völlig ahnungslos, daß der Prinz wenigstens eine etwas beschränktere Antwort erwartet hatte. Er strich sich den langen rötlichen Schnurrbart.

„Frauen sind unberechenbar,“ versuchte er zu scherzen, aber es klang doch merklich abgekühlter, „vielleicht ist schon morgen die Sonne Ihrer Gunst für diese beiden Glücklichen untergegangen und scheint einem andern. Darf ich mit Ihnen anstoßen?“

„Wenn Sie einen Wunsch damit bekräftigen wollen, Hoheit —“ sie legte den Kopf etwas auf die Seite und blinzelte ihn mutwillig an, etwas herausfordernd Keckes lag in den schimmernden Nixenaugen.

„Einen Wunsch — ha!“ flüsterte er, wieder völlig im Bann, und präsentierte ihr das Glas, „vielleicht findet sich noch einmal Gelegenheit, Ihnen in Worten davon zu sprechen.“

Er ging mit zögernden Schritten weiter, noch immer den

langen Schnurrbart streichend, und der Husar sagte, ihm nachsehend:

„Hoheit hätte gewiß gern mit einem von uns getauscht, Fürstin?“

„Ach,“ erwiderte sie, gleichgültig mit dem Fächer spielend, „Komplimente sind leichte Ware.“

„Auch wenn sie ein Prinz macht?“

„Auch dann, Vielleicht mehr als sonst.“ —

In demselben Augenblick erschien das spitze gelbe Gesicht der Hofdame im Saal und kam auf Ferra zu.

„Hoheit Prinzeß Sibylle lassen die Frau Fürstin einen Augenblick zu sich bitten,“ flüsterte sie vertraulich in Ferras Ohr, „darf ich Sie hingeleiten?“

Ferra erhob sich verwundert. Auch der Adjutant und sein Freund sahen sich erstaunt an.

„Was bedeutet das?“ fragte Eustach in halblautem Flüsterton.

„Feindschaft, die sich hinter Lächeln birgt,“ antwortete der Adjutant ebenso.

„Ich fürchte, man sitzt zu Gericht über uns alle, und wir werden dabei zu leicht befunden,“ fuhr Deuren fort.

„Das Zeitalter der Heiligen ist vorüber,“ spöttelte Neukirch, der eben vorüberging und Ferra zu der Prinzeß hatte herantreten sehen. „Es gilt jetzt überall Konzessionen zu machen.

Prinzeß hatte der jungen Fürstin einen Platz neben sich angeboten.

„Ich freue mich, daß Sie sich bei uns zu akklimatisieren scheinen,“ sagte sie höflich, aber der eiskalte Ton ihrer Stimme ließ keine Freundlichkeit hinter den Worten vermuten.

„Hoheit sind sehr gnädig!"

„Sie sind bisher nur auf den Gütern Ihres verstorbenen Gemahls gewesen, nicht wahr?"

„Drei Jahre habe ich ihn betrauert."

„Wunderbar" — fuhr Prinzeß nachsinnend fort, „so viel ich mich erinnere, steht nur die erste Ehe des Fürsten Arbanoff mit einer Prinzeß Romanoff im Almanach der fürstlichen Geschlechter verzeichnet, von seiner Wiederverheiratung spricht auch nicht die kürzeste Notiz."

„Das weiß ich nicht, Hoheit," sagte Ferra unbefangen.

„Nun, meine liebe Nobbe hat ein so vorzügliches Gedächtnis, vielleicht irre ich doch" — sie blickte suchend umher und da die Gewünschte nicht zu sehen war, wandte sie sich mit einem frostigen Lächeln, das nur die schmalen Lippen verzog, wieder zu Ferra, „aber das ist ja gar nicht nötig, ich habe ja eine viel sicherere Auskunft zur Hand — Sie selber, Fürstin. Ich interessiere mich für Genealogie, ganz entgegengesetzt der heute immer mehr umsichgreifenden, alles nivellierenden Idee, Geburt und Stammbaum seien gleichgültig, halte ich an dem Glauben fest, Adel verfeinert. Aus dem Grunde verabscheue ich Mesalliancen. Aus welchem Hause stammen Sie, Fürstin?"

Ferras Brust hob und senkte sich schneller; der Fächer zitterte leicht in ihrer Hand. Fräulein von Nobbe hatte sich auf einen Wink der Prinzessin genähert, ihre runden Eulenaugen starrten beobachtend auf das unglückliche Opfer ihrer Ränke.

„Meine Wiege stand in keinem Fürstenhaus, Hoheit," sagte sie endlich zögernd.

„Also eine neunzinkige Krone?"

„Auch das nicht. Einfacher Adel, Dimitri Nasakoff ist mein Vater.“ Sie zögerte, ihr war die Situation unbequem, direktes Lügen haßte sie.

„Einfacher Adel!“ — wiederholte Prinzeß gedehnt. „Da verfügten Sie gewiß über eine bedeutende Mitgift?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wo lebten Sie, Fürstin? Wo lernten Sie Ihren Gatten kennen?“



„In Paris. Im Kloster des Sacré-Coeur wurde ich erzogen — und was Konstantin anbelangt, so ließ er mich in dem Glauben, er habe mich aus Liebe gewählt,“ sagte sie schnell, um nur diesem Examen erst überhoben zu sein.

„Aber Sie waren so jung; nahmen Sie seine Hand aus Ehrgeiz oder —“

„Aus Dankbarkeit,“ fiel Ferra der Prinzessin sehr etikettewidrig ins Wort.

„Aus Dankbarkeit? Ah, hatten Sie dazu soviel Ursache?“

Sie bewegte heftig den Fächer; in ihre perlmutterweißen Wangen stieg heißes Rot, ihr war, als säße sie in einer Falle.

„Ja!“ sagte sie entschieden, denn sie wollte den Edelmut ihres Gatten selbst in diesem Augenblick nicht verleugnen, sah

aber doch mit einem so strahlenden Lächeln auf, als Prinz Dagobert herantrat, daß es diesen ganz verwirrte.

„Ich komme, dich zu einem Gang durch die Gewächshäuser aufzufordern, Sibylle. Neukirch hat alles bengalisch beleuchten lassen, so macht es einen sehr schönen Effekt, obgleich die Sache sonst ziemlich primitiv für verwöhnte Augen ist; nur praktisch —" wandte sich der Prinz zuletzt an Ferra.

„Ich danke! Die Luft tut mir nicht gut, sie verursacht mir Kopfschmerz," antwortete Prinzeß.

„Darf ich Sie dann bitten, Fürstin?"

Ferra legte sehr bereitwillig ihren Arm in den seinen, froh, erlöst zu sein, während Prinzeß zu ihrer Vertrauten flüsterte:

„So ganz ohne Untergrund ist die Sache nicht. Sahen Sie, wie Sie erschrak, Amanda?"

„Mir ist kein Zug ihres Gesichtes entgangen, Hoheit."

„Und daß der Prinz sich nicht scheut —" sie preßte die Lippen ganz fest zusammen. Es ist zum krank ärgern, Amanda." —"

Die Türen zu den Warmhäusern, die rückwärts einen niederen Gürtel um das Schlößchen zogen, waren geöffnet; grüne, rote und blaue Flammen warfen wunderbaren Schein über Palmen, Jucca, Trazeen und all die andern Bäume und Sträucher. Es war sonst wirklich nur ein einfaches zweckentsprechendes Gebäude, ohne Schmuck; schmale Gänge führten in die Tiefe und wurden sonst nur mäßig von einigen Lampen erhellt, denn außer den Gärtnern betrat es selten jemand. Jetzt wandelten schon einzelne Herren darin umher, denen sich immer mehr und mehr anschlossen, als der Prinz

mit seiner Begleiterin in die feuchtwarme, betäubende Atmosphäre trat. Er blickte auf sie nieder, wie sie hochaufgerichtet in all ihrer jugendlichen Schönheit neben ihm schritt, und seufzte. Sie sah auf.

„Ist Ihnen etwas, Hoheit?"

„Ja! Ich bin traurig, Fürstin."

Sie blieb überrascht stehen.



„Unmöglich Prinz Dagobert, der immer ein Lächeln, ein heiteres Wort auf den Lippen hat? Das glaubt Ihnen niemand, Hoheit."

„Es ist Lüge!" sagte er mit gedämpftem Ton und einem jener fascinierenden Blicke, die zuweilen wie Funken aus seinen stahlblauen Augen sprangen. „Mein ganzes Sein gilt nur dem Schein! Pflichten, nichts als Pflichten! Nach einer kalten, liebeleeren Jugend ein liebe- und freudeloses Weiterleben. Ich sehne mich zuweilen danach, ein Mensch zu sein ohne Fesseln und Rücksichten — —"

„O Hoheit, solche Stimmungen gehen vorüber," tröstete sie ihn naiv.

„Möglich, nachdem man ihnen einige Tropfen Herzblut geopfert.“

Sie standen ziemlich isoliert, umgeben von mächtigen stillen Palmen, das bengalische Feuer in ihrer Nähe war erloschen, ab und zu nur flammte es noch an andern Stellen zwischen den Stämmen auf. Man hörte in diesem Augenblick des Schweigens deutlich das Fallen der Tropfen von den breiten Blättern der Pflanzen. Ferra fühlte sich einen Augenblick beklommen.

„Ich darf es Ihnen ja nicht aussprechen, Fürstin,“ begann der Prinz noch leiser und eindringlicher, „ohne fürchten zu müssen — —“

Der Klang sehr energischer Schritte auf dem Kiesweg ließ ihn plötzlich inne halten, mit einer unmutigen Bewegung trat Prinz Dagobert schnell einen Schritt zurück, zog aufs Geratewohl irgend ein Blatt zu sich herab und sagte laut:

„Ich danke Ihnen für Ihr Interesse, Fürstin!“

Rommingen stand schon dicht hinter ihnen.

„Ihre Hoheit lassen fragen, wann die Abfahrt bestimmt ist.“

„Ach, das hat noch nicht solche Eile!“ winkte der Prinz etwas ärgerlich, „mit dem heutigen Tage ist ja doch nichts mehr anzufangen, und es muß noch ziemlich früh sein.“ Er zog die Uhr. „Wahrhaftig schon acht! Wer hätte das gedacht! Nun, Fürstin, ohne Erinnerungszeichen sollen Sie Tannhorst nicht verlassen!“

Er ging mit schnellen Schritten in den sich dicht vor ihnen öffnenden Gang, aus dem einige leuchtende Blumen flammten, zog einen zarten Rosenstrauch, an dem nur eine einzige Knospe war, zu sich herab und brach sie.

„Zur Erinnerung an — heute!“ sagte er mit versteckter Beziehung.

„Danke!"

Ferra nahm die Blume und hielt sie ein wenig in die Höhe.

„O, sie ist schwarz, Hoheit, aber nach Duft und Form trotzdem eine Rose." Sie versenkte ihr kleines Näschen in den Kelch und sandte über ihn hinüber einen Blick nach Rommingen, der schweigend im Hintergrund stehen geblieben war.

„Ich denke, ich werde noch etwas bei der Prinzeß, meiner Gemahlin, für das Hierbleiben plaidieren," warf der Prinz leicht hin; er wandte sich mit flüchtigem Gruß dem Ausgang zu, offenbar war ihm die Gegenwart des Adjutanten unbequem.

„Wohin, Fürstin, befehlen Sie, daß ich Sie führe?" fragte der Adjutant in so kühlem Ton, wie er noch nicht zu ihr gesprochen. Sie lachte.

„Ich befehle, daß wir noch hierbleiben," antwortete sie übermütig. „Was fehlt Ihnen plötzlich? Ärgern Sie sich, daß ich lache?"

„Sie lachen über alles, Fürstin, über meine Warnungen — über den Toren, der dadurch glaubte, etwas Gutes zu stiften, kurz, Sie haben mich soeben aus allen Himmeln fallen lassen."

Sie nahm die Rose zwischen die roten Lippen und sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an.

„Hoffentlich schadet Ihnen der Sturz nicht allzuviel! Soll ich übrigens gegen den Prinzen unartig sein?"

„Vorsichtiger!"

Sie stampfte mit dem Fuß. „Nachgerade fängt es an, mich zu langweilen; ich hätte Lust, gar nichts mehr nach Ihren spießbürgerlichen Besorgnissen und Vorsichtsmaßregeln zu fragen."

„Tun Sie das nicht, Fürstin. Wenn nicht Ihret- — so doch meinetwegen."

Er hatte ihre Hand ergriffen, wie Feuer brannten seine Finger, die sich um die ihrigen legten. Mit großgeöffneten Augen sah sie ihn an, drehte sich um und ging langsam nach dem Ausgang zu. Er war mit wenigen Schritten an ihrer Seite.

„Zürnen Sie mir?“ fragte er sehr erregt. Sie schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„Ich könnte es nicht ertragen, wenn man Sie verlästerte,“ fuhr er ebenso fort, „schon der bloße Gedanke daran läßt mein Blut kochen. Sagen Sie mir, daß Sie mir diese ehrliche Sprache nicht übelnehmen wollen.“

Statt aller Antwort sah sie zu ihm auf, in ihren wunderschönen Nixenaugen standen große Tränen.

„Weinen Sie nicht,“ sagte er leidenschaftlich, und auch der letzte Rest der Selbstbeherrschung drohte ihn zu verlassen. „Ihre Tränen würden mich wie Feuer brennen.“

Mit einer hastigen Bewegung schüttelte sie die Tropfen aus den Wimpern.

„Ich will zu Maria Paulowna!“ sagte sie hastig.

Die kleine Russin stand vor der Prinzeß und gestikulierte sehr lebhaft, als Ferra schweigend zu ihr trat, die leisen Spuren der Erregung konnte ein aufmerksamer Beobachter noch in ihrem schönen Gesicht finden. Aber sie war nicht zornig, im Gegenteil, ein heißes, unbeschreibliches Glücksgefühl beherrschte sie. Welch ein Wunder war mit ihr während der letzten Viertelstunde vorgegangen! All ihre Gedanken und Empfindungen drehten sich um Rommingen, und sie fuhr aus tiefem Grübeln auf, als Fräulein von Nobbe, zu ihr tretend und die Rose betrachtend, die sie an der Brust befestigt hatte, mit ihrer harten, scharfen Stimme sagte:

„Eine schwarze Rose? Woher kommt die Seltenheit, Fürstin?“

„Eine schwarze Rose?“ Prinzeß Sibylle erblaßte und



machte schnell einige Schritte auf Ferra zu. „Wahrhaftig! Es ist meine Rose, die Sie tragen, Fürstin!“

Ferra sah peinlich berührt aus. „Seine Hoheit brach sie mir im Warmhause.“

„Und war kein Gärtner da, um Ihnen zu sagen, daß auf meine Veranlassung jenes Stämmchen okuliert und beobachtet worden ist, daß mich das Resultat höchlichst interessierte?“ Prinzeß atmete hastig.

„Niemand, Hoheit! Gestatten Sie mir nach besten Kräften den Fehler gut zu machen, dies widerrechtliche Besitztum in Ihre Hände zurückzulegen.“

„Ich verzichte darauf,“ sagte Prinzeß sehr kalt und hochmütig.

„Aber vielleicht dürfen wir sie bewundern.“ Fräulein von Robbes dürre Hand streckte sich nach der Rose aus, die vorhin noch Knospe, sich an Ferras Brust zu ihrer ganzen Pracht und Schönheit entfaltet hatte. Ungeduldig löste sie die Fürstin aus dem Kleid.

„Wahrhaftig, die äußern Blätter sind schwarz, die innern tiefrot, und wie sie duftet,“ rief die Hofdame entzückt.

„Lassen Sie mich auch sehen.“ Die Oberhofmeisterin war zu der Robbe getreten und starrte mit bedauerndem Ausdruck auf die Blume.

„Schade, ewig schade!“ murmelte sie. „Es ist eine schmerzliche Enttäuschung für die arme Hoheit.“ Aber die Worte waren doch so gehalten, daß sie für Ferra verständlich blieben.

Wie auf glühenden Kohlen stand diese unter all den Frauen, von denen sie instiktiv fühlte, daß sie ihr übel wollten und deren Blicke noch mehr verrieten als die Worte. Wohin sie auch sah, nirgends ein wohlwollender, mitleidiger Ausdruck in den Mienen, überall Neid, Schadenfreude und höhnisches Lächeln. Sie suchte das kleine gelbe Gesicht Maria

Paulownas zu ihrem Trost, aber das war nirgends mehr zu sehen.

Mit einer raschen Bewegung streckte jetzt Prinzeß Sibylle die Hand aus. Fräulein von Robbe beeiferte sich, ihr die Blume zu reichen, aber griff Prinzeß nun ungeschickt zu, war die Hand der Hofdame zu rasch gewesen, genug, die Rose brach dicht am Kelch vom Stiel und fiel zu Boden. Ein kleiner affektierter Schreckensruf — Fräulein von Robbe bückte sich eilig.

„O weh! Sie ist völlig unbrauchbar geworden!“ — die Worte, in die Luft hinausgerufen, konnten ebensogut Ferra wie der Prinzessin gelten, die nun die verstümmelte Blume in Händen haltend, fragend sagte: „Wie war das aber möglich?“

„Auf gut bürgerlich pflegt man bei solchen Unglücksfällen zu sagen: das Ding war der Betreffenden nicht gegönnt, Hoheit!“ sagte Frau von Bogdanoff, die plötzlich unbemerkt irgend woher aufgetaucht war, mit ihrem verbindlichsten Ton, „natürlich haben wir für solch einen plebejischen Aberglauben nur ein Lächeln, nicht wahr, Fräulein von Robbe?“

Vielleicht errötete das Hoffräulein ein wenig, man sah es nur so schlecht unter ihrem lederfarbnen Teint, denn unter Prinzeß Sibylles Ägide waren Hasenpfoten und Puderquasten, Charles Fay und Crême Simon auf das tiefste verpönt.

„Ich stelle sie Ihnen wieder zur Verfügung. Sie, Fürstin, haben allein ein Anrecht darauf,“ sagte Prinzeß und wandte sich dabei an Frau von Bogdanoff, die mit spitzen Fingern die Rose ergriff.

„Was unbrauchbar geworden ist, goutieren wir nicht mehr, Hoheit.“ Sie schleuderte mit der suffisantesten Miene,

die sie in ihrem Arsenal besaß, die blühende, duftende Rose in die erlöschenden Flammen des Kamins. Es zischte darin auf, einen Augenblick lag die schwarze Rose wie in Feuer gebettet, von lohender Glut umgeben, vollkommen unversehrt, dann kräuselten sich ihre Blätter, verkohlten, und mit einem leisen Ton sank die kostbare Blume in sich zusammen, nichts hinterlassend als einen unförmlichen schwarzen Fleck.

Ferra sah sich um, als müsse auch ihr von fern her irgend welche Hilfe kommen; daß man sie soeben geflissentlich zu beleidigen gesucht hatte, wurde selbst ihrem unerfahrenen Gemüt klar, aber die hohe Gestalt des Adjutanten war nirgends zu erblicken.

Der Moment der Abfahrt war gekommen. Das prinzliche Paar hatte zuerst den Schlitten bestiegen, Prinzeß Sibylle winkte noch einmal den Adjutanten zu sich, der auf der untersten Stufe der Treppe stand.

„Mein lieber Graf, es zieht mir — wollen Sie nachsehen lassen, ob irgend etwas aufgegangen ist?“

Dienstfertig beugte sich Rommingen selbst zu der Bärendecke herab, die die hohe Frau einhüllte, aber so viel er auch spähte, alles schloß auf das beste.

„Es ist nichts zu finden, Hoheit!“

„Ich danke Ihnen, es ist schon besser geworden.“ Sie reichte ihm die Hand, er zog sie ehrfurchtsvoll an die Lippen. Ein heißer zuckender Druck antwortete ihm. Dann sah er sich nach seiner Dame um. Sie stand neben Frau von Bogdanoff bereits in dem mächtigen Portal, von rückwärts beleuchtet und umstrahlt vom Lichte des erlöschenden Kaminfeuers; ein unbeschreibliches Gefühl von Glück überkam ihn bei ihrem Anblick.

Die Windlichter tragenden Vorreiter verschwanden soeben vom Hof, ihnen schlossen sich die Schlitten an, Ferra, deren Blicke Rommingen auch bereits gefunden hatten, kam ihm entgegen, er half ihr schweigend beim Einsteigen, dann ging es in die kalte, sternflimmernde Nacht hinaus.

Sie waren beide still, ihnen klopfte das Herz, eine banale Konversation schien unmöglich. Detlev fragte sich betroffen, ob das Liebe sein könne, was ihm so die Sinne verwirrte. Vor einigen Wochen würde er es als Torheit verlacht haben, sich so schnell und blindlings unterjochen zu lassen, ihm schien damals, daß der Verstand doch auch sein gewichtiges Wort mitzusprechen habe, und der Verstand würde ihm gesagt haben, daß er Ferra noch wenig, sehr wenig kenne, aber an alles das dachte er in diesem Augenblick nicht.

Zuweilen streifte ein roter Schein der Fackeln ihr schönes Gesicht, oder der Rauch, dessen Schatten wie dunkle Wolken über den weißen Schnee dahinjagten, verfinsterte es einen Augenblick, der Reiz blieb derselbe. Sie hatte die Hände aus dem Muff genommen und spielte mit ihren Armbändern, die sie auf und nieder schob, ihre Wimpern waren dabei so tief gesenkt, daß es fast aussah, als halte sie die Augen geschlossen.

„Fürstin," sagte er endlich leise und ergriff ihre Linke, „Sie zürnen mir nicht?"

„Nein! ich habe es nie getan!"

Ein scheuer Blick nur traf ihn, er nahm die Hand und küßte sie wiederholt. Hätte er jetzt gesprochen, so wäre es irgend etwas Tolles, Leidenschaftliches gewesen, aber er hatte noch einen letzten Rest Besinnung, der ihn daran hinderte, und so fielen sie wieder in ihr Schweigen zurück,

Als der Bogdanoffsche Schlitten den Adjutanten nach

seiner Wohnung fuhr, nachdem Ferra ausgestiegen, blieb neben ihm auf dem Sitz ein weißes Etwas, ihr feines duftendes Spitzentuch liegen, er hob es auf und behielt es sinnend in der Hand, gleichsam, als ob es noch ein Bindemittel zwischen ihnen wäre.

Er kämpfte mit sich, ob er es behalten dürfe oder nicht, gar zu gern hätte er es oft und oft an seine Lippen gedrückt, hatte er doch gesehen, daß es auch Ferra getan, aber als der Schlitten hielt, siegte doch sein Stolz über sein Gefühl, ruhig legte er es an seinen Platz zurück.

„Ich will nichts tun, wozu ich nicht die Berechtigung habe," dachte er, und obgleich es ihm nicht leicht wurde trennte er sich doch von dem kleinen Gegenstand, der ihr gehörte, und der die Tränen getrocknet hatte, die er ihr erpreßte. —

Auch Prinz und Prinzeß hatten die Rückfahrt ziemlich schweigsam zurückgelegt. Zuerst hatte Ihre Hoheit die Sache mit der Rose erwähnt, und auf des Prinzen Entschuldigung, daß er vollkommen ahnungslos die Rose gebrochen, kein freundliches Wort gehabt; dann sagte sie noch so nebenher:

„Übrigens ist die Arbanoff von Geburt nur eine simple Adlige, es wäre geraten, wenn du deine Huldigungen etwas einschränktest, Dagobert."

„Von wem weißt du das?" fragte er erstaunt.

„Von ihr selber!"

Seine Hoheit markierte hinter der Hand ein leises Gähnen.

„Im Grunde genommen hat das weiter keinen Einfluß, sie ist Fürstin Arbanoff, das genügt."

„Dir vielleicht, mir nicht völlig, Schönheit allein besticht mich noch nicht."

„Ah, sie ist sehr angenehm,“ gestand der Prinz mit leisem Lächeln. „Ich sage dir offen, daß ich lieber auf einen fürstlichen Stammbaum, als darauf verzichten würde.“

„Du!!“

Der Ton, in dem dies kleine Wörtchen gesprochen, war so eiskalt, verächtlich und zornig, daß Prinz Dagobert schwieg und sich wie abgespannt mit geschlossenen Augen zurücklehnte. Prinzeß aber dachte sehr erregt:

„Er nimmt alle Rechte für sich in Anspruch und zeigt mir täglich, wie wenig ich ihm bin. Wie nun, wenn ich auch fände, daß mein Herz erwacht ist und sich stürmisch nach einem Liebeswort sehnt! Soll ich schweigend dagegen kämpfen, ohne daß jemand da ist, der sich durch irgend ein Gefühl meines Herzens beraubt weiß?“

Sie verschlang die kalten Hände ineinander und erstickte das tränenlose Schluchzen, das sich ihr auf die Lippen drängen wollte. Aber sie widerstand nicht länger. Vor ihren geistigen Augen tauchte das schöne, ernste Gesicht eines andern Mannes auf, er flüsterte Worte der Liebe, die seine Augen wiederholten, in das Ohr einer Frau, die er in den Armen hielt, und diese Frau war — Prinzeß Sibylle.

„Was ist denn dir, mein Kerlchen?“ fragte Rommingen den jungen Husaren, dem er unerwartet auf der Straße begegnete, indem er seinen Arm unter den des Freundes schob. „Du siehst ja so nachdenklich aus?“

„Ich dachte an dich und — an noch jemand. Wie stehst du eigentlich mit der Fürstin Arbanoff, Detlev?“ fragte Eustach kurz entschlossen.

„Hm!“ der Adjutant zerrte mißmutig an seinem Bart.

„Es gibt Dinge, deren Besprechung sich sogar der intimsten Freundschaft entzieht. Das begreifst du, nicht wahr?“

„Ja, gewiß – aber siehst du, Lieber, es gibt eben auch Dinge, die das Blut in Wallung bringen.“

„Es ist zum toll werden, wenn man sieht, woraus sich der Ruf eines Menschen eigentlich zusammensetzt? Wie leicht es ist, ihn zu beflecken. Und was will die Welt eigentlich? Ist eine Frau kalt und ablehnend, hält man sie für dumm, — lebhaft und anregend, beschuldigt man sie der Koketterie, und ist sie gar scheu, ist dem Faß völlig der Boden ausgestoßen.“

„Du sprichst von der Fürstin, was ist es damit?“ stieß Detlev erregt hervor.

„Ich sagte dir's schon. Halbe Andeutungen, Blicke, Lächeln; du kannst eben niemand dafür beim Kragen nehmen. Laudin will sie vor Jahren in Paris gesehen haben, andre verdrehen die Augen, sobald Prinz Dagobert genannt wird — auch dich bringen sie mit ihr in Verbindung.“

Der Adjutant fuhr zornig auf. „Mich? Wer kann sich erdreisten — —“

„Ja, siehst du nun, wie es dich trifft. Übrigens, alter Freund, wer nicht gerade blind ist – warum willst du streiten? An das Bienengesumm' der Verleumdungen glaubst du doch hoffentlich nicht?“

„Nein —“ er nagte trotzdem an der Unterlippe, „aber die Fürstin ist oft selbst schuld daran, daß man über sie spricht, sie ist von einer geradezu souveränen Gleichgültigkeit gegen alles, was Hof und Gesellschaft nun einmal verlangen können“.

„Heirate sie!“ schlug Eustach mit ernster und ehrlicher

Miene vor, „dann hat die ganze Sache ein Ende. Du liebst sie doch, und sie zeichnet dich aus. Wäre ich an deiner Stelle — ich scherte mich keinen Pfifferling um das ganze Gerede. Leider bin ich es nicht, habe nun aber wenigstens getan, was ich konnte. Überlege es dir, Detlev, aber ernstlich, lieber Junge! Sei nicht abhängig von dem Urteil der Masse — ich würde dich so gern glücklich sehen.“ Und ehe der Adjutant noch etwas erwidern konnte, schlug er ihm leicht auf die Schulter und entfernte sich eilig.

Wenn Eustach nur gewußt hätte, wie lange Detlev von Rommingen schon überlegte! Ferras Bild verließ ihn nicht, daß man sie anfeinden würde, hatte ihm seine Menschenkenntnis von vornherein gesagt; es überraschte ihn nicht sehr, allein trotzdem tat es ihm weh, davon zu hören. Wie gern hätte er sie beschützt, wie gern sie an sein Herz genommen und überall verteidigt! Warum tat er es nicht? An die Verleumdungen glaubte er nicht, sie konnten ihm also nicht hinderlich sein, aber jenes wunderbare Etwas, daß in seinem Herzen lebte und gegen sie sprach, war es das? Er grübelte vergebens darüber nach.

Er liebte sie. Das wußte er zweifellos dann, wenn er in ihrer Nähe war, ihre helle Stimme hörte und in ihre schimmernden Augen sah. Manchmal hatte sie Stunden, in denen sie sanft und mädchenhaft, wie eine Madonna aussah, dann fühlte er das fast unbezwingliche Bedürfnis, sie in seine Arme zu nehmen, ihr goldiges Haar mit Küssen zu bedecken und zu bitten: Sei die meine auf ewig!

Dann ließ ihn wieder ein kecker Blick, ein lauteres Lachen als sich gehörte, ein freieres Wort, das er seiner Gattin nie gestattet haben würde, zusammenfahren und schloß ihm die Lippen.

„Warum spricht er nicht!“ dachte Ferra ungeduldig, sieht er es denn nicht, daß ich ihn allein lieb habe?“

In dieser Voraussetzung kam sie ihm manchmal allzusehr entgegen, und wenn er trotzdem schwieg, so verfiel sie in das Gegenteil, kokettierte mit dem Prinzen, der noch immer in ihren Banden lag, und drehte seinem Adjutanten kurz den Rücken. Einmal nach solch einer Szene sah sie, daß Detlevs Augen nachdenklich auf ihr ruhten, nachdem der Prinz sie verlassen hatte.

„Sie möchten mich wieder tadeln,“ sagte sie nachlässig über die Schulter zu ihm.

„Nein, Fürstin, das versuche ich nicht mehr.“

Sie biß sich auf die Lippen, sein Ton trieb ihr das Blut in das Gesicht.

„Was tue ich denn! Mein Gott, was tue ich denn!“ rief sie ungestüm, „der Prinz ist so mit mir zufrieden, wie ich bin.“ Detlev antwortete nicht.

„Warum schweigen Sie?“ fragte sie ganz rot im Gesicht und setzte spöttisch hinzu: „Sind Sie etwa eifersüchtig, Graf?“

„Würden Sie sich mit diesem Bewußtsein beruhigen, Fürstin? Würde es Ihnen nicht im Gegenteil ein größerer Reiz sein, mich dann Ihre Macht doppelt fühlen zu lassen?“

„Sie haben eine schlechte Meinung von mir.“

„Ich halte mich nur an Tatsachen.“

„Nein!“ preßte sie zwischen den kleinen weißen Zähnen hervor, „Sie haben kein Recht so zu urteilen; gerade sie nicht, Graf!“

Und dann ließ sie ihn stehen und schleppte ihre Robe, die mit Brüsseler Spitzen reich besetzt war, über das Parkett

ebenso stolz und hochmütig nach außen, wie traurig und beklommen im Innern.

„Ich werde nie so werden, wie er eine Frau wünscht," dachte sie zerknirscht, und ihr waren die Tränen näher als das Lachen, obgleich sie mit dem Prinzen mehr wie je kokettierte und scherzte.

Rommingen stand von fern und beobachtete sie. Jedes tadelnde Wort, das er ihr sagte, sollte nur eigentlich dazu dienen, eine neue Schranke zwischen ihnen zu errichten, obgleich er nur zu genau wußte, daß er ihrem Zauber auf immer verfallen war, daß keine Schranke mehr nützte und jeder Kampf machtlos sei. Er führte ihn trotzdem noch — aus Prinzip. —

Es hatte den ganzen Tag zwischen Regnen und Schneien geschwankt. Prinz Dagobert lag in seinem Arbeitszimmer auf der Chaiselongue auf dem Rücken, die Hände unter den Kopf geschoben blies er den blauen Zigarrenrauch zur Decke empor. Neukirch rieb sich fröstelnd die Hände, er rauchte nie.

„Nun, mon vieux," sagte der Prinz, „Sie werden zugeben, daß ich der bescheidenste der Sterblichen bin! Was will ich denn so großes! Mich für ein paar Stunden amüsieren, lachen und plaudern! Einmal etwas andres hören, als hier Vorwürfe und dort übertriebene Ehrfurcht. Die Fürstin wirkt auf mich wie Champagnerschaum, warum soll ich mir den Reiz versagen?"

„Graf Rommingen scheint dasselbe zu empfinden, Hoheit!"

„Bah, Rommingen! Bei dem geht alles zu sehr nach der Schnur. Ein wenig Originalität würdigt er gar nicht. Sahen Sie neulich, was er für ein Gesicht machte, als mich die Fürstin mit dem Fächer schlug?" In der Erinnerung an

den Scherz, den er gewagt und der ihm diese Strafe eingetragen, lachte Prinz Dagobert noch einmal herzlich.

„Ich kann mich der Beobachtung nicht verschließen, daß Ihr Adjutant, Hoheit, Einfluß auf die Laune der Fürstin besitzt."

Aber dieser winkte abwehrend mit der Hand.

„Keine Idee! Nein, ich denke, ihr muß irgend etwas Nachteiliges über mich zu Ohren gekommen sein. Die Robbe, die Bogdanoff, selbst ma princesse nicht ausgenommen, sind Weiber, denen man in diesem Punkt nicht allzusehr trauen kann. Die Fürstin ist tatsächlich in letzter Zeit auffallend kühl und reserviert gegen mich, wunderbar verändert."

„Für solchen Wechsel gibt es eben verschiedene Deutungen, Hoheit!" Neukirch hüstelte ein wenig und jagte heimlich den verhaßten Zigarrenrauch zur Seite. Er hätte gar zu gern wieder einmal Gelegenheit gehabt, den scharmanten, gefälligen postillon d'amour zu spielen, aber die Gegenwart hatte augenblicklich für ihn dazu alle Chancen verloren.

„Ich möchte," begann der Prinz sehr nachdenklich von neuem, „nur einmal Gelegenheit finden, mit der Fürstin unter vier Augen zu sprechen, dann würde mir bald der Grund ihres veränderten Wesens klar werden. Sind es boshafte Klatschereien, könnte ich sie überzeugen, daß kein wahres Wort daran sei, ist es aber etwas andres — Zurückhaltung — oder —"

Der Prinz verstummte so lange und anhaltend, daß Neukirch durch ein sanftes Räuspern an seine Gegenwart zu erinnern für gut fand. Sein hoher Gebieter richtete sich daraufhin lebhaft auf und sich auf den Ellbogen stützend fragte er:

„Ließe sich das gar nicht arrangieren, mon vieux?“

„Wenn uns der Zufall zu Hilfe kommt, Hoheit!“

„Bah, ich bin kein Freund von dem! Wenn er ungerufen kommt, ist er meist unbequem, und wenn man ihn ersehnt, läßt er sich lange bitten. Nein, denken Sie lieber darüber nach, bei Ihren Beziehungen zum Bogdanoffschen Hause wird es Ihnen leicht werden, etwas herbeizuführen, was dem Zufall ähnlich sieht.“

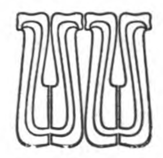
Exzellenz schwieg einen Augenblick überlegend, dann sagte er mit seinem beschwichtigenden sanften Lächeln:

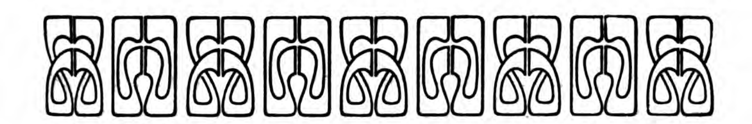
„Mein hoher Herr wird mich stets zu allen Diensten bereit finden! Ich hoffe, es wird sich alles nach Wunsch finden. Nur, Hoheit, Geduld — Geduld!“

„O, die habe ich schon lernen müssen.“ Seufzend sank der Prinz in die Kissen zurück. Auf dem Kamin schlug die kleine Pendule und zu gleicher Zeit prasselte ein Hagelschauer an die Scheiben.

„Abscheuliches Wetter! Und doch ist es Zeit aufzubrechen, mein Onkel hält auf Pünktlichkeit. Weiß Gott, welch ein neues Gestirn er wieder entdeckt hat, er sucht seine Sterne am Himmel, ich auf Erden! — Sie können übrigens mit mir fahren, ich bringe Sie bis vor Ihre Tür. Und bitte, Neukirch, sagen Sie doch meinem Adjutanten, daß ich ihn für heute vom Dienst im Schloß dispensiere, ihn dagegen ersuche, die Prinzeß mit ihrer Dame in die Oper zu begleiten. Ich kann es vorher nie auf die Minute bestimmen, wenn mich Königliche Hoheit genau genug über irgend einen wunderbaren Himmelsvorgang unterrichtet glaubt, kann also leicht eine Viertelstunde später eintreffen, und Sibylle gibt einmal auf derlei Sachen so viel, daß es sie sofort verstimmen und

argwöhnisch machen würde; ist dagegen Rommingen da, so weiß sie wenigstens, daß ich überhaupt zu kommen beabsichtige. Au revoir, mon vieux!" Leicht mit der Hand grüßend, trat Hoheit dann in das Nebenzimmer, um seine Toilette zu wechseln, während Neukirch sich seines Auftrags entledigte.





XIII.

Die Ouvertüre zu Lohengrin hatte begonnen. Das Hoftheater war sehr gut besetzt, nachdem sich das Gerücht verbreitet hatte, Prinz und Prinzeß Dagobert würden der Vorstellung beiwohnen.

Puritanisch einfach, steif und gerade saß Prinzeß Sibylle in der prächtigen Hofloge, die mit purpurnen Samtdraperien halb verhangen war, die wieder durch vergoldete Hellebarden und das Wappen des Landes aufgenommen wurden. Im Hintergrund saß Fräulein von Nobbe hinter ihrer hohen Herrin und der Adjutant hinter dem noch leeren Stuhl des Prinzen. Er spähte aufmerksam hinnüber in die noch völlig leere Fremdenloge, wo Frau von Bogdanoff mit ihrer Cousine zwei ständige Plätze hatte. Er sehnte sich nach Ferras Anblick, ihm war weicher und verliebter denn je zu Mute. In der kleinen Proszeniumsloge an der Bühne saß Neukirch. „Frisch gestrichen!" wie Nobbe sich ausdrückte, dessen langer Oberkörper sich über die Brüstung des ersten Ranges rekelte, und der mit seinem Opernglas ungeniert das Publikum nach hübschen Mädchengesichtern durchspähte.

Bei den letzten rauschenden Takten trat Frau von Bogdanoff in ihre Loge — aber allein. Sie warf den prächtigen Umhang zurück, nahm ihr Opernglas und machte es sich in einer Weise bequem, daß man sehen konnte, sie erwarte keinerlei Gesellschaft mehr für den Abend.

„Ein bischen mit der belle cousine verknurrt, taxiere ich," sagte Robbe mit einem prüfenden Blick auf die kleine Russin, die allerdings etwas erzürnt aussah.

Detlev sah mit einem Gefühl von Schwermut, daß der Platz, auf den er bisher seine Blicke gerichtet hatte, leer blieb. Es ging ihm wie immer, war Ferra fern, wuchs seine Leidenschaft für sie, und alles andere erschien ihm klein und wesenlos im Vergleich zu ihrem Besitz. — Als Elsa, die unschuldig Angeklagte, über die Bühne schritt, nach einem Rächer suchend, schien es ihm, als verkörpere sie ihm Ferra in ihrer ebenso hilflosen Jugend und Schönheit. Das blonde Haar machte ihm die Ähnlichkeit noch vollkommener, und hätte er in diesem Augenblick nicht in der Hofloge, sondern ihr gegenüber gesessen, vielleicht wäre doch die trennende Schranke zwischen ihnen diesmal gefallen. — Während der Adjutant so von seinen Gedanken hin und her gezogen wurde, entstand auch hinter Neukirchs Stirn Plan um Plan. Er hatte gesehen, daß Frau von Bogdanoff allein kam, ein Blick in den Spiegel, der im Hintergrund der Loge an der Wand hing, zeigte ihm den auch noch leeren Stuhl des Prinzen. Die Unterredung vom Nachmittag fiel ihm ein; er hatte lebhaft gewünscht, sich dem Prinzen gefällig erzeigen zu können, der Zufall selbst kam ihm ganz unerwartet schnell zu Hilfe, es lag nur an ihm, die gebotene Situation auszunutzen, und Neukirch war ein viel zu alter, erfahrener Hofmann, um nicht die Wünsche der

Großen dieser Erde als allein maßgebend für sein Handeln zu betrachten.

Mit kurzem Entschluß rief er den Logenschließer, gab ihm ein kleines duftendes Veilchenbukett, das er bisher im Kopfloch getragen, schickte es an Frau von Bogdanoff und ließ sich erkundigen, weshalb ihre schöne Cousine heute fehle.

„Die Fürstin habe Migräne," lautete die lakonische Antwort, und Neukirch, für den Migräne und Launen bei den Frauen die gleiche Bedeutung hatten, sah seine Aktien steigen. Vorsichtig wie er war, zog er zuerst die Blenden hoch, dann, als er glaubte, daß es niemand im ganzen Theater einfallen würde, auf ihn zu achten, war plötzlich seine Loge leer.

Der erste Akt des Lohengrin war zu Ende und das Fallen des Vorhangs zeigte eine längere Pause an. In den Logen begann man, sich gegenseitig Besuche abzustatten, auch die Hofloge belebte sich, um Prinzeß in tiefster Ehrfurcht eine Verbeugung zu Füßen zu legen.

„Sie sind ohne Ihre Cousine hier?" sagte Prinzeß zu Maria Paulowna, die auch hierher gewallfahrtet war.

„Ja, Hoheit, sie hat Migräne."

„Ein abscheuliches Leiden, ich kenne es wohl."

Während Prinzeß so im Vordergrund ihre Pflichten erfüllt, stand Erdmann von Nobbe im Hintergrund neben seiner Schwester. Er versäumte es niemals, öffentlich seine langen Glieder möglichst tief vor Prinzeß zu beugen und einige Worte von ihr heißhungrig entgegenzunehmen. Er taxierte ganz richtig, daß ihm diese näheren Beziehungen zu Hoheit ein besonderes Relief in den Augen seiner Kameraden verlieh, und daß er bei seinem sonstigen Benehmen durchaus nötig hatte, dieses möglichst oft zu erneuern.

„Ich dachte, der Prinz wäre schon lange hier,“ bemerkte der lange Oberleutnant mit einem erstaunten Blick auf den leeren Stuhl.

„Noch nicht! Prinzeß hat schon mehrmals ungeduldig nach ihm gefragt. Sie ist ungern ohne ihn in der Öffentlichkeit.“



„Natürlich! Da sie sich als verratene und betrogene Frau überall bedauert und beobachtet wähnt, wenn er an ihrer Seite fehlt. Aber er war doch schon im Theater.“

„Der Prinz? Du irrst, Erdmann.“

„Nein, ich irre nie!“ Er heftete seine Augen, vor deren rechtem das Monokel im Licht schimmerte und glänzte, als hohnlächle es, fest auf seine Schwester. „Prinz Dagobert hatte vielleicht drei bis vier Stufen hinter

sich, als Neukirch am Fuß der Treppe erschien. Ich wollte gerade an das Büfett, da ich kanibalischen Durst hatte und die Pause hier zu benutzen gedachte, da sah ich beide in nächster Nähe, ohne daß sie mich bemerkten."

„Das ist unbegreiflich."

„Unbegreiflich?" Robbe sah sie mit höhnischem Grinsen und halb aufgesperrtem Munde an, „wenn du das findest, mußt du dümmer sein, als ich geglaubt habe. Wie kommt es, daß Fürstin Arbanoff gerade heut Migräne hat?"

„Erdmann!"

„Man muß sich oft tief bücken, um im Staube die Fäden zu erkennen, an denen der einzelne gegängelt wird," fuhr der lange Oberleutnant in seiner unverschämten Art fort, „allein, was ich sehe, dafür verbürge ich mich!" Er warf einen Blick zu Neukirchs Loge hinüber, an der die Blenden wieder eingeschoben waren, während der wackere Exgouverneur mit übergeschlagenen Armen und einem wohlwollenden Lächeln auf den Lippen in seinem Sessel lehnte, so friedfertig und harmlos, als könne er kein Wässerchen trüben. „Der alte Sünder!" sagte der lange Oberleutnant verächtlich. Denn das wunderbare bei all diesen Menschen war, daß ein jeder, der dem andern in die Karten zu gucken glaubte, für diesen auch eine gewisse Verachtung hegte, ohne zu fragen, ob sein Spiel nur im geringsten ehrlicher war.

Prinzeß Sibylle hatte sich zuletzt mit Detlev unterhalten, das Aufziehen des Vorhangs machte der Konversation erst ein Ende. Die Hofdame bemerkte auf den Wangen ihrer hohen Herrin zwei runde, rote Flecke, ein Zeichen hochgradiger Erregung, und sie schob diese auf die noch immer andauernde Abwesenheit des Prinzen.

„Hoheit!“ sagte sie endlich, sich über den Sessel der Prinzeß beugend, mitten in das Rachelied der Ortrud hinein, „mein Bruder hat Ihren erlauchten Gemahl schon vor einer Viertelstunde im Theater gesehen.“

„Wie, Amanda?“ Prinzeß schien zuerst zerstreut, wurde dann aber aufmerksam. „Unmöglich! Wo sollte er geblieben sein?“

Das Hoffräulein zuckte die Achseln. „Er sprach mit Neukirch, der den hohen Herrn offenbar abgewartet haben muß.“

„Wer hat das beobachtet?

„Ich sagte schon vorher, Hoheit, mein Bruder. Alles was mir Erdmann erzählt, ist unzweifelhaft. Zudem fürchtet er wohl, meine teure Prinzeß könne sich beunruhigen! Er hat ein sehr feines Gefühl in manchen Dingen und ist sehr besorgt um Hoheit, aber es scheint doch, daß dem Vorfall keine Wichtigkeit beizumessen ist, sonst hätte Neukirch wenigstens dem Adjutanten einen Wink gegeben. Wohl nur eine kleine Bestellung! Irgend ein Auftrag — —! Mein Gott, Hoheit, wie erregt Sie sind! Darf ich das Riechsalz geben?“ setzte sie in fast weinerlichem Ton hinzu.

In der Tat, Prinzeß zitterte, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, der Argwohn, der nie bei ihr schlummerte, hatte aufs neue seine Krallen en ihr Herz geschlagen.

„Ich wollte keine Konsequenzen daran knüpfen, Hoheit, die Absicht lag mir sehr fern,“ fuhr die Hofdame in demselben Ton fort, „ich meinte es ja nur gut — —“

Prinzeß unterbrach sie fast heftig.

„Aber Sie geben doch etwaige **Konsequenzen** zu, Amanda?“

Fräulein von Nobbe senkte den Kopf wie eine verregnete Blume.

„Ich weiß nicht!“ hauchte sie tonlos.

Prinzeß lehnte sich zurück, sie hatte den Schildpattfächer aufgeschlagen und bewegte ihn hastig vor ihrem Gesicht.

„Graf Rommingen!“ Prinzeß hatte mit einem plötzlichen Ruck ihr Gesicht dem Adjutanten zugewandt und sah ihn mit unruhig flackernden Augen an. Detlev beugte sich vor, so weit es tunlich war, aber die Musik hinderte das Verstehen.

„Schieben Sie den Stuhl dicht an die Brüstung, mein Gatte wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen,“ sagte Sibylle mit einem bitteren Ton in ihrer Stimme, „ihm eilt es selten, und setzen Sie sich dann näher zu mir, ich möchte Ihnen etwas sagen.“

Der Adjutant gehorchte und wandte sich fragend zu Prinzeß, er wartete vergebens. Sie hatte wieder den Fächer entfaltet und bog an den einzelnen Stäben, als wolle sie ihre Widerstandsfähigkeit prüfen, augenscheinlich hatte sie ihre Frage oder ihren Auftrag vergessen. Er sah, daß die Adern an ihrem Halse klopften, die schmalen Lippen sich zusammenpreßten und krach! — splitterte ein Stäbchen des kostbaren Fächers unter ihren nervösen Fingern. Fräulein von Nobbe schrie leise auf, aber Prinzeß, die sonst so sparsam war, daß sie nichts verderben ließ, und deren Kammerfrauen sich keines einzigen Geschenkes von ihr rühmen konnten, schien den Schaden gar nicht zu beachten, ihre Gedanken waren zu sehr beschäftigt.

„Würden Sie mir einen Dienst erweisen, Graf?“ Eine glühende Röte schoß ihr dabei ins Gesicht.

„Befehlen Hoheit ganz über mich.“

„Es könnte aber sein, daß dieser Dienst — dieser Dienst strengste Diskretion erforderte?“ Prinzeß atmete heftig, als würge es sie in der Kehle.

„Was mag sie nur haben,“ dachte Detlev erstaunt.

„Frau von Bogdanoff sagte vorhin, die Fürstin habe Migräne, ich kenne das Leiden, es ist schrecklich — aber ich habe ein untrügliches Mittel dagegen.“

Sie sah ihn an, als erwarte sie eine Antwort, ein Entgegenkommen. Detlev schwieg, er ahnte beim besten Willen nicht, wohin Prinzeß strebte.

„Mitleid ist doch Menschenpflicht, Graf!“

Der zweite Fächerstab zersplitterte unter ihren Händen.

„Gewiß, Hoheit!“

„Was wird schmerzlicher, länger und öfter umsonst gesucht, als ein mitempfindendes Herz,“ sagte Prinzeß gepreßt. Sie sah dabei auf das Zerstörrungswerk ihrer Hände, hob dann die Augen, und Rommingen traf ein Blick, so wunderlich heiß, so voll anklagender Leidenschaft, daß es ihn durchschauerte. Unmöglich, daß die ausdruckslosen Augen der Prinzeß so zu blicken verstanden! Das Licht mit seinem unruhigen Flackern hatte ihn getäuscht, er mußte noch einmal in das sonst so kalte hochmütige Gesicht neben sich blicken — natürlich, — es hatte seinen gewöhnlichen Ausdruck und sah schon wieder zu Frau von Bogdanoffs Loge hinüber.

„Und ich hätte vorhin darauf geschworen,“ dachte Detlev in Gedanken den Kopf schüttelnd, „was doch nicht alles von der Beleuchtung abhängt!“

„Ich möchte der Fürstin Arbanoff mein Riechsalz schicken. Wollen Sie den Gang statt meiner übernehmen, Graf?“

„Hoheit, es ist schon zu spät," wagte Detlev zu entgegnen.

„Wenn ich Sie schicke? Lieber Graf, ich glaube auch nicht, daß Russinnen so diffizil sind, wie zum Beispiel eine deutsche Frau; etwas Emanzipation liegt ihnen schon im Blut. Zudem — der Zweck heiligt die Mittel."



Ein eigentümliches, wie festgefrornes Lächeln lag um den Mund der Prinzessin, als sie ein langes, schmales, silbernes Flakon aus ihrem Gürtel nahm.

„Hier, nehmen Sie. Beim Prinzen entschuldige ich Sie selbstredend, wenn — er noch vor Schluß kommt, und der Fürstin Arbanoff lasse ich gute Besserung wünschen!"

Sie reichte ihm das Flakon, ihre zitternden Hände berührten die seinen, er fühlte durch den Handschuh hindurch, daß die Finger kalt wie Eis waren.

„Gehen Sie," flüsterte sie mit erstickter Stimme, und über die nun wieder matten, ausdruckslosen Augen fiel es wie ein dunkler Schleier.

Mit welchen Gefühlen schloß der Adjutant die Türe der Loge hinter sich! Wenn ihn auch der Auftrag der Prinzeß überrascht und dann sogar peinlich berührt hatte, er hätte kein Mann sein dürfen, der liebte, wenn nicht doch das Gefühl des Glückes schließlich in ihm die Oberhand gewonnen hätte. Er sollte Ferra vielleicht heute abend noch sehen, ohne sein Zutun. Wenn selbst nur für einen flüchtigen Augenblick, wenn selbst nur die Zofe die Mittelsperson zwischen ihm und ihrer Herrin machte, er war ihr doch nahe, er atmete dieselbe Luft mit ihr, er konnte ihr ein teilnehmendes Wort sagen lassen! Mit einem schnellen Satz sprang Detlev in den nächsten Fiaker und befahl dem Kutscher: Zur Villa Bogdanoff, Prinzenweg. Währenddessen sagte Prinzeß oben mit bebender Stimme zu ihrer Vertrauten:

„Gab es nicht irgendwo im Altertum ein Volk, Amanda, wo die Weiber das liebste, was sie hatten, Gatten, Söhne, Brüder und Geliebten vor ihren Augen in den Tod jagten, nur um die Ehre zu retten?"

„Ich weiß es nicht, Hoheit," sagte das Hoffräulein, die allerdings nur bewandert in der chronique scandaleuse ihrer Gegenwart war, „aber ich will morgen einmal nachsehen und Bescheid bringen, es muß ja in jeder Weltgeschichte stehen."

„Nicht nötig!" wehrte Prinzeß, und in Gedanken setzte sie hinzu: „Als ob das nur im Altertum geschehen könnte! Man tut es auch heute, mit offenen Augen, nur daß man dafür keine Märtyrerkrone mehr geflochten bekommt!"

Je näher Detlev der Villa Bogdanoff kam, desto un=

ruhiger wurde ihm zu Mute. Wie nun, wenn die Fürstin sein spätes Kommen als Beleidigung auffaßte? Er hielt es nicht länger im Wagen aus. Trotz Schnee und Regen ließ er an der letzten Straßenecke halten, sprang heraus und wollte die letzten Schritte zu Fuß zurücklegen. Seine Augen suchten mit seinen sehnsüchtigen Gedanken die Villa, — sie gehörten ja zum Herzen, während Bedenken und Überlegen auf seiten des Verstandes standen — da sah er, daß vor dem Portal ein niedriges, elegantes Coupé hielt; eine große, schlanke Männergestalt, in einen langen Offiziersmantel gehüllt, kam schnellen Schrittes über das Trottoir, verschwand im Innern des Wagens, die Pferde zogen an und das Coupé rollte in die Stadt.

Detlev von Rommingen stand erstarrt, Sekunden, vielleicht auch Minuten. So gern er gezweifelt hätte, es war unmöglich, er hatte nur zu deutlich den Prinzen erkannt. Schmerz und Zorn schnürten ihm die Kehle zusammen, mit scharfen Krallen grub sich die Eifersucht in sein Herz. War dies alles ein Spiel des Zufalls oder hatte Prinzeß geahnt — arme Prinzeß! — Er sagte nicht „armer Detlev," sondern biß die Zähne zusammen und schloß die Hand zur Faust, da fühlte er das Flakon. — Er hatte einen Auftrag bekommen, ihn angenommen, nun hieß es auch ihn auszuführen, das Geschehene entband ihn nicht von dieser Pflicht. Aber er wollte sich damit begnügen, dem Kammermädchen das Flakon einzuhändigen, die elende Farce hatte in seinen Augen ja jeden Deckmantel verloren. Wenn er an seine Unterredung mit Eustach heute nachmittag dachte, mußte er auflachen, der gute Junge hätte eine recht lehrreiche Lektion empfangen können, wäre er in diesem Augenblick an seiner Seite ge-

wesen, eine Lektion darüber, daß das Urteil der Welt doch niemals ohne eine gewisse Berechtigung sei. Regen und Schnee schlugen ihm in das Gesicht, er wußte es nicht, auch nicht, daß er sich die Lippe blutig biß und daß das Gefühl von Kälte, Leere und Schmerz, das ihn durchschauerte, aus dem Herzen und nicht von außen kam. Bis in die tiefsten Tiefen seines sonst so gleichmäßigen Temperaments war der Sturm gedrungen und hatte es aufgewühlt, kaum seiner selbst mächtig, stieg er die wenigen Stufen empor. Die schwer Türe flog vor ihm auf. —

Prinz Dagobert trat gerade in die Loge, als das Zeichen zum aufziehn des Vorhangs für den dritten Akt erklang. Als sie ihn sah, erblaßte Prinzeß ein wenig, und auch die Hofdame konnte einen gelinden Schrecken nicht unterdrücken. Der Prinz sah sehr echauffiert und übelgelaunt aus. Als er Rommingens Platz leer sah, runzelte er die Stirn.

„Ist mein Adjutant nicht hier?“ fragte er, sich setzend, „ich hatte ihn zum Dienst befohlen.“

„Er war bis vor einer Viertelstunde hier, ich gab ihm einen Auftrag.“

„Der ihn von hier entfernte?“

„Ja.“

„Ich möchte dich bitten, Sibylle, das in Zukunft nicht zu tun. Wohin ist er?“

Prinz Dagobert sprach sehr determiniert, die Zorneswolken verdichteten sich auf seiner Stirn.

„Zur Fürstin Arbanoff mit meinem Riechsalz. Frau von Bogdanoff sagte mir, daß ihre Cousine Migräne habe,“ entgegnete Prinzeß und richtete ihre Augen fest und kühl auf

den Gemahl, der unter diesem Blick zur Seite sah und nervös seinen Schnurrbart drehte.

„Ach so, das ist etwas andres, da bist du natürlich meiner Zustimmung gewiß. Obgleich — es ist schon spät, Sibylle, solch Besuch kann Anlaß zu vielem Geklatsch geben, hast du das bedacht? Zudem — du bist doch sonst nicht so mitleidig.“ Auch seine Augen begegneten jetzt herausfordernd den ihren.

„Ich tue, was ich für meine Pflicht halte,“ entgegnete Prinzeß kalt. „Zu beurteilen, wie weit dieselbe geht, überläßt du wohl mir, Dagobert.“

Der Prinz biß sich auf die Lippen, nahm den zerbrochenen Fächer von der Brüstung und amüsierte sich, auch die andern Stäbe zu knicken; es schien ihm eine Wohltat, an irgend einem Gegenstand seinen Groll auslassen zu können.

„O,“ sagte Prinzeß mit einem Blick auf die Belustigung ihres Gemahls, „nicht alles weicht der Gewalt, mon cher!“

Betroffen sah Prinz Dagobert auf, dann legte er den unglücklichen Fächer auf die Brüstung zurück. „Verzeih!“ sagte er kurz, ich werde mir gestatten, dir einen neuen zu besorgen.“

Den Rest des Lohengrin hörte er mit verbissenem Schweigen an, Prinzeß lauschte gespannt nach der Logentür, sie wartete auf Rommingen. Alles blieb still, er kam nicht. Die Oper war zu Ende, das prinzliche Paar brach auf, der Adjutant war noch immer nicht da. Der Prinz machte darüber eine schneidende Bemerkung mit finster gefalteter Stirn, obgleich sich ihm Neukirch sofort zur Verfügung gestellt hatte. Prinzeß bekam Herzklopfen und lehnte sich schweigend in die Ecke des Wagens, selbst zur Robbe sagte sie nichts, was die edle Dame mit gelinder Angst erfüllte. — —

Im Vestibül stand Detlev von Rommingen dem galonnierten Diener gegenüber. Mademoiselle Jaquelines Stumpfnase verschwand soeben halb hinter der schweren türkischen Portiere, die den Eingang zu den Gemächern der Fürstin deckte.

„Durchlaucht zu sprechen?“ fragte Detlev kurz, dem sogar diese Frage schwer fiel.

„Bedauere, Durchlaucht haben Migräne.“ Ein höhnisches Lächeln überflog für einen flüchtigen Augenblick das schöne Gesicht des jungen Mannes. Für die Welt Migräne — er gehörte zu dieser Welt — nur für Prinz Dagobert nicht!

„Rufen Sie mir das Kammermädchen.“

„Hier bin ich schon, Herr Graf.“ Jaqueline kam knixend näher.

„Wenn Ihre Herrin also nicht zu sprechen ist,“ sagte Detlev, mit Aufbietung aller Kraft vor dem verschmitzten Dienerpaar seine Aufregung beherrschend, „dann übergeben Sie dies Flakon an Durchlaucht. Prinzeß hat es mir anvertraut mit der Versicherung, es würde helfen.“

Nun klang doch ein furchtbarer Hohn in seinen letzten Worten, aber davon merkte das Zöfchen nichts.

„Ich werde es sofort ausrichten. Bitte, wollen der Herr Graf nicht einen Augenblick warten? Seine Hoheit der Prinz waren auch soeben hier, um sich nach Durchlauchts Befinden zu erkundigen, aber er wurde nicht angenommen, trotzdem er wohl eine Viertelstunde im blauen Salon wartete. Vielleicht ist aber diesmal etwas zu bestellen; bitte nur einen Augenblick.“

Sie öffnete die Tür zu dem kleinen, blauen Salon und eilte knixend davon.

Dort brannte nur eine einzige verschleierte Flamme an dem Kronleuchter aus venezianischem Glas; aber wäre Detlev in den blendendsten Sonnenschein hinausgetreten, er hätte es ebensowenig beachtet, wie das Halbdunkel hier. Die ganze Welt hatte sich ihm wieder verwandelt, er hätte aufjauchzen können vor Freude. Der Prinz nicht angenommen! Am liebsten wäre er Jaqueline während ihrer harmlosen Plauderei um den Hals gefallen, alle die Zentnerlast, die er auf dem Herzen gehabt, war wie Spreu im Wind zerstoben. Im Geist bat er Ferra tausendmal sein Mißtrauen ab. Hier in diesem selben Zimmer hatte der Prinz vergebens gehofft und geharrt — er hoffte und harrte nicht, mochte sie ihn auch abweisen, er fand es nur natürlich, daß sie für keinen eine Ausnahme machte.

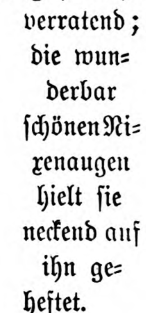
Auf einem der niedrigen Sessel lag ein Spitzentuch, ein Schleier, wie ihn die Damen zuweilen um Hals und Schulter schlingen. Er küßte einen seiner Zipfel, und selbst wenn er Maria Paulowna gehörte, er mußte etwas haben, um seine Gefühle daran auszulassen.

So still war es um ihn, daß er sein eigenes Herz klopfen hörte. Er hätte die Arme ausbreiten und sie rufen mögen, eine solche Liebesleidenschaft war plötzlich über ihn gekommen, aber er preßte nur die Hände an die Schläfen.

„Ferra!“ murmelte er sehnsüchtig.

„Guten Abend, Graf!“ — Wie eine Antwort auf seinen Ruf klang es ihm in die Ohren, er fuhr zusammenzuckend herum. Da stand sie zwischen der Portiere aus leuchtend blauem Samt, den einen Arm über den Kopf erhoben und mit der Hand in die reichen Falten der Draperie greifend, die andere schlaff in den Falten des Kleides herabhängend.

Weißer, weicher Wollstoff umfloß ihre hohe Gestalt, eine vielfach geknotete, gelb durchwirkte Schnur, wie sie die Kapuziner tragen, hielt ihn in der Taille fest zusammen. Das rotgoldne Haar, nur lose zusammengenommen, umfloß offen Nacken und Schultern, in seiner zwanglosen, natürlichen Anordnung die geschickte Hand der Pariser Zofe nicht verratend; die wunderbar schönen Nixenaugen hielt sie neckend auf ihn geheftet.



Er taumelte fast vor Schreck und Erregung, jede Fiber in ihm zuckte, als er sie vor sich sah.

„Ich bin kein Gespenst", sagte sie näherkommend, „obgleich Sie mich beinahe so ansehen. Sind Sie schon wieder entsetzt, daß ich mich so spät noch dazu verstehe, einen Herrn zu empfangen? Ihre Hoheit schickt Sie ja."

„Allerdings! Frau von Bogdanoff sagte, Sie wären leidend," stammelte er.

Sie lachte lustig auf. „Es ist schon vorüber Schmerzen halten sich nicht gern lange bei mir auf. Und da sind Sie mir sehr gelegen gekommen, ich langweilte mich furchtbar." Sie ließ sich in einen Sessel fallen und zeigte auf den nächsten. „Sobald lasse ich Sie nicht fort."

Er setzte sich gehorsam, ihn schwindelte etwas.

„Und den Prinzen wiesen Sie trotzdem ab?"

„Den Prinzen! Das ist etwas andres." Eine kleine Falte zeigte sich auf ihrer Stirn, „ich hatte keine Ursache, ihn zu empfangen und — man kann weder etwas für seine Sympathien noch für seine Antipathien."

Ihre Augen wichen nicht von seinem Gesicht. Sie hatte sich vornüber gebogen, aus der Jardiniere eine Gardenia gezogen und drehte sie spielend zwischen den Fingern.

Er atmete heftig. „Beides wird uns oft ohne unser Verdienst zu teil," sagte er, völlig unklar über das, was er sprach.

„Manchmal gegen unsern Wunsch." Sie hatte den Kopf zur Decke emporgerichtet, indem sie ihn an die Lehne des Sessels preßte, „ich wenigstens kenne jemand —" sie seufzte und zögerte etwas, „der recht wenig nach meinen Sympathien fragt."

„Unmöglich, Fürstin."

„Das sagen Sie?" Sich aufrichtend nahm sie die Blume zwischen die Lippen, wie es ihre Gewohnheit war. „Ihnen fehlt wahrhaftig das Recht dazu."

„Sie müssen es besser wissen — Fürstin!" Ganz zögernd kam das letzte Wort, er setzte es sich gewissermaßen zum Merkstein, daß er nicht weiter gehen dürfe.

„Ja, ich weiß es eben besser! Freilich bin ich in keiner

Weise starkherzig und groß, edel und erhaben, nur eine Frau mit allen Fehlern und Schwächen meines Geschlechts, aber vielleicht tut es mir gerade deshalb weh, daß man mich verkennt, sich nicht die Mühe gibt, zu fragen, ob ein Verdammungsurteil auch gerechtfertigt ist."

„Wer verdammt Sie, Fürstin?" Er hatte ihre Hand ergriffen, eine weiche, warm pulsierende Hand, von der elektrische Ströme auszugehen schienen, die sich in seine Adern ergossen. Sie ließ sie ihm.

„Der da!" sagte sie halb lachend, halb erstickte Tränen in der Stimme und wies auf den prächtigen Spiegel, aus dessen facettiertem, mit Goldarabesken geschmücktem Rahmen seine schlanke Gestalt voll zurückstrahlte. „Wollen Sie ein Wort für mich bei ihm einlegen, weil — weil es mich so unglücklich macht, daß er nicht gut von mir denkt?"

Sie hatte die Augen niedergeschlagen und stand mit dem Weinen kämpfend vor ihm. Mochte sie wirklich weder groß noch edel sein, in diesem Augenblick hätte er sie mit keiner fleischgewordenen Tugend vertauscht. So wie er sie jetzt sah, so begehrte er sie allein.

„Ferra", sagte er leidenschaftlich und leise, denn der tobende Herzschlag erstickte fast jedes Wort, „wenn Sie ahnten, wie ich Sie liebe, leidenschaftlich liebe, wie ich gekämpft habe — —"

Er kam nicht weiter. Zwei weiche Arme legten sich um seinen Hals, eine Flut rotgoldner Locken drängte sich ihm schmeichelnd um Brust und Wangen, die schönen Augen, den seinigen so nahe, funkelten unter Tränen lachend, und mit dem mühsam unterdrückten Jubelton echter Glückseligkeit flüsterte sie:

„Endlich! Also endlich! O böser Mann, wie du mich gequält hast!"

Ihre weichen Lippen schlossen ihm für jede Beteuerung, jede Abwehr den Mund und — halb zog sie ihn, halb sank er hin, da war's um ihn geschehen! — Auch die Welt um ihn versank; als er sie im Arm hielt, wußte er erst, wie heiß und leidenschaftlich er sie liebte, daß es ihm doch unmöglich gewesen sein würde, sie je zu lassen.

„Mein! Auf ewig mein, Detlev, nicht wahr?" fragte sie zärtlich, und aus ihren Augen brach ein leidenschaftlicher Strahl, als sie ihn neben sich auf die kleine Causeuse zog. „Ich bin so unsäglich glücklich. Manchmal verzagte ich daran, daß auch du mich liebtest. Nun aber will ich es hören, immer wieder hören, und ich sage es dir im voraus, ich werde unersättlich darin sein."

Sie lehnt sich zurück und ließ die Lider halb über die Augen sinken, ihre Hände hielten die seinen fest. Er sah sie an. Der Zauber, der sie umstrahlte, wirkte mächtig auf ihn ein, er fühlte sich ihr gegenüber schwach und willenlos. Gehorsam kniete er auf ein kleines Taburett, das neben ihr stand und flüsterte ihr all die heißen Liebesworte zu, die er manchmal im Traum an sie gerichtet hatte. Wie ein Kind auf wundersame, unglaubliche Märchen hört, so lauschte sie auf jedes seiner Worte; den Mund ein wenig geöffnet, daß die weißen Zähne hervorblitzten, die Augen fast ganz geschlossen, als fürchte sie durch einen Blick auf die Außenwelt in ihrem Empfinden gestört zu werden. Längst lag die Gardiene zertreten am Boden, was brauchte sie jetzt noch ein Spielzeug?

„Und du wirst mich immer so lieben, Detlev? Immer?"

fragte sie und schlug die wunderschönen Augen groß zu ihm auf, in denen in diesem Augenblick so unaussprechliche Liebe lag.

„Immer!“

„So wie ich bin? Mit all meinen Fehlern?“

„So, gerade so wie du bist, mein Lieb!“

Sie schnellte empor und schlang lachend eine ihrer rötlichen Locken um seinen Hals.

„Nun bist du mein Gefangener“, rief sie fröhlich.

Die kleine Uhr aus Meißner Porzellan, die auf dem Kamin stand, schlug zehn. Detlev löste sich hastig aus ihren Banden und stand auf.

„Wir haben die Zeit vergessen, ich muß gehen, Ferra,“ sagte er erschrocken Sie legte die Hände zusammen, ohne sich zu regen und sah ihn nur an.

„Bleibe noch, Detlev!“

Er machte unschlüssig einige Schritte vorwärts.

„Bleibe!“ sagte sie noch einmal.

Er kehrte um und kniete wieder zu ihren Füßen.

„Ferra, die Macht, die du über mich besitzest, ängstigt mich fast.“

Jubelnd nahm sie seinen Kopf und küßte ihn auf den Mund.

„Du hast sehr viel gut zu machen, Schatz, weißt du das wohl?“ fragte sie neckend.

„Gott gebe, daß niemals ein ernstliches Dilemma zwischen uns treten möge“, sagte er ernster.

„Würdest du mich nicht genug lieben, um alles zu vergessen?“ Diesmal klang die Frage kurz und hastig, etwas wie schnell aufkeimende Angst lag darin.




H.F.Jütte Leipzig

„Ich weiß es nicht. Aber wozu an so etwas denken und sich die süße Gegenwart mit Unmöglichkeiten trüben. Was sollte zwischen uns treten können? Bist du nicht frei und ich auch? Lieben wir uns nicht, und liegt die Zukunft nicht golden vor uns? O mein Lieb, mein Lieb! Du ahnst es ja doch nicht wie viel, — wie du mir alles bist!"

Und nun riß er sie in seine Arme, stürmisch, leidenschaftlich bewegt, und doch mit der ganzen Ehrfurcht, die er seinem zukünftigen Weibe schuldig war.

„Heh!!!" rief Maria Paulowna in ihren Glückstaumel hinein.

Sie hatten es nicht gehört, daß der Wagen vorgefahren war, ebensowenig das Öffnen der Tür, nun stand die kleine Russin dicht an der Schwelle. Den Kopf auf die Seite geneigt, sah sie mit ihren schiefgeschlitzen Augen mit merkwürdigem Ausdruck auf das junge Paar. Im ersten Moment war dies auseinandergeprallt, nun flog Ferra auf ihre Cousine zu.

„Mietze, liebe Mietze, er ist mein Bräutigam!" Und sich dann des ersten Abends erinnernd, an dem sie Rommingen begegnet war und in diesem selben Zimmer von ihm gesprochen, fügte sie schelmisch hinzu:

„Du siehst, unsere Atmosphäre ist ihm doch nicht ganz ungefährlich gewesen!"

„Das dicke Ende kommt bekanntlich nach," sagte Frau von Bogdanoff, die nie imstande war, ihre Herzensmeinung zu unterdrücken. „Vorläufig hängt euch natürlich der Himmel voller Geigen, und ich kann nichts Besseres tun, als euch zu gratulieren. Späterhin merkt ihr's schon selber, daß das Paradiesestor, in das ihr jetzt einzugehen glaubt, nichts

anderes ist, als ein Regenbogen, hinter dem die Welt gerade so aussieht wie vor ihm."

Und doch lag ein feuchter Schimmer in den kleinen schwarzen Augen der Sprechenden, den niemand energischer bestritten haben würde, als gerade die wunderliche Maria Paulowna selbst.

Wie ein Träumender kam Detlev nach Hause. War es möglich, daß das alles geschehen war? Ferra, die schöne, umworbene und begehrte Frau sein? Ihm war es freilich bisher niemals ein Reizmittel gewesen, die Frauen, die er auszeichnete, auch von andern Männern umworben zu sehen; er hatte manchmal gedacht, daß diejenige, die er sich einmal erwähle, auch in diesem Punkt ihm allein gehören müsse, aber was konnte Ferra schließlich für den Zauber, der ihr alle Herzen untertan machte. Wie sehr, hatte er ja an sich erfahren. Sie liebten sich beide. Sie liebten sich hindernislos, wie zwei glückliche Kinder! Wenn das Schicksal seinen ehernen Hammer einmal auf sie herniedersausen lassen würde, würde es sie trennen, oder auf ewig zusammenschweißen — unzerreißbar, bei allem, was sie auch treffen mochte. Die Frage legte sich Detlev jedoch nicht vor. Ihm war das Glück so neu, so vom Himmel herabgefallen gekommen, daß einstweilen noch jede Frage, jeder Zweifel daran ihm wie ein Sakrileg erschienen wäre, und eins war gewiß, sie liebte ihn nicht weniger als er sie, und wahre Liebe überbrückt jede Kluft. Er breitete in der regennassen Dunkelheit sehnsüchtig die Arme nach dem Bilde aus, das vor seinen geistigen Augen gaukelte. Ferra in dem weißen schlichten Gewand mit dem schimmernden Haar und den wunderschönen, zärtlichen Nixenaugen.

„O, mein Lieb! mein Lieb!" sagte er ganz laut vor sich hin, „dein Lebensweg soll ein einziger Rosenpfad sein; die Dornen werde ich alle aus deinem Weg zu räumen wissen." Und indem er an Eustachs Andeutungen dachte, schwoll ihm das Herz vor Zorn und Mitleid. „Es soll niemand mehr wagen, auch nur einen Gifthauch auf deinen Namen zu werfen."

In der Villa Bogdanoff hatten sich die Cousinen bald getrennt; da Maria Paulowna durchaus ihre Gefühlskälte aufrecht halten wollte, blieb ihr nur dies eine Mittel. Als die schlaue Jaqueline das reizvolle Haar ihrer Herrin bürstete, sagte sie verschmitzt:

„Was der Herr Graf für ein Gesicht machte, als ich ihm sagte, Durchlaucht wären nicht zu sprechen, ich hätte auch Hoheit schon abweisen müssen, gerade als wollte er mich umarmen."

Ferra lachte leise vor sich hin, dann nahm sie ein prächtiges Armband aus der Schmuckschale auf ihrem Toilettentisch.

„Hier, Jaqueline," sagte sie gütig, „das tragen Sie zur Erinnerung an den heutigen Tag, er war sehr glücklich für mich, und an meinem Hochzeitstag sollen Sie eine Aussteuer haben, damit Sie auch einmal heiraten können, wenn Sie wollen, denn es muß sehr traurig sein, daran gehindert zu werden, sei es, wodurch es wolle."

Die lauten Freudenbezeugungen ihrer Jungfer erwärmten Ferras Herz, sie hätte heute am liebsten die ganze Welt glücklich gemacht, nachdem sie das eine erreicht, was ihr bisher Tag und Nacht als unerreichbares Ziel vor Augen gestanden.

„Mein Detlev!“ sagte auch sie halblaut mit strahlender Glückseligkeit, als sie die schönen Glieder in die purpurseidenen Kissen schmiegte, über die ganze Wolken von echten Spitzen rieselten, die das rosa Ampellicht mit magischem Schein übergoß.

Plötzlich fuhr sie auf, stützte sich auf den Ellbogen und sah mit angstvollen Augen in das geschliffene Kristallglas sich gegenüber, das ihr Bild zurückwarf. „O ich unrecht tue, ihm zu verheimlichen, daß ich eigentlich aus der Rue Rochefort stamme?“ dachte sie. „Muß ich es ihm morgen sagen? Detlev ist in manchen Dingen so komisch, er könnte anders darüber denken wie Konstantin —“. Sie vergrub das Gesicht in den Händen, ihr schwindelte schon bei dem Gedanken, sie sollte ihn deshalb lassen müssen. Ihn, den sie liebte, wie noch niemand auf der Welt. Sie hatte bisher nicht einmal eine Ahnung davon gehabt, daß es ein so starkes Gefühl geben könne. Die Hände sanken herab, sie sah wieder in den Spiegel, die Gewißheit ihrer sieghaften Schönheit tröstete sie, erst ein wenig, dann ganz.

„Auch er liebt mich, wird mich immer mehr lieben“ — mit Lächeln erinnerte sie sich der kleinen Szene, da er wieder auf ein Wort von ihr zu ihren Füßen zurückgekehrt war, dieser Beweis ihrer Macht machte sie nachträglich froh. „Wozu soll ich ihn und mich mit diesen Reminiscenzen plagen. Seine Liebe ist doch stärker als sein Stolz. Und ich bin zu feig, davon zu sprechen, er weiß ja, daß ich keine Anlage zu einer Heldin habe.“

„Wenn wir verheiratet sind, erzähle ich es ihm. Dann muß er mich küssen und mir mein Schweigen verzeihen, es liegt ja auch nichts daran. Und zur Hochzeit trage ich weißen

Samt und in jeder Orangenblüte einen Brillanten als Tautropfen. O, mein Detlev, du sollst stolz auf deine schöne Frau sein, wenn auch — —" Sie unterbrach hier ihre Gedanken und wandte sie wieder dem Geliebten zu, es war so viel schöner sich mit der Gegenwart und Zukunft als mit der dunklen Vergangenheit zu beschäftigen. Ihm nichts zu sagen, dazu war sie jetzt fest entschlossen.





XIV.

Mit finster gefalteter Stirn empfing Se. Hoheit am nächsten Morgen den Adjutanten, der kam, um sich wegen seiner unerhört langen Abwesenheit zu entschuldigen.

„Ja, unerhört!“ wiederholte Prinz Dagobert und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, überlegend, auf welche Weise er es möglich machen konnte, unauffällig zu erfahren, ob ihn Rommingen etwa gestern abend erkannt hatte, da er sich späterhin genau erinnerte, ihm im Prinzenweg begegnet zu sein.

„Hoheit werden vielleicht etwas milder urteilen,“ begann Detlev mit leisem Lächeln, „wenn Sie meine Entschuldigung angehört haben. Ich verlobte mich gestern abend mit der Fürstin Arbanoff.“

„Verlobt? Mit der Fürstin Arbanoff?“ Hoheit hätte beinahe vor Erstaunen geschrien, besann sich indes noch zur rechten Zeit, machte schleunigst kehrt und trat an das Fenster, so seinem Adjutanten den Rücken wendend. „Erzählen Sie — das interessiert mich doch. Es kam unerwartet.“

„Nicht so ganz, Hoheit; meine Braut und ich, wir liebten uns wohl schon lange." Wie stolz er das sagte, wie wunderlich süß das kleine Wort: „meine Braut" klang! Prinz Dagobert schlug einen Trommelwirbel nach dem andern mit seinen schlanken Fingern auf dem Holz des Fensterbrettes.

„Haben Sie — hat die Fürstin Arbanoff Ihnen nicht erzählt, daß ich selbst gestern mich nach ihrem Befinden erkundigt habe?" fragte der Prinz endlich entschlossen.

„Hoheit, wir sind beide durch die große Güte auf das innigste erfreut und dafür dankbar." Detlev sprach ganz ernst, keine Wimper zuckte ihm, Prinz Dagobert ging auf ihn zu, erfaßte ihn an einem Uniformknopf und ihm stramm in das Gesicht sehend, sagte er:

„Rommingen, Sie sind ein Filou! Sei es d'rum, wenn Sie auch im Herzen über mich lächeln mögen, ich stelle es gar nicht in Abrede, daß ich für die schöne Fürstin viel übrig hatte. Das ist natürlich vorbei. Sie waren mir immer ein lieber Kamerad, wenn auch in letzter Zeit manchmal kleine Differenzen — hm — Sie verstehen mich — — aber gerade bei Ihrem Charakter hat mich diese schnelle Verlobung höchlichst überrascht. Meinen Glückwunsch — meinen besten Glückwunsch, Graf, auch Ihrer schönen Braut." Und ihm derb auf die Schulter schlagend, setzte der Prinz mit einem kleinen Seufzer hinzu: „Glücklicher Kerl! Auf Ehre, beneidenswerter Kerl!"

„Meinen untertängsten Dank, Hoheit!"

„Eigentlich haben wir Ihnen zu danken, daß Sie die Fürstin auf immer nun bei uns festhalten," suchte Prinz Dagobert zu scherzen. „Was nur die Prinzeß sagen wird! Natürlich muß ich nun wohl ein übriges tun und Sie heute dis-

pensieren. Neukirch mag kommen, der alte Knabe, der schwer genug an seinem Korbe trägt! Also meine besten Glückwünsche noch einmal, Rommingen."

Der Adjutant verbeugte sich.

„Würden Hoheit gnädigst gestatten, daß ich das mir gestern anvertraute Flakon eigenhändig Ihrer Hoheit der Frau Prinzeß zurückgeben darf?"

„Ja, tun Sie das, lieber Graf, und erzählen sie ihr zugleich, wie es der eigentliche Anlaß geworden, zwei Herzen zusammen zu führen. Es wird sie sehr interessieren — sehr!"

Fräulein von Robbe kam mit ganz hochgezogenen Augenbrauen herein und teilte Prinzeß mit, daß der persönliche Adjutant des prinzlichen Gemahls im Vorzimmer warte, mit der Bitte, gnädigst vorgelassen zu werden. Es war das ein so unerhörtes Ereignis, das es den Damen nicht zu verdenken war, wenn sie einen schnellen Blick des Erstaunens wechselten und Prinzeß endlich mit erhöhter Farbe in den Wangen Befehl gab, den Grafen zu benachrichtigen, daß sie bereit sei, ihn zu empfangen. Die Hofdame zog sich diskret in eine Fensternische zurück und Prinzeß fragte lebhaft den Eintretenden:

„Führt Sie etwas Besonderes zu mir, Herr Graf?"

„Zunächst der Wunsch, Hoheit dies Flakon wieder zurückzubringen."

„Ah, das hätte nicht so geeilt! Auch glaubte ich es vorläufig noch im Besitz der Fürstin. Fanden Sie keine Gelegenheit, es ihr zu geben?"

„Doch Hoheit! Das heißt, die Fürstin befand sich bereits wieder so wohl, daß ich es ohne Bedenken mit zurücknehmen konnte."

„Sie haben sie also persönlich gesprochen?“ Prinzeß' Stimme drückte ungläubiges Erstaunen aus. „Es war schon spät.“

„Allerdings, Hoheit, indes hatte ich trotzdem das Glück. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Die Güte Eurer Hoheit, mich mit der Sendung des Flakons zu betrauen, hatte zur Folge, daß ich heute um einen gnädigen Glückwunsch zu meiner Verlobung mit der Fürstin Arbanoff bitten kann.“



Auf einen Ausbruch des Erstaunens war Detlev gefaßt, aber die Wirkung, die seine Mitteilung hervorbrachte, kam ihm doch unerwartet. Wie willenlos emporgeschnellt stand Prinzeß vor ihm, ihre Hand faßte nach der Platte des Bouletischchens und umschlossen sie wie im Krampf. Fahle Blässe überzog ihr Gesicht.

„Unmöglich!“ stieß sie hervor.

„Unmöglich, Hoheit?“ Es lag etwas Warnendes in der

Frage, Sibylle kam dadurch wieder zu sich, mit dem Batist-taschentuch fuhr sie sich einmal über das Gesicht, dann sagte sie tief aufatmend:

„Es hat mich sehr überrascht, — ich leugne es nicht.“

„Hoheit haben keinen Glückwunsch für mich?“

„Nein!“ sagte sie hart und wandte sich halb zur Seite, „denn ich sehe kein Glück für Sie in dieser Verbindung; in meinen Augen waren Sie stets ein Mann in des Wortes bester Bedeutung — vielleicht stellte ich Sie zu hoch, beurteilte Sie zu gut — — es scheint mir jetzt fast so, nachdem auch Sie sich blindlings und ohne Prüfung der Schönheit — nur allein der Schönheit gebeugt.“ — Sie hatte zuletzt schneller und leiser gesprochen, während sie ihm näher trat. Detlev fühlte sich maßlos überrascht, verlegen und zugleich doch erzürnt über die Worte der Prinzeß.

„Sollten Hoheit nicht zu strenge urteilen?“ fragte er erregt.

„Ich will es in Ihrem Interesse hoffen. Aber Schönheit ist in meinen Augen ein mißliches Geschenk, sie flieht und läßt Traurigkeit und Leere hinter sich. Doch — an das zuletzt Gesagte anknüpfend, will ich Ihnen einen Wunsch nicht vorenthalten, — er gilt freilich nur Ihnen allein: Möge ich mich in manchen Dingen getäuscht und als zu strenge Richterin erwiesen haben. — Mögen Sie in der Fürstin alles das finden, was Sie bisher in Frauen gesucht haben — mögen Sie glücklich werden!“

„Ich hoffe es, Hoheit.“

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog; ob auch sein Herz vielleicht in diesem Augenblick revoltierte, als Hofmann mußte er sich in das, was ihn be-

traf, nach besten Kräften zu schicken suchen. Prinzeß hatte ihre volle Ruhe wiedergefunden, wenigstens äußerlich.

„Bestellen Sie Frau von Bogdanoff meine besten Grüße und auch Ihrer Frau Braut!“ —

Mit sehr gemischten Gefühlen verließ Detlev das Schloß, der Glückwunsch der Prinzeß hallte ihm unharmonisch in den Ohren. Ein Blick aus Ferras Augen und die Wolken würden sich zwar wieder verflüchtigen wie Nebel vor der Sonne, aber in diesem Augenblick war ihm doch seine Freudigkeit genommen. Gerade Prinzeß, hatte er gedacht, würde seine Verlobung mit befreitem Aufatmen begrüßen. Darin sah er sich getäuscht, ob zu seiner Genugtuung wußte er nicht einmal. —

„Was sagen Sie dazu, Amanda?“ fragte Prinzeß, sich so in den Sessel werfend, daß sie ihrer Vertrauten den Rücken kehrte.

„Ich bin starr, Hoheit!“

„Rommingen gerade hätte ich mehr Sinn, — mehr Überlegung zugetraut!“

„Bah! Er ist auch nur ein Mann, Hoheit!“ sagte Fräulein von Robbe mit grenzenloser Verachtung. —

Als sich Prinzeß nach kurzer Zeit allein sah, schleuderte sie das Flakon mit voller Wucht auf den dicken Teppich.

„Es ist an allem — allem Schuld“, preßte sie zwischen den Zähnen hervor. „Mußte es so kommen?“ Ihr Gesicht hatte sich bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, sie schlang krampfhaft die Hände ineinander und brach in tränenloses Schluchzen aus.

Ganz D. war außer sich. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht durch alle Kreise die nur das entfernteste

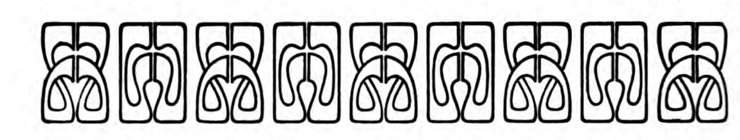
Interesse an dem nahmen, was bei Hofe passierte. Eustach fiel seinem Freund um den Hals und schwor ihm einmal über das andre, daß nichts auf der Welt imstande gewesen wäre, ihm auch nur eine annähernd so große Freude zu machen; daß nun den bösen Zungen wohl ein für allemal das Handwerk gelegt sein werde, und daß er schließlich die Fürstin von jetzt ab ebenso sehr lieben würde, wie seinen allerbesten, allerklügsten Freund. Detlev rührte diese ehrliche Freude beinahe und söhnte ihn mit manchem andern aus, wußte er doch nur zu gut, daß Eustach sehr gefährlich nahe daran gewesen war, sich die Flügel unheilbar an Ferras schönen Augen zu versengen, und das nur das gänzliche Unbeachtetbleiben von ihrer Seite eine kleine Dämpfung für ihn gewesen.

„Und du wirst niemals eifersüchtig sein, wenn ich ihr huldige?" fragte er zuletzt noch ganz ehrlich. „Ein Streit mit dir — nein, das wäre mir kein Weib der Erde wert, Detlev."

„Niemals, mein Junge," versetzte lächelnd der Adjutant, „ich bitte dich vielmehr, übertrage einen Teil deiner Freundschaft auch auf sie."

„Das geschieht," erwiderte der erregte Husar, Detlev kräftig die Hand schüttelnd, „und — na ein Wort für viele — du kennst mich, wir bleiben die Alten." — —





XV.

Ehe der Frühling noch ganz ins Land kam, feierte Prinzeß ihren Geburtstag und zwar in einem kleinen auserlesenen Kreis Getreuer. Die Enfilade der Schreckenskammern war zu diesem Zweck geöffnet, und die Einladungen gingen durch Fräulein von Nobbe direkt von der Prinzessin aus.

Der Frühjahrssturm brauste um Dächer und Häuser, fuhr in die Kamine und kreischte mit den Wetterfahnen, im Schloß hörte er sich besonders wild an. Prinzeß Sibylle stand in dem kleinen Saal, der zu ihren Gemächern gehörte, und blickte hinaus auf die noch kahlen, vom Sturm arg gezausten Bäume, die hin und her zitterten wie Gespenster ihrer eignen Vergangenheit.

An dem andern Fenster stand der geschmackvoll arrangierte Geburtstagstisch, an dessen Dekoration die Gräfin Lenheim in ihrer Charge als Oberhofmeisterin das menschenmögliche in jedem Jahr neu zu leisten sich bemühte. Um den weißen Marmor der Platte wand sich ein Kranz von frischen Blumen und Farren, zwischen Jardinieren und Vasen, aus

denen ebenfalls Floras Kinder dufteten, standen die kostbaren Gaben geschmackvoll geordnet umher. Der Regierende hatte prächtige Kunstwerke in Bronze und Majolika gesandt, Prinz Dagobert Schmuckgegenstände, die in ihren offnen Etuis trotz des kalten Tageslichtes in warmem Schimmer strahlten. Toilettengegenstände hatte sich Prinzeß ein für allemal verbeten.

Die offizielle Gratulation war vorüber; nur die Allerintimsten hatten sich erlauben dürfen dazu und zu der Bescherung zu erscheinen. Für diejenigen, die es noch allzusehr drängte, ihren loyalen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, lag im Vorzimmer eine Liste zum Einzeichnen aus, die im geheimen von der Prinzeß auf das eingehendste studiert wurde, um bei Gelegenheit danach die Gnadenbezeugungen zu regeln.

Prinz Dagobert hatte sich mit einem Handkuß und einigen gemurmelten Wünschen wieder entfernt, nachdem Prinzeß mit kühlen Worten für den Empfang der Gaben dankend quittiert hatte. Sie wußte nur zu gut, daß er dieselben heut auch erst zum erstenmal sah, wenn er sich dazu überhaupt die Mühe nahm. Die Oberhofmeisterin und ihre getreue Nobbe hatten alles besorgt, nachdem vorher die auszuwählenden Dinge genau mit der hohen Empfängerin beraten worden waren.

Kein herzlicher Gedanke ihres Gatten knüpfte sich daran, ebensowenig wie der Wunsch, ihr eine Überraschung oder Aufmerksamkeit zu bereiten; es war die Erfüllung einer hergebrachten konventionellen Pflicht, die damit erfüllt wurde — weiter nichts. —

Und doch hatte Prinzeß diesmal mit suchenden Augen den Tisch üerbflogen; hatte, unbekümmert darum, daß sie die

kunstvollen Arrangements zerstöre, Etuis und Kunstwerke umhergeschoben, als suche sie noch nach etwas andrem. Dann hatte sie die Oberhofmeisterin zu sich gewinkt.

„Sie haben alles wunderbar geschmackvoll aufgestellt, liebe Gräfin; vergessen ist doch nichts, bitte, sehen Sie einmal nach: Sie wissen, der Prinz ist in solchen Dingen manchmal etwas zerstreut.“

„Hoheit machen mich mit ihrem Lob stolz. Nein, vergessen ist nichts. Sieben Piessen. Hier sind sie!“ Und die Gräfin deutete diskret auf die fraglichen Gegenstände.

Prinzeß hatte eine Wolke auf der Stirn, als sie gleichgültig nickend sagte: „Viel zu viel! Alles unnütz, meine gute Gräfin! Nicht das Äußere, das Innere macht den Menschen.“

Die an diesem Abend geöffnete Enfilade der Prinzessin Dagobert strahlte zwar im Kerzenschimmer, aber es lag ein eigentümliches Gemisch von Kälte und Ungemütlichkeit über all diesen Räumen, trotz ihrer Pracht. Man fühlte sich nicht recht wohl in ihnen, wenigstens sagte das Ferra, als sie am Arm ihres Bräutigams bis zu dem kleinen Empfangssalon schritt, in dem sich Prinzeß aufhielt, um ihre Gäste zu begrüßen.

Man nahm den Tee in dem kleinen Empfangssaal ein. Eigentlich saßen nur die Damen, die Herren standen mit ihren Tassen in der Hand umher; Fräulein von Robbe, die hinter dem Teetisch saß und mit ihrer routinierten Fertigkeit ihrem Amt vorstand, plauderte halblaut mit ihrem Bruder; der Maler Laudin, den Prinzeß huldvoll hinzugezogen, lehnte in einem versteckten Winkel und betrachtete unbemerkt Ferra, die mit Detlev und Eustach heiter scherzte, während der Prinz im Nebenzimmer mit einigen Diplomaten verschwunden war.

Auch die Augen der Prinzeß ruhten auf den drei schönen Menschen in ihrer Nähe; ein eigentümlicher Ausdruck zog wie ein Schatten über ihr Gesicht, sie sah, daß sich Ferra ihrem Bräutigam entgegenbog, daß sie die Hand auf seinen Arm legte, offenbar, um ihn zu etwas zu veranlassen. Da brach aus dem scheinbar schmucklosen Reifen, der ihr Gelenk umgab, eine solche Strahlengarbe, daß sie sogar bis zur Prinzeß hinüberzuckte, die plötzlich aufmerksam werdend, den kostbaren Schmuck fester in das Auge faßte. Je länger sie hinsah, desto blasser wurde sie; ihre Unterlippe verschwand momentan zwischen den Zähnen, sie schob mit einer heftigen Bewegung die Tasse zurück und trat zu der Gruppe.

„Wollen Sie mich einmal das Armband bewundern lassen, Fürstin? Es scheint mir ein ebenso kostbarer wie origineller Schmuck zu sein."

Ferra erhob sich und versuchte bereitwilligst das Schloß zu lösen, es widerstand. Mit schneller Bewegung streifte sie die kostbaren Spitzen ihres Ärmels zurück, denn bei Prinzeß herrschte stets die Parole: geschlossene Kleider — und bot den Arm ihrem Bräutigam.

„Öffne, Detlev!"

In demselben Augenblick als dieser den schönen Arm in seinen Händen fühlte, trat Prinz Dagobert unter die Tür des Nebenzimmers und winkte seinem Adjutanten, aber das Schloß hatte auch schon dem kräftigen Druck seiner Finger nachgegeben, er legte den Reif in die Hand seiner Braut, ehe er davonging.

„Bitte, Hoheit."

Prinzeß Sibylle war errötet, vielleicht hatte sie die unbewußte Vertraulichkeit, die in Ferras Benehmen gegen ihren

Bräutigam lag, unangenehm berührt. Sie nahm das Armband und betrachtete es genau. Es trug einen wunderschön gearbeiteten Sphinxkopf, dessen ägyptischer Kopfschmuck aus kleinen feurigen Brillanten bestand.

„Ebenso kostbar wie künstlerisch schön," sagte Prinzeß taxierend, „Sie müssen einen horrenden Preis dafür gezahlt haben, Fürstin."

Bei den letzten Worten sah sie auf, gerade in Ferras Gesicht, das eine leichte Röte der Verlegenheit bedeckte.

„Ich weiß es nicht, Hoheit," sagte sie zögernd, stokkend.

„Wenn es ein Geschenk gewesen ist," fuhr Prinzeß fort, „so gehörten allerdings die Millionen eines Fürsten Arbanoff und seine Berechtigung als Gatte dazu."

„Ich habe nicht gewußt, daß es ein besonders kostbarer

Gegenstand sein könne, ich besitze derartige Dinge so viel, Hoheit."

„Das hindert nicht, daß Ihnen das eine wertvoller sein wird als das andere, schon um des Gebers willen," sagte Prinzeß wieder malitiös. „Für so viel Feuer nichts als Vergessen? Fragen Sie einmal Graf Rommingen nach dem Wert des Schmuckstückes und seiner Ansicht darüber."

Noch ein Blick, ein Lächeln wie eine Meduse, und Prinzeß wandte ihr ziemlich schnell den Rücken. Eustach hatte sich andern Damen genähert, Detlev war noch nicht zurück, so stand sie einen Augenblick ganz allein im Saal. Ein hilfloses Gefühl von Angst, die Ahnung nahenden Unheils erfaßte sie plötzlich. Noch immer hielt sie das Armband in der Hand, es brannte sie wie Feuer. In einem Augenblick begriff sie Prinzeß nicht, im nächsten wieder hatte sie das Gefühl, als müsse sie den Schmuck weit von sich schleudern und sich an Detlevs Seite flüchten.

„Durchlaucht so allein? Und so traurig?" fragte Nobbes unangenehme näselnde Stimme, und seine lange Gestalt schob sich an Ferras Seite. „Gar kein so rechter Zug heut abend darin, Prinzeß scheint verstimmt, alle Welt ist saisonmüde. Gestatten Durchlaucht?"

Er bot ihr den Arm. Ferra, die keine Ahnung davon hatte, daß sie seit langer Zeit ein Ziel seiner beobachtenden Blicke gewesen, nahm diesen an.

„Ich möchte meine Cousine aufsuchen," sagte sie gepreßt, in dem instinktiven Drang nach Schutz.

„Befehlen also Durchlaucht in das dritte Zimmer rechts. Aber darf ich mir zuerst erlauben, Durchlaucht auf den verlorenen Schmuck aufmerksam zu machen?"

Sie hielt den Reif noch immer in der Hand, unschlüssig,

was sie damit tun wollte. Zufällig begegneten ihr Prinzeß Sibylles Augen; es lag so viel drohende Herausforderung, so viel verächtlicher Haß in dem Blick, daß sich Ferras Empfinden darunter wand, um nach einer Sekunde zu höhnischem Trotz aufzuflammen. Ein Lächeln teilte die roten Lippen, während sie den Blick zurückgab, mit hocherhobenem Kopf befestigte sie das Armband von neuem. Es sollte Krieg zwischen ihnen sein, — wohlan. Ferra war bereit den Fehdehandschuh aufzunehmen. Das Gefühl der Abneigung, das sie schon immer gegen die Prinzeß halb unbewußt gehegt, schlug auf einmal zu hellen Flammen auf und vom Augenblick beherrscht, wie sie leider immer war, sagte sie zu ihrem sarkastisch lächelnden Begleiter:

„Ich wünschte, der heutige Abend wäre erst vorüber; es gefällt mir hier nicht."

Sie riß mit einer unwilligen Bewegung die Schleppe los, die sich mit ihren kostbaren Spitzen an irgend einer Ecke verfangen hatte, und mit Stolz und Trotz im Herzen setzte sie sich neben Frau von Bogdanoff, die in diesem etwas entfernten Zimmer auch einen kleinen Hof hielt, dem sich nun auch Robbe zugesellte.

Inzwischen war Detlev, den der Prinz gebeten hatte, ihm ein wichtiges Schriftstück aus dem andern Flügel herüberzuholen, zurückgekehrt, hatte dieses seinem hohen Herrn überreicht und stand nun, weitere Aufträge erwartend, neben ihm. Prinz Dagobert aber sagte freundlich:

„So grausam will ich denn doch nicht sein, lieber Rommingen, und Sie noch länger Ihrer schönen Braut vorenthalten. Sie sah mich vorhin schon ungnädig genug an. Ich danke Ihnen sehr für Ihre weiteren Dienste."

Detlev betrat den kleinen Salon wieder, in dem Prinzeß noch immer inmitten einiger Damen saß und die Tür im Auge behielt; Ferra war aber nicht mehr da. Als er ihn passieren wollte, kam Prinzeß auf ihn zu.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich, Graf?"

„Stehe ganz zu Befehl, Hoheit."

„Dann bitte führen Sie mich in mein Boudoir und helfen Sie mir einen Ort auswählen, an dem sich die kostbare Bronze hier am besten ausnehmen wird. Ich kenne Ihren künstlerischen Geschmack und lege großen Wert darauf."

Sie hatte laut gesprochen und so, als handle es sich um die einfachste Sache der Welt, jetzt nahm sie seinen Arm. Detlev, so erstaunt er war, denn Prinzeß hatte seinen Rat in künstlerischen Dingen noch nie nötig gehabt, sah dennoch keinen verborgenen Hintergedanken in dieser Aufforderung und geleitete seine hohe Wirtin zuvorkommend nach ihrem Wunsch. Sie sprach erregter als gewöhnlich, laut und viel, so lange sie Zimmer passierten, in denen Menschen waren. Als sie das Boudoir betraten, löste Prinzeß mit eigner Hand die Portiere aus dem Halter und ließ sie halb herabfallen, dann zog sie ihren Arm aus demjenigen ihres Begleiters. Sie waren allein, vielleicht nur auf Sekunden oder Minuten; wenn etwas gesagt werden sollte, mußte es bald geschehen.

Prinzeß Sibylle atmete einmal auf, dann sagte sie:

„Ich wollte etwas anderes mit Ihnen besprechen, Graf, als die Aufstellung der Bronzen. Setzen wir uns."

Sie zeigte auf ein niedriges Taburett, das dicht neben ihrem Sessel stand. Detlev folgte ihrer Aufforderung, eins war ihm klar, daß Prinzeß etwas zu sagen im Begriff stand, was ihr schwer wurde; sie errötete unter der zurückgehaltenen

Erregung, und ihre Stimme klang verschleiert, als sie halblaut anhob:

„Haben Sie auf das Armband geachtet, das die Fürstin Arbanoff heute abend trug?"

„Das, was ich meiner Braut öffnete, um es Hoheit zu zeigen?"

„Dasselbe!"

„Was hat es damit für eine Bewandtnis?" fragte Detlev, nun seinerseits zur Offensive übergehend, da Prinzeß schwieg.

„Ich fürchte, Sie werden mir zürnen," sagte diese wie schwankend in ihrem Entschluß, „man ist in der Regel demjenigen nicht dankbar, der uns ungern gesehene Tatsachen vor die Augen bringt."

„Um jetzt noch zu überlegen, dazu, Hoheit, ist bereits zu viel oder zu wenig gesagt worden!" Die Stimme des Adjutanten hatte fast einen diktatorischen Klang; zwischen seinen Augenbrauen grub sich eine feine Falte.

„Und ich will auch nicht schweigen — Sie sollen hören — alles hören, Graf! Das Urteil überlasse ich dann Ihnen," brach Prinzeß leidenschaftlich aus. Ihre Augen hatten wieder jenes stechende Funkeln, ihre Brust wogte.

„Jenes Armband ist ein Geschenk meines Gatten an die Fürstin Arbanoff."

„Unmöglich!" Detlev sprang auf, als habe er einen Schlag erhalten, dann sich gewaltsam zur Ruhe zwingend und sich wieder setzend fuhr er fort: „Ein Irrtum, Hoheit, eine täuschende Ähnlichkeit!"

„Und glauben Sie, ich hätte daraufhin gesprochen?" Sie hielt seine Augen jetzt im Bann der ihren, nervös spielte sie

mit einer kleinen porzellanenen Nippfigur, die sie achtlos von dem Bouletischchen genommen.

„So bitte ich Hoheit um nähere Erklärung.“ Detlevs Stimme klang tonlos vor gewaltiger Aufregung, er meinte, Prinzeß könne den Schlag seines Herzens hören, so tobte und wirbelte ihm das Blut in den Adern.

„Vor drei Tagen fand ich dies Schmuckstück auf dem Schreibtisch meines Mannes, ich kam zufällig dazu. In der Erwartung, es heute auf meinem Geburtstagstisch zu finden, schwieg ich natürlich. Es war nicht dort. Vorhin sah ich es am Arm der Fürstin. Form und Arbeit sind so eigenartig, daß eine Verwechselung ausgeschlossen ist.“

„Wie aber kommt die Fürstin Arbanoff dazu, vom Prinzen Dagobert Geschenke anzunehmen?“ fragte der Adjutant mit lauter Stimme und völlig außer sich.

„Die Fürstin Arbanoff — Ihre Braut!“ betonte Prinzeß grollend, „wenn das Damen vom Theater tun, verzeiht man es ihnen leicht, aber eine Dame der Gesellschaft — —“

„Nicht weiter, ich bitte Sie, nicht weiter, Hoheit,“ bat Detlev qualvoll. „Es kann nur ein Mißverständnis sein! Meine Braut wird es aufklären, ich zweifle keinen Augenblick daran.“

Er strich mit der Hand über die Stirn, sie war feucht, und seine Lippen trocken.

„Wie muß er diese Frau lieben!“ dachte Prinzeß mit heftigem Zorn, sie sah die Qualen recht gut, unter denen sich sein Stolz wand, aber in diesem Augenblick hatte sie kein Mitleid mit ihm.

„Gestatten Hoheit, daß ich meine Braut aufsuche?“

Sie legte ihm hastig zurückhaltend die Hand auf den Arm.

„Jetzt noch nicht. Warten Sie einige Minuten, bis Sie sich beruhigt haben. Alle Welt würde Ihnen die Erregung ansehen, wozu? Ist es nicht genug, daß wir selber an einer Last tragen, müssen andere auch noch ihre Schwere taxieren?"

„Ich danke Hoheit für die gütige Warnung!" murmelte Detlev fast stöhnend, er hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen und malträtierte sie derart, daß ein Blutstropfen aus ihr hervorsprang.

„O, ich habe mich gewöhnen müssen, daran immer zuerst zu denken", sagte Prinzeß mit melancholischem Lächeln, „und ehe Sie gehen, geben Sie mir die Hand darauf, Graf, daß Sie keinen Groll gegen mich hegen. Was ich gesagt, entsprang aus der Absicht, Ihnen einen Dienst zu leisten. Es gibt Dinge, die vielleicht harmloser sind, als sie aussehen, die aber einen Schatten trotzdem auf den Namen eines Mannes zu werfen imstande sind, sobald es die Welt erfährt, und ich will nicht — hören Sie — ich will nicht, daß man Sie verlästert!"

Prinzeß hatte sich erhoben und ungestüm nach Detlevs Hand gegriffen, die sie mit kraftvollem Druck festhielt, ihre Augen brannten in den seinen, obgleich es wie ein feuchter Schleier über ihnen hing. Wortlos bückte sich Detlev und zog ihre Hand an seine Lippen.

„Leichtsinn hat oft unvermutet tiefe Stacheln für das Herz anderer," sagte sie leise wie tröstend und legte ihre andere Hand auch noch auf die seine, „dulden Sie ihn nie, Graf, er ist die Schlange im Paradiese. Sie dürfen handeln und fordern, Sie sind ein Mann, die Frau kann nur klaglos dulden."

Er warf einen Blick in den Spiegel und zwang sein Gesicht mit Aufbietung aller Kraft in die gewohnte Ruhe, Prinzeß' letzte Worte klangen ihm nur wie dumpfes Geräusch in den Ohren.

„Gehen Sie jetzt," sagte Prinzeß, ihre Hände zurückziehend, „man kommt!"



Mit einer stummen Verbeugung verließ der Adjutant das Boudoir, ein ganzer Gewitterhimmel stand auf seiner Stirn. Erst jetzt sah Prinzeß, daß das Nippfigürchen, mit dem sie vorhin gespielt, eine Psyche aus Meißner Porzellan, zerbrochen zu ihren Füßen lag, die zarten Flügel hatten dem Fall nicht Stand gehalten und waren zerborsten.

„Flügel gehören nur den Bewohnern der Sterne," sagte Prinzeß bitter und sah mit zusammengelegten Händen auf den Schaden zu ihren Füßen, „wir brauchen Waffen, wollen wir leben."

Die Schritte hatten umgewandt, vermutlich hielt man das Boudoir für leer und nahm sich nicht die Mühe weiter nachzusehen, so blieb sie noch einige Minuten allein. Sie setzte sich wieder, schloß die Augen und hörte auf das Heulen des Windes draußen, das deutlich zu ihr hereinklang, und fragte sich unaufhörlich dazu:

„Was wird er tun?“

Detlev hatte die Zimmer wieder durchschritten, die ihn von dem kleinen Salon trennten, er ging nicht schneller als vorhin mit der Prinzeß am Arm, es war sogar, als koste ihn jeder Schritt Anstrengung. Was kämpfte alles in der Brust des stolzen Mannes! — Was Prinzeß ihm soeben gesagt, war eine Anschuldigung gegen das Wesen, das ihm das liebste der Welt war. Er hätte sie verteidigen mögen mit lauten, heftigen Worten, es hinausrufen in alle Welt, daß, was auch immer geschehen war, Ferra wohl unbedacht und leichtsinnig handeln, aber niemals etwas tun konnte, was sie herabsetzte. Warum fragte sie ihn nicht, ehe sie sich entschloß, das Armband aus der Hand des Prinzen zu nehmen? Er hatte ein Recht auf sie und war nicht gewillt, dies Anrecht aufzugeben.

Je mehr er nachdachte, desto mehr schien ihm Prinz Dagobert der Schuldige zu sein. Wie konnte er sich erlauben seiner Braut etwas zu schenken, hinter seinem Rücken, hinter dem Rücken der Prinzeß! Vielleicht wußte auch Frau von Bogdanoff nicht einmal etwas davon. Und wenn nun schon alles so war, was hatte Ferra vorhin veranlaßt das Geschenk des Gemahls vor Prinzeß zu verheimlichen? Würgend stieg ihm der Zorn in die Kehle. Bei Gott, er war nicht mißtrauisch und argwöhnisch, aber empfindlich in vielen Dingen

und ein strenger Richter; es steckte ihm das im Blut; er konnte nicht anders als alle Beteiligten schwer tadeln, und er war auch willens das auszusprechen. So mit seinem Ärger ringend, hörte er aus dem Nebenzimmer Ferras girrendes Lachen, es beruhigte ihn nicht, es regte ihn im Gegenteil noch mehr



auf, vielleicht scherzte sie gerade mit dem Prinzen. Wie ihm dieser Gedanke schon wieder zu Kopfe stieg; Prinzeß hatte recht, er mußte sich zuerst beherrschen — und doch trat er ohne Aufenthalt unter die kostbare Portiere. In dem kleinen achteckigen Gemach stand Ferra

vor dem mächtigen Kaminspiegel, beide Hände zum Kopf erhoben präsentierte sich ihre elastische, elegante Gestalt auf das bezauberndste, in der einen Hand hielt sie eine kleine Schere, in der andern eine ihrer rötlich goldenen Locken, die schon zur Hälfte durchschnitten war. Bei Detlevs Eintritt, den sie im Spiegel bemerkte, drehte sie den schönen Kopf halb zur Seite ihm entgegen, Frau von Bogdanoff, Neukirch, Laudin, Nobbe und noch zwei andere saßen in ihren Sesseln und blickten aufmerksam dem Vorgange zu; außer dem langen Premier hatte niemand Rommingens Eintritt bemerkt. Ferra lächelte ihm zu, ohne ihre Beschäftigung zu unterbrechen, der Gedanke, daß ihr Bräutigam nicht mit dieser ihrer Handlung einverstanden sein könnte, kam ihr gar nicht.

Detlev blieb regungslos stehen. Noch immer im Kampf mit sich, war er geneigt einen noch viel strengeren Maßstab an alles zu legen, was nur in etwas gegen das Herkömmliche verstieß, und schon die Stellung seiner Braut, das Interesse der Zuschauer ließ ihn etwas dergleichen ahnen und schürte seinen Zorn aufs neue.

Die Scheere hatte inzwischen ihr Zerstörungswerk getan, triumphierend hielt Ferra das abgeschnittene Haar in Händen.

„Ich löse mein Versprechen hiermit ein!“ sagte sie übermütig und bot es dem Maler, „wenn sich alle Wünsche so leicht erfüllen ließen — —“

In demselben Augenblick fühlte sie eine kalte, schwere Hand ihre Finger fest umschließen, Rommingens hohe Gestalt stand neben ihr, er sah ein wenig bleicher aus, als sonst.

„Du erlaubst doch, daß ich zuerst auch noch etwas von dieser interessanten Geschichte erfahre, ehe du sie schließest,

Ferra," warf er leicht hin, und doch war etwas in seinem Ton, daß sie verwundert zu ihm aufsah.

„Nachher!" entgegnete sie pikiert, denn der feste Druck seiner Finger ärgerte sie.

„Nein, bitte, gleich! Alle Wünsche erfüllt bekommen und zu erfüllen, geht nicht immer an." Er gab sich Mühe, scherzhaft zu sprechen, es gelang ihm nur schlecht.

„Durchlaucht übt eine Pflicht der allgemeinen Menschenliebe," fiel Nobbes näselnde Stimme ein, denn die ganze Gesellschaft sah allmählich mit einer gewissen Verlegenheit, daß der Bräutigam ernstere Seiten an dem kleinen Zwischenspiel zu entdecken schien.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Auskunft," entgegnete Detlev gewissermaßen über die Achsel, „meine Braut wird mir genügende Aufklärungen selbst geben."

„Er hat aber recht," rief Maria Paulowna in schrillem Ton. „Spielen Sie sich nicht auf den Tyrannen, Rommingen."

„Diese kostbare Nüance ist eines Malerpinsels wert, das sollte doch zuerst der Bräutigam finden", flötete Neukirch, und sich über den Stuhl der Bogdanoff lehnend flüsterte er: „Solch ein Aufheben um den kleinen Scherz."

Ferra schwieg — auch noch, als Laudin, dessen Hand bei Detlevs Dazwischentreten, herabgesunken war —, errötend sagte: „Herr Graf, ich unterstelle mich selbstverständlich Ihrer Entscheidung, aber Durchlaucht wollten mich durch diese geopferte Locke nur in den Stand setzen, ein Bild zu vollenden, auf das ich Hoffnungen gesetzt habe, große Hoffnungen — die kein andrer ahnen kann und zu deren Verwirklichung mir nur diese Nüance fehlt."

Er hatte sich selber unbewußt erregt und fast bittend gesprochen, Detlev fühlte die Augen aller auf sich gerichtet, ein kurzes Zögern, ein Kampf und er sagte möglichst unbefangen:

„Es handelte sich ja nur darum, meine Neugier zu befriedigen. Natürlich will ich meine Braut in einem so guten Werk nicht hindern. Nur bitte ich um Rückgabe dieser Locke, sobald sie Ihnen nichts mehr nützt, sogar an solchem kleinen Gegenstand möchte ich mein Eigentumsrecht nicht aufgeben."

„Mein Wort darauf," sagte Laudin ernst.

„Ich habe ihm genug Vorschläge gemacht, seine Helena blond zu malen, aber Künstlerschädel sind hart," grinzte Nobbe, der wohl sah, wie schwer Rommingen die ganze Geschichte „gegen den Strich" ging, während er sich im Innern herzlich daran freute.

Die Verlobten blieben allein. Ferra hatte sich auf den schmalen Diwan gesetzt, der rund um das Zimmer lief, sie nestelte an ihrem Armband, Detlev sah finster auf sie nieder. Sie gähnte darauf ein wenig und blickte nach der anderen Seite, während die Spitze ihres Fußes leicht den Boden trat, Aus dem Sphinxarmband schossen die Brillanten ihre Blitze. Es war sonst ganz still in dem Zimmer —, auch zwischen den Verlobten. In Ferras Wangen stieg zuerst eine leise, dann immer stärkere Röte des Zorns, ihre Augen blitzten, sie sprang auf und trat neben ihn.

„Was soll das heißen, Detlev?" fragte sie mit unterdrücktem Zorn.

„Das fragst du mich?" gab er ebenfalls erregt zurück. „Soll ich ruhig und entzückt dabei stehen, wenn meine Braut eine Locke verschenkt?"

„Also doch eifersüchtig?“ Ihr Ton klang schon wieder übermütig und halb versöhnt.

„Eifersüchtig? Nein! Es stößt mich zurück, weil es sich gegen das wendet, was ich mein Leben lang heilig und unverletzt gehalten habe, gegen das, was sich schickt!“

Sie fuhr zurück, als hätte sie ein Schlag getroffen, und wurde leichenblaß.

„Detlev!“ rief sie.

Er biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Ist das dein Ernst?“ fragte sie stockend.

„Wie soll ich es anders nennen, wenn meine Braut Geschenke annimmt.“

Sie sah ihn verwundert mit den schimmernden Augen an.

„Wovon sprichst du?“

„Woher hast du das Armband?“ fragte er dagegen und umklammerte ihr Handgelenk so fest, als wollte er es zerbrechen.

„Du tust mir weh.“ Ein Ausdruck von Schreck lag in ihrem Ton, es besänftigte ihn fast, die leise Bitte darin zu hören, er bog sich zu ihr nieder.

„Ist es vom Prinzen?“ fragte er fast heiser und sah ihrer Antwort mit dem Gefühl eines Verurteilten entgegen.

„Ja!“ sagte sie und blickte ihn mit ganz furchtsamen Augen an, „er brachte es mir heut morgen.“

„Und du nahmst es? Du konntest das tun, Ferra? Mir das zuleide tun?“

Seine Zähne knirschten, der Zorn schüttelte ihn wie Fieber.

„Ich begreife dich nicht, was ficht dich nur an, Detlev?“ Und da er noch nicht antwortete: „Detlev, Detlev, was ist denn geschehen?“

„Du begreifst mich nicht," sagte er bitter, „das eben ist es, was mich so entsetzt! Hast du denn kein Gefühl für die — die — — Schmach," hatte er sagen wollen, als er sie aber ansah, wie sie so ganz niedergedrückt und verständnislos zu ihm aufsah, besann er sich und setzte dafür heftig hinzu, „den Schmerz, den du mir dadurch antust?"

„Nein!" sagte sie erstaunt und ehrlich. „Der Prinz brachte mir das Armband heute, er hatte es vor einigen Tagen ausgesucht, als er Schmuckgegenstände für Prinzeß einkaufte; es war Revanche für ein anderes, das er mir einmal beim Tanzen zertreten. Ich nahm es, obgleich ich mir nichts daraus machte; dergleichen habe ich genug, aber ich wollte ihn nicht kränken, er ist immer aufmerksam gegen mich gewesen. Findest du doch nichts dabei, wenn ich Blumen bekomme, was ist nun hier für ein Unterschied?"

Detlev schnappte ein paarmal nach Luft; es kam ihm unbegreiflich vor, daß Ferra nicht dasselbe empfand wie er. Wie konnte sie Blumen und Brillanten mit der gleichen Harmlosigkeit annehmen? Jener feine Takt mußte ihr fehlen, der seine Großmutter stets so ausgezeichnet hatte und den er von einer Dame der besten Gesellschaft so unzertrennlich hielt, wie den Duft von der Blume, aber jedenfalls — das war ihm klar — hatte sie ohne alle Überlegung, in vollendeter Harmlosigkeit gehandelt.

„Nun?" fragte sie ungeduldig und sah ihm in das Gesicht. „Warum sprichst du nicht, Detlev?"

„Weil ich mit deiner Auffassung nicht einverstanden bin, Ferra."

„Wenn du willst, daß jemand Aufhebens von diesen Steinen machen soll, mußt du sie andern schenken als mir,"

sagte sie ärgerlich und setzte sich wieder auf den Diwan, „ich glaube, es gibt eine ganze Menge Frauen, die darüber in Ekstase geraten können; für mich sind sie nichts."

„Und warum sagtest du Prinzeß nicht, daß das Armband ein Geschenk ihres Gatten war?" Er setzte sich neben sie, nahm ihr den Fächer aus der Hand und begann damit zu spielen. Sie wurde rot.

„Das ist etwas anderes. Ich habe das Gefühl, als bewacht sie mich mit Argusaugen; ihr entgeht nichts, was ich tue, und sie haßt mich aus Neid."

„Du gehst zu weit, Ferra! Prinzeß mag einen etwas schroffen Standpunkt haben, aber sie meint es ehrlich damit; Überzeugungen, Grundsätze muß man respektieren, selbst wenn man sie nicht teilt."

Sie sah lebhaft auf. „Du verteidigst Prinzeß? Sogar gegen mich?"

Er seufzte. „Ich wollte, ich könnte dir etwas von meinem Empfinden einflößen. Kind! Hast du denn nicht bedacht, daß solche unbedachte Handlungen, wie die Annahme des Armbands und das Geschenk der Locke dich in Mißdeutungen bringen?"

Sie lachte: „Was frage ich nach dem, was die Leute hier von mir sagen! Lieber Detlev, ich habe nicht den Ehrgeiz eurer deutschen Frauen, fehlerlos sein zu wollen und ob meiner Tugenden kanonisiert zu werden. Ich bin wie ich bin. Sage selbst, ist das so verdammenswert?"

Sie sah ihn mit den Nixenaugen schelmisch an, indem sie sich an seine Schulter lehnte; verführerisch, bezaubernd, unwiderstehlich, wie nur jemals ein Weib gewesen. Mit Schrecken fühlte er ihre Macht über sich.

„Du mußt auch an mich denken," sagte er mit etwas leiserer Stimme und sah krampfhaft auf den Fächer herab, um ihren Augen nicht wieder zu begegnen, „auch mich setzest du Mißdeutungen aus, und ich leide darunter. Prinzeß weiß um das Armband."

„Meinethalben!" Sie hob schmollend die Lippe vor, „ich frage nichts danach."

„Aber ich! Sie machte es mir zum Vorwurf, daß ich dergleichen dulde, und ich kann keinen Schatten auf dem Namen derjenigen vertragen, die ich mein nennen will!"

Ferra hatte den Kopf tief gebeugt, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, die Hände, die im Schoß zusammengefaltet lagen, bebten leise, heiße Tränen tropften von ihren Wimpern und fielen herab. Detlev sah sie stumm einen Augenblick an, dann wurde er unruhig, ihre Tränen schnitten ihm ins Herz.

„Weine nicht!" bat er, den Arm um sie legend und sich im stillen Vorwürfe über seine Herbheit machend.

„Du wirst mich gar nicht mehr lieb haben!" sagte sie und sah mit flehendem hilflosem Blick zu ihm auf.

Er nahm ihre Hand und küßte sie.

„Braucht es dazu noch einer Versicherung?" fragte er mit bebender Stimme. Scheu um sich blickend fiel sie ihm schnell um den Hals. „Ich werde dem Prinzen das Armband zurückgeben, lieber Detlev, und was soll ich wegen der Locke machen? Laudin sah mich so beweglich an — und Mietze fand auch nichts dabei — aber sage mir nur, was ich tun soll."

Wie Sonnenschein huschte es schon wieder über ihr Ge-

sicht, sie sprang auf, trocknete ihre Tränen, hauchte auf das Taschentuch und besah sich prüfend im Spiegel.

„Sieht man es mir an, das ich geweint habe? Nein, Detlev, sie sollen dich nicht für einen Tyrannen halten, obgleich Konstantin“ — sie seufzte ein wenig — „nachsichtiger mit mir zu sein pflegte.“

„Das Brautpaar im zärtlichsten Tete-a-tete; da sollen wir andern Sterblichen nicht neidisch werden,“ sagte Prinz Dagobert unter die Portiere tretend. Detlev erhob sich bei seinem Anblick, Fetra aber entgegnete:

„Ein zärtliches Tete-a-tete! das Gott erbarm, Hoheit! Gezankt hat er mit mir, wie noch nie ein Mensch auf Erden.“

„Sie sind ein Barbar, Rommingen. Kann Ihre schöne Braut wirklich etwas tun, was Sie dazu veranlaßt? Schöne Frauen sind stets im Recht!“

„Dann, Hoheit, träfe die doppelte Schuld eben den andern Teil,“ sagte der Adjutant furchtlos.

„Und der wäre?“ Prinz Dagobert wurde durch den gehaltenen Ton seines Gegenüber aufmerksam, er sah gespannt in dessen Gesicht.

„Der Geber dieses Armbands, Hoheit!“

„Ja so! — Ja so!“ — Prinz Dagobert drehte augenscheinlich verlegen an seinem langen Schnurrbart und klopfte mit der Fußspitze den Teppich. „Die Sache ist ungeheuer einfach! Ich war der Fürstin ein Äquivalent schuldig für ein ebensolches durch meine Unvorsichtigkeit zertretenes Schmuckstück. Es ist ebenso gegeben, wie es genommen wurde!“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, Hoheit! Wird aber dadurch das Recht gegeben — — —“

„Wem?“ fragte der Prinz etwas hochfahrend, denn die

Situation war ihm peinlich, und Detlev tat nichts, um sie abzuschwächen. Was seine Worte verschwiegen, sprach desto deutlicher Haltung und Art.

„Ihrer Hoheit der Frau Prinzeß zum Beispiel!“

Prinz Dagobert zuckte zusammen, eine sehr unbequeme Pause entstand.

„Viel Geschrei und nichts dahinter!“ sagte er endlich etwas nervös. „Ich bedaure unendlich, Fürstin, Ihnen Unannehmlichkeiten gemacht zu haben.“

Ferra hatte das Armband gelöst, sie hielt es zwischen zwei Fingern, als fürchtete sie sich daran zu verbrennen.“

„Darf ich es Ihnen wiedergeben, Hoheit?“

„Wenn Sie befehlen, kann ich mich wohl nicht länger sträuben, Fürstin.“ Er nahm es und schob es in die Brusttasche. „Der Gedanke, daß es wenigstens für einige Stunden Ihren schönen Arm geschmückt, muß mich mit meinem Schicksal versöhnen helfen.“

Mit einer kleinen Regung von Zorn ignorierte er Rommingen, der dabei stand, völlig, als er der Fürstin die Hand küßte.

„Bist du nun zufrieden?“ fragte Ferra. „Du wirst mich noch in Angst vor dir setzen, Detlev!“

„Was wir tun konnten, ist wenigstens geschehen, aber ich bitte dich dringend, Ferra, keine unbedachten Handlungen mehr, ich müßte dir sonst sagen —“

„O, Cäsar! Du hast gesprochen!“ rief Maria Paulowna, die irgend woher auftauchte und mit der Schleppe raschelnd neben dem Brautpaar herschritt. „Was nun? Nun können Sie sich höchstens noch verbeugen und dem Willen Ihrer Dame nachgeben, wie jeder andere Mann. Komm, Ferra,

laß dir einen meiner guten jungen Freunde vorstellen, der bisher auf Reisen war und dem ich jetzt Wunderdinge von dir erzählt habe."

Und lachend und Rommingen eine kleine Grimasse ziehend zog sie ihre Cousine mit sich fort. Detlev trat ein wenig abseits und sah den beiden einander so unähnlichen Gestalten nach. Ihm war nicht glücklich zu Mut. Er fühlte sich aus seinem innern Gleichgewicht geworfen, nahe daran, mit sich und der Welt zu zerfallen. Je mehr diese Liebe Macht über ihn gewann, und er fühlte ihr Wachsen täglich, desto tiefer verletzten ihn die kleinen Dornen, die sie ihm brachte. Es gab Augenblicke, wo er krampfhaft hastig nach Entschuldigungsgründen für das Benehmen seiner Braut suchen mußte, und er hatte es doch immer als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Frau neben ihm selbst von dem bösesten Leumund unangetastet ihren Weg in fleckenloser Reinheit wandeln würde.

Maria Paulowna hatte ihre Cousine in den Salon geführt, wo Prinzeß wieder im Kreise ihrer Getreuen saß, anscheinend ohne alle Erregung. Ihr Auge streifte zwar von weitem schon flüchtig den Arm Ferras, und als sie den Sphinxkopf daran nicht mehr sah, hob ein triumphierendes Lächeln einen Moment ihre Mundwinkel. Der Adjutant hatte also ihren Wink benutzt und die Fürstin sah etwas niedergeschlagen und gedrückt aus. Prinzeß verstand sich gut auf den Ausdruck der Mienen im Gesicht anderer. Sie machte soeben eine sehr gnädige, entlassende Bewegung zu einem Herrn, der in geziemender Entfernung von ihr gestanden, der sich nun umwandte und dessen Blicke naturgemäß sogleich auf die beiden sich nähernden Damen fielen.

Er zuckte zusammen, als habe ihn ein elektrischer Schlag

getroffen. Zwar hatte er den Ausdruck seines Gesichts in der Gewalt, keine Muskel zuckte, nur die Lider sanken fast ganz über die Augen, aber in den schmalen Spalten phosphoreszierte es wie flüssiges Feuer. Auch Ferra hatte ihn jetzt gesehen — der erhobene Fuß stockte, sie stieß einen leisen Schrei aus, zitterte, schwankte und preßte Maria Paulownas Arm bis zum Schmerzgefühl; eine erstickende Beklemmung saß ihr würgend in der Kehle. —

„Was ist dir?“ fragte die Bogdanoff erstaunt.

Ferra preßte ihr Tuch gegen Stirn und Augen; sie rang nach Fassung.

„Sie kommen zum ungünstigen Moment, Vicomte,“ rief Maria Paulowna dem sich nähernden entgegen, „meine Cousine scheint unwohl geworden zu sein.“

„Es ist schon vorüber,“ flüsterte Ferra tonlos, aber die Leichenblässe ihres Gesichts strafte die Worte Lügen.

„Vicomte de Leroy, Geschäftsträger der französischen Republik, ein Freund meines Hauses.“

„Und seiner Bewohnerin noch viel mehr, vergessen Sie nie das hinzuzufügen, Maria Paulowna, es ist mein Stolz,“ sagte Leroys eigentümlich klanglose, harte Stimme mit einer tiefen Verbeugung. „Vielleicht findet sich auch noch Gelegenheit, der Fürstin Arbanoff ebenfalls meine Ergebenheit zu Füßen zu legen.“

Worte, Phrasen und Ton Leroys waren nur konventionell höflich, nicht einmal in dem Blick, den er auf Ferra heftete, lag die Spur irgend eines Erinnerns, und doch wußte sie ganz genau, er ebensowenig wie sie hatten in diesem Augenblick keinen andern Gedanken als an das kostbare kleine Palais in Paris, an Achille, Clarisse, die ganze totgeglaubte, begrabene



Vergangenheit. Ein Gefühl von Dankbarkeit durchzuckte sie flüchtig, daß er tat, als seien sie sich fremd, aber zu gleicher Zeit auch wunderbarerweise jene selbe Abneigung, die sie schon in Paris gegen ihn empfunden.

Ferra ließ sich kraftlos auf den nächsten Sitz nieder, ihr war zu Mute, als blickte sie schwindelnd in einen unermeßlichen Abgrund. Detlev! Was würde Detlev sagen, wenn er erführe, was Leroy wußte! Eine Angst marterte sie, die ihr jedes Wort zur Unmöglichkeit machte. Sie sah nicht, daß die Bogdanoff auf die Gesandtin zugegangen war, die soeben an ihnen vorüberkam, sie fühlte plötzlich Leroys Atem an ihrer Wange nnd hörte ihn mit gedämpfter Stimme sagen:

„Ich hoffe, ich habe mir Ihren Dank verdient, Fürstin. Es giebt Dinge, über die man am liebsten schweigt und sie vergißt. Niemand weiß hier von Ihrem Aufenthalt in Paris. — Ich bitte, betrachten Sie mich als Ihren ergebenen Freund und behandeln Sie mich danach!“ fuhr er eindringlich fort, da sie noch immer nicht antwortete.

„So schweigen Sie auch in Zukunft!“ sagte sie rasch mit einem Atemzuge der Erleichterung.

„Haben Sie daran gezweifelt? Was täte ich nicht für Sie, Fürstin, sobald Sie es mir nur gestatten.“

Ein Schatten flog über Ferras Stirn. Leroys Stimme, der Blick seiner Augen, berührten sie noch genau so unangenehm wie damals, als er im Palais Arbanoff um ihre Liebe zu werben versuchte. Wollte er sich hier abermals huldigend in ihre Nähe drängen? Bot er ihr deshalb seine Verschwiegenheit an? Aber da war ja Detlev — ihr Bräutigam! Sie hoffte, der Gedanke an ihn würde sie beruhigen; ihre Augen suchten ihn. Er war nicht im Saal, und sie empfand auch

keine Beruhigung, im Gegenteil! Nach der Szene heut abend fiel ihr der Gedanke drückend auf das Gewissen, daß wenn er von ihrer Vergangenheit erfuhr, sie nicht wußte, wie er es aufnehmen würde. Freilich dachte sie dabei immer nur an ihre Abstammung aus dem feuchten, dunklen Keller in der Rue Rochefort und nicht an die bösen Zungen, die die Welt überall gleich beherrschen.

In Anatole aber war bei ihrem Anblick die Flamme der Leidenschaft wieder ebenso aufgelodert, wie damals in Paris, als er sie zum erstenmal in dem halbdunklen Arbeitszimmer Achilles gesehen, freilich in andrer Form. Die Ferra von damals schien ihm eine leichte Eroberung, die Fürstin Arbanoff dagegen, jung, schön und reich, strahlend im Glanz ihrer Stellung, war eine begehrenswerte Partie für ihn geworden. Allerdings besaß sie einen Bräutigam, den sie vielleicht liebte — was lag daran? Er hielt sie mit ihrem Geheimnis in seinen Händen und war entschlossen, die Partie, die sich ihm bot, ohne irgend welche sentimentalen Bedenken auszunutzen. Anatole mochte inzwischen viel gelebt, viel genossen haben, keine einzige Frau hatte aber je die Macht über ihn gewonnen, die Ferras bloßer Anblick schon in sich schloß, und er war entschlossen, diesmal alles daran zu setzen, sie sich zu gewinnen. Ferra fühlte seinen glühenden Blick, den er auf sie heftete, sie wandte sich mit leicht gefalteter Stirn zu ihm.

„Wie kommen Sie gerade nach D.?" fragte sie fast schroff ohne die Empfindungen, die sie bestürmten, sonderlich zu verhehlen.

Leroy lächelte. „Ich komme im Auftrage unsrer Botschaft in Berlin," sagte er.

„Aber nun gestatten auch Sie eine Frage: Was macht

Achille?" fragte er harmlos. „Sie erlauben mir doch die kleine Reminiscenz, es hört Sie niemand. Ich setze voraus, daß er seiner schönen Stiefmutter keinen Groll mehr nachträgt."

„Ich weiß es nicht." Sie hätte am liebsten gar nicht geantwortet, aber sie zwang sich schließlich doch dazu. Ein Zucken der Befriedigung lief über Anatoles Gesicht, sie wußte also auch nicht, daß er mit seinem intimen Freund auf sehr brüske Art und Weise auseinander gekommen war, er konnte sich noch immer ihr gegenüber geben, als wären sie ein Herz und eine Seele. Das hatte manchen Vorteil für sich.

„Er nahm Ihre Flucht damals sehr schwer, war geradezu außer sich," fuhr Leroy nachdenklich fort, gerade als steige langsam das Bild der Vergangenheit vor seinem geistigen Auge auf. „Ich kam zu der Überzeugung, daß seine schöne Protegée sich schließlich doch tiefer in sein Herz geschlichen hatte, als er selber zugeben wollte. Solche Naturen sind manchmal unberechenbar. Übrigens, Fürstin, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine höchste Bewunderung zu Füßen lege." — —

„Herr Vicomte," unterbrach ihn Ferra in hochmütigem Zorn, denn dieser Mensch neben ihr hatte immer die Macht besessen, alles in ihr zum Sieden zu bringen, „wir sind überein gekommen, uns fremd zu sein. Halte nun jeder sein Teil! Bitte, erinnern Sie sich daran auch in Zukunft!" Sie sah so vornehm unnahbar auf Anatole, daß er unwillkürlich etwas wie Respekt vor ihr empfand.

„Ich werde es tun, Verzeihung, Fürstin," murmelte er reumütig. Sie stand auf und näherte sich Detlev. Fester denn je, mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Angst und Haltlosigkeit, schmiegte sie sich an ihn.

„Bist du mir wieder gut? Ganz gut?“ fragte sie leise.

„Ja, mein Lieb! Er drückte ihren Arm gegen seine Brust, „du weißt, daß ich dir einmal nicht lange böse sein kann.“

Sie seufzte beklommen. Seit heute abend schien ihr die Welt so verändert.

„Sie gähnen, Vicomte!“ sagte Maria Paulowna zu Anatole, der mit halbgeschlossenen Augen und einem eigentümlichen Zug um die Nase dem Brautpaar nachsah.

„Ich gähne nie,“ widersprach er rasch, „ich begreife auch nicht, wie ich dazu kommen sollte, es wäre ein Geständnis innerlicher Nichtigkeit. Ein Mensch, der gähnt, muß absolut keine Gedanken haben.“

„Trotz alledem waren Sie nahe daran,“ behauptete die kleine Russin. „Auch glaubte ich, der Anblick des zärtlichen Brautpaares dort sei schuld daran, er nimmt mir auch immer alle Gedanken aus dem Hirn. Aber, erinnern Sie sich einmal meiner Prophezeiung, er wird sie trotz aller Liebe jämmerlich tyrannisieren und nicht erlauben, daß sie sich ihr Leben nach eigenem Geschmack einrichtet. In allen deutschen Männern steckt ein Stückchen Despot.“

Und als sie in der Nacht nach Hause fuhren, wiederholte Maria Paulowna Ferra ungefähr dasselbe:

„Er wird dich tyrannisieren und du wirst ihm gehorchen müssen, ma petite! Wir hatten heut den Anfang einer kleinen Probe davon. Wenn du durchaus heiraten wolltest, warum nahmst du nicht irgend einen, wie z. B. Leroy, der von deinem Gelde profitiert und dich dafür als Äquivalent auch gewähren läßt. Rommingen tut das nie.“

„Er soll es auch gar nicht, ich will einen Mann, der

mich leitet und führt, meinetwegen auch tadelt und schilt, zu dem ich aber felsenfestes Vertrauen habe, zu dem ich aufsehen kann," sagte Ferra heftig. „Und ich liebe ihn — ich liebe ihn!"

Nervös aufgeregt wie sie war, brach sie in leidenschaftliches Weinen aus. Frau von Bogdanoff schwieg wohlweislich dazu; sie sagte sich, daß man bei Verliebten am besten dasselbe Mittel anwende, wie bei Kranken — nämlich Nachgiebigkeit.



XVI.

Im Mittelpunkt D.s lag eine sehr elegante Konditorei, vor der an schönen Sommernachmittagen die Damen im Freien Kaffee tranken und Eis aßen, während in den hinteren Räumen für die Offiziere der Garnison ein kleines exquisites Frühstückslokal herausgebildet war, in dem hauptsächlich die Kavallerie die ersten Freistunden nach dem Dienst zuzubringen pflegte, um bei einem Glas Portwein über Vorgesetzte, Pferde und sonstige interessante Sachen zu sprechen. Es ging dort laut zu; wenn die Herren unter sich waren, brauchten sie sich geringeren Zwang aufzuerlegen. Erdmann von Robbe führte, wie er mit Vorliebe tat, das große Wort.

„O, wie konnten Sie sich nur einen Moment einbilden,"

sagte er zu seinem Nachbar, dem er dabei das offene Zigarren-etui hinhielt, „daß diese Geschichte nicht schon in ganz D. kursiert. Wie konnten Sie! Waren nicht etwa genug Augen und Ohren da, die sämtlich davon Notiz nahmen? Der Prinz schenkt Rommingens Braut ein Armband, das sie trägt! Wahrhaftig, der gute Adjutant müßte blinder als Maulwurf und Nachteule bei hellem Tage sein, wenn er sich dazu nicht seinen Vers zu machen verstände. Und als sie Laudin die Locke abschnitt! — — Wahrhaftig, es ist ein Wunder, daß es nicht, noch um etwas verbessert natürlich, — in die Zeitung gekommen ist. Solche reizend pikanten Zufälle pflegen übrigens niemals vereinzelt zu bleiben. Wir brennen alle darauf, zu sehen, was noch folgen wird."

„Nach dem, was ich von Ihnen darüber gehört habe, muß es allerdings ein ziemlich starkes Stück gewesen sein," sagte der, dem er es erzählte, und nahm die gebotene Zigarre. „Mich wundert nur, daß sich Rommingen das alles so ruhig gefallen läßt!"

„Da haben Sie recht, das hat mich zuerst auch in Erstaunen gesetzt, aber wer sieht überall hinter die Kulissen? Übrigens mag ja Rommingen wirklich die ganze Geschichte als ahnungsloser Engel betrachten."

„Und außerdem, diese wunderbare Ähnlichkeit, von der Laudin nicht abzubringen ist."

„Man kommt zu allerlei Schlüssen."

Allmählich war die Unterhaltung allgemein geworden. Alle Welt interessierte sich für die Fürstin Arbanoff, ihre Verlobung und den Prinzen. Man war ja unter guten Kameraden, da brauchte man sich auch nicht zu genieren.

„So sehr ich es an andern Frauen zu schätzen weiß,

wenn sie der Nimbus einer gewissen Pikanterie oder Vergangenheit umgibt, bei meiner eignen würde es mir doch recht unbehaglich sein," warf ein andrer dazwischen.

„Patschuli, wie?" fragte Nobbe, höhnisch lachend.

Indem trat Eustach von Deuren ein, ziemlich unbemerkt, hing Mütze und Mantel an und setzte sich in einen Winkel. Er war verstimmt, da er Ärger im Dienst gehabt hatte.

„Es wird jedenfalls sehr amüsant werden, Rommingen späterhin als verliebten Ehemann zu sehen, während sich der Prinz als Liebhaber bescheiden im Hintergrund halten muß. Frauen, wie die Arbanoff, verstehen das allerdings meisterhaft miteinander zu vereinigen."

Der lange Oberleutnant liebäugelte indessen mit seinem Portwein, in dessen goldbrauner Flüssigkeit die Sonne funkelte, er drehte das Glas langsam zwischen den Fingern, während er Gift und Galle umherspritzte.

Eustach, der die letzten Worte wohl gehört hatte, stand empört auf und trat an den Nebentisch, sein hübsches, offenes Gesicht glühte vor Zorn.

„Lassen Sie dergleichen Bemerkungen, sie könnten Ihnen gefährlich werden," sagte er sehr bestimmt und legte die Hand an den Säbelkorb. „Zudem wissen Sie so gut wie ich, daß kein wahres Wort an alledem ist."

„Ihr Kinderglaube macht Ihnen alle Ehre," sagte Nobbe höhnisch und starrte mit seinem Monokel auf den ungerufenen Eindringling, „muß aber doch ein ziemlich flaues Gefühl sein."

„Möglich!" gab Eustach aufbrausend zurück, „jedenfalls ehrlicher, als im geheimen Drachenzähne zu säen! Gegen gehässige Verleumdungen sollte man etwas andres als Worte haben!"

Jetzt verlor auch der lange Oberleutnant seine künstliche Ruhe. „Ich stehe Ihnen auch mit allem andern zu Diensten. Sie brauchen sich keinen Zwang aufzuerlegen."

„Gut — so erwarte ich Ihre Zeugen!', sagte Deuren hochmütig, drehte sich mit einer verächtlichen Bewegung um und verließ das Lokal.

Ihm war recht befriedigt und ruhig zu Mute, ein freudiges Gefühl schwellte sogar seine Brust. Wenn er dieser giftgeschwollenen Kröte einen kleinen Denkzettel zu geben vermochte, so dünkte es ihn, als habe er ein gutes Werk getan. Was wäre das für eine Freundschaft gewesen, die in solchen Augenblicken sich feige verleugnet hätte; denn ob es Detlevs oder Ferras Name war, den man herabzog, blieb sich für ihn gleich, sie gehörten zusammen. Er empfand für die Fürstin keineswegs mehr irgend ein Gefühl von Leidenschaft, aber etwas wie zärtliches Mitleid schlich sich in sein noch allem Großen und Guten offenes Herz, wenn er sah, wie man sie anfeindete und bekrittelte, seitdem niemand mehr Aussicht auf ihre Hand und ihre Millionen hatte. Er war entschlossen, Rommingen nichts von dem Vorfall ahnen zu lassen, mochte die Sache ausfallen wie sie wollte.

„Warte nur, mein Bürschchen!" sagte Nobbe mit häßlichem Grinsen hinter ihm her, „es wird sich so leicht niemand wieder einfallen lassen, mich zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Übrigens eine Lektion kann diesen eingebildeten Junkern von der Kavallerie gar nicht weiter schaden, einer von ihnen soll sie morgen haben, lassen wir uns aber darum nicht die Laune verderben. Kellner! Eine Flasche Röderer carte blanche — und die zweite in Eis!" — —

Frühling wurde es überall. Die Erde duftete frisch, das

Gras bekam einen grünen Schein, die Knospen schwellten, und jubelnd stiegen Lerchen in den blauen Äther, mitten in den warmen Sonnenschein hinein.

Frau von Bogdanoff und Ferra hatten eine Ausfahrt gemacht, Rommingen war dienstlich jetzt viel beschäftigt, und statt seiner eskortierte Leroy, der sich der besonderen Gunst der kleinen Russin erfreute, auf seinem Goldfuchs den Wagen der beiden Damen. Man sah ihn sehr häufig in deren Gesellschaft.

„Trinken Sie eine Tasse Tee mit mir," rief ihm Marie Paulowna zu, als er, den Hut abnehmend, im Reitwege halten blieb, während die Orloffs in eleganter Schwenkung sich der Stadt zuwandten, und Leroy konnte nur noch mit einer tiefen Verbeugung die Einladung akzeptieren. Er blieb einen Augenblick auf der Stelle halten und sah der dahinrollenden Equipage nach. Ein Zug von Zorn und Bitterkeit lag auf seinem fahlen, scharfgeschnittenen Gesicht. Er konnte sich nicht verhehlen, Ferra behandelte ihn unfreundlich, sie schien sich seiner Macht über sie nach keiner Richtung hin bewußt oder auch nur willens sie anzuerkennen. Er mußte es ihr erst einmal zum Bewußtsein bringen, wie sehr er sie in den Händen hielt. Aber dazu gehörte, daß er sie allein sprach, und Maria Paulowna schien ganz unzertrennlich von ihrer Cousine. Einmal hatte er den flüchtigen Gedanken, sich diese zur Verbündeten zu gewinnen, aber er verwarf ihn wieder. Die kleine Russin war unberechenbar, er konnte damit auch alles verderben. Ferra! Bloß bei dem Gedanken an sie begannen seine Pulse zu klopfen, sie durfte ihm nicht wieder entfliehen, diesmal galt es, sie festzuhalten mit allen Mitteln, die ihm ein gütiges Schicksal in die Hand gegeben. Langsam wandte er sein

Pferd und ritt nach Hause, sich für die Villa Bogdanoff umzukleiden, während Ferra ungeduldig zu ihrer Cousine sagte:

„Ich begreife dich nicht, Mietze! Was ladest du diesen unausstehlichen Menschen immer wieder zu uns ein! Er ist mir geradezu verhaßt, und hoffentlich kommt Detlev."

„Macht nichts! Dann werden wir zu vieren sein, das ist ohnehin interessanter als zu dreien. Unausstehlich nennst du Leroy? Ich sage dir, er ist ein ziemlich bedeutender Mensch, und wenn ihm nicht seine Mittellosigkeit im Wege stände, würde er glänzende Karriere machen."

„Er ist mir verhaßt," behauptete Ferra noch einmal, „ich halte ihn für einen schlechten Menschen."

Maria Paulowna lächelte fein. „Ich habe leider in meinem langen Leben noch nicht die Grenzlinie entdecken können, wo das Gute aufhört und das Schlechte anfängt, und bin also zu der Überzeugung gekommen, daß es rein individuell sein muß. Übrigens hast du gar keine Ursache, dich zu beklagen, meine Liebe, Leroy macht dir nicht einmal den Hof. Ärgert dich das vielleicht?"

„Gott sei Dank!" sagte die Fürstin zusammenschauernd, und doch war es ihr in diesem Augenblick, als fühle sie wieder seine verhaßte Nähe, wie vor Jahren im Palais Arbanoff. —

Einige Stunden später saßen die drei Personen um den eleganten kleinen Teetisch in der Villa Bogdanoff. Der Samowar dampfte und summte leise, das allzu helle Licht der Gaskrone war durch blaue Schleier gedämpft, feiner Zigarettenrauch durchzog die Luft. Maria Paulowna lag zusammengedrückt wie ein Kätzchen in ihrem Sessel und plauderte mit Leroy.

Ferra verhielt sich ziemlich teilnahmslos. Auf einmal sprang die kleine Russin auf.

„Es ist allerhöchste Zeit, ich muß ins Komitee,“ sagte sie mit einem schweren Seufzer, „Gräfin Lenheim wird schon lange da und im stillen außer sich sein, daß ich ihr im Späterkommen wieder den Rang ablaufe. Es handelt sich um Prinzeß' Bazar, zugunsten der Hungernden im Erzgebirge. Bazare, an denen sich der Hof beteiligt, bringen immer ein schönes Stück Geld, und man hat außerdem noch eine Menge Unterhaltung dabei, ich muß gestehen, ich bin sehr für derartiges Wohltun, nur schade, daß es mir heute meine gemütliche Teestunde raubt. Ich werde dafür sorgen, daß du ein hübsches Zelt bekommst, und Sie, Vicomte, unterhalten Sie doch die sehnsüchtige Braut, bis ich wieder nach Hause komme, in längstens einer halben Stunde denke ich dort fertig zu sein.“

„Ich möchte ...,“ sagte Ferra, sich erhebend, aber Leroy kam ihr zuvor.

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen!“

Dabei richteten sich seine Augen mit einem so eigentümlich festen Blick auf sie, daß sie, den Widerstand aufgebend, sich wieder setzte und Maria Paulowna nachsah, die eilig zur Türe hinausfuhr.

„Ich danke dem Schicksal für diesen Zufall,“ sagte Anatole nach einer kleinen Pause, die er damit ausgefüllt hatte, den leisen Schwingungen der Portiere zuzusehen, „erwartet habe ich ihn schon lange.“

„Sie haben mir nichts mehr zu sagen, was nicht alle Welt hören könnte.“

Ferra wandte sich halb zur Seite und sah in die verlöschende Glut des Kamins.

„Meinen Sie, Fürstin?“ Verbissener Hohn lag in den wenigen Worten, sie drehte sich um und blickte ihm voll in das Gesicht.

„Es gab einmal eine Zeit in meinem Leben,“ begann er, ohne sich scheinbar um sie zu kümmern, „da versuchte ich Ihr Freund zu sein. Sie wiesen mich ab, das Leben trennte uns. — Wenn ich Ihnen nun heute wieder meine Freundschaft anbiete, wollen Sie sie diesmal annehmen?“

„Ich habe Detlevs Liebe,“ entgegnete sie heftig und stieß mit der Fußspitze gegen das stählerne Kamingitter, „da brauche ich niemandes Freundschaft.“

„Es ist unklug, so fest auf die Liebe eines Mannes zu bauen.“ Er bog sich vor und sah ebenfalls auf die glühenden Kohlen, während er leise und langsam, jedes Wort abwägend, sprach.

„Auf die Liebe eines Verlobten, eines Gatten? Konstantin hat mich anders denken gelehrt.“

„Er war ein alter Mann, der genau wußte, was er noch vom Leben für sich nahm; ihm verbargen Sie auch nichts!“

Sie fuhr erschrocken zusammen und biß sich auf die Lippen.

„Das ist belanglos — jetzt — für ihn nnd mich.“ Ihre Stimme zitterte leicht, obgleich sie sich Mühe gab, hochmütig zu sprechen.

„Für Graf Rommingen?“

„Gerade für ihn.“

„Nie — niemals!“ sagte er mit absoluter Bestimmtheit. „Sie mögen die Männer nach Ihrer Art beurteilen, diesem Mann in seiner Eigenart, seinem schroffen Ehrgefühl, seiner

Rücksichtslosigkeit, sobald es sich um althergebrachte Traditionen und Prinzipien handelt, den kennen Sie nicht. Ich fürchte Rommingen wird es Sie lehren — auf Kosten Ihres Glückes vielleicht."

Sie war totenbleich geworden und preßte die Lippen zusammen, jeder Nerv in ihr zuckte vor Erregung.

„Sie irren," sagte sie endlich stockend, „Detlev liebt mich!"

„Darum schlimmer für ihn als für Sie; der Kampf wird dadurch nur schwerer, das Ende bleibt dasselbe!"

Sie hatte das Gefühl, als müsse sie ihm im Augenblick zu Füßen stürzen und um sein Schweigen flehen, aber das kalte unbewegliche Gesicht, das unter dem blauen Licht noch härter als sonst aussah, nahm ihr den Mut. Fast hilflos rief sie aus:

„Aber mein Gott, was kann ich denn dafür, daß ich nicht auf einem Thron, sondern in der Rue Rochefort zur Welt gekommen bin? Wer kann mir daraus einen Vorwurf machen, ohne ungerecht zu sein!"

Anatole blickte in ihr zuckendes Gesicht, er weidete sich an der Qual, die er aus jeder Miene las, es rührte ihn nicht, im Gegenteil.

„O deshalb!" sagte er mit tonlosem Auflachen.

Sein Ton erregte ihre Verwunderung, es klang, als belächelte er im stillen ihre Gedanken.

„Und warum sonst?" fragte sie hastig, „ich bitte Sie, seien Sie einmal in Ihrem Leben aufrichtig gegen mich." Sie hatte unwillkürlich die Hände gefaltet und sah ihn flehend an, er drehte sich etwas zur Seite, ergriff das Schüreisen und stieß in die Asche des Kamins.

„Man wird Ihnen noch viel mehr Ihren Aufenthalt im Palais Arbanoff verdenken; Achille war leider sehr bekannt in Paris," sagte er so nebenher ohne sie anzusehen. Zuerst starrte sie mit den schimmernden Augen verständnislos auf ihn hin, allmählich veränderte sich ihr Gesicht, sie streckte die Hände aus, als versuche sie etwas Entsetzliches abzuwehren.

„Großer Gott!" rief sie und sank in den Sessel zurück.

Leroy trat an ihre Seite, sie hatte ihn nicht kommen hören, ihre kleine Hand zuckte in der seinen, als er sie erfaßte.

„Ferra," flüsterte er halblaut, nur er allein wußte, was ihm diese Ruhe kostete. — „Sie wissen, die Welt urteilt nach dem Schein, wonach soll sie auch sonst urteilen, der Schein ist gegen Sie. Ein Wort über Ihre Vergangenheit in diese Welt hineingeflüstert, und es wächst Lawinen gleich, um Sie moralisch zu töten, wissen Sie das?"

Sie gab keinen Laut von sich, wie ein halb tot geängstigtes Kind starrte sie mit weit offenen Augen in das Leere, nicht einmal auf ihren Peiniger.

„Aber was frage ich. Leben Sie doch selber in der Gesellschaft," fuhr er in demselben Flüsterton fort, „derartige moralische Morde sind Ihnen also nicht fremd. Denken Sie, wenn Prinzeß oder der Prinz um Ihre Vergangenheit wüßten, wie man auf sie herabsähe, und glauben Sie wirklich, daß dann noch Ihr Bräutigam zu Ihnen halten würde? Sie bauen darauf, daß alles unentdeckt bleibt, aber die Welt ist so klein! Wenn schon die Lüge mit Windesflügel von Haus zu Haus fliegt, wie viel mal erst eine pikante Wahrheit!"

Sie stöhnte leise auf.

„Frau von Bogdanoff wird jede Gemeinschaft mit Ihnen

aufheben, niemand kennt Sie mehr; desto weniger, je mehr man Ihnen zuerst gehuldigt, Sie sind verfemt, ausgestoßen aus Ihren Kreisen, und trotzdem wollen Sie auf Rommin-



gens Liebe für Sie bauen? Wollen ihn wählen lassen zwischen Pflicht und dem, was ihm bisher zur Richtschnur gedient hat? Denn nur noch Pflichtgefühl kann ihn ferner an Sie fesseln."

„Glauben Sie wirklich, daß die Klatschsucht der Welt mächtiger ist als Liebe?“ fragte sie und richtete sich an ihren eignen energischen Worten wieder auf.

„Ja!“ Kalt, aber mit vollster Überzeugung kam das Wort von seinen Lippen, „und wenn ich Ihnen raten darf, Fürstin, lösen Sie ein Band, daß in seiner Folge nur Enttäuschung, Pein und Schmerzen für beide Teile haben kann, ehe es zu spät ist.“

Sie schrie auf und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Lieber den Tod!“ sagte sie weinend.

„So sehr lieben Sie ihn?“ So bitter seine Stimme klang, sie ahnte doch nicht, welche Qualen der Eifersucht und des Neides sein Herz zerfleischten. Er hatte ganz andere Worte auf der Zunge, aber mit aller Kraft drängte er sie zurück. Warum Gewalt anwenden, wenn durch Ruhe dasselbe zu erreichen war, es erbitterte sie auch weniger. Plötzlich sprang Ferra auf.

„Ich will nichts mehr hören,“ rief sie fassungslos und stampfte mit dem Fuß den Teppich. „Gehen Sie! Quälen Sie mich nicht länger! Nur eins sagen Sie mir. Wollen Sie schweigen oder nicht?“ Ihre Hände hielten seinen Arm umklammert, der Hauch ihres Mundes berührte ihn, die funkelnden Augen brannten in den seinen. Anatoles Lider sanken fast ganz herab und verbargen das lodernde Feuer der seinen, ein kurzes krampfhaftes Zittern überlief ihn einen Moment.

„So lange es in meiner Macht steht,“ sagte er ruhig.

„O, dann ist alles gut!“ Sie ließ die Hände sinken und drückte sie hochatmend an Stirn und Schläfe, der Druck löste sich von ihrem Herzen, sie sah wieder gefaßter in die

Zukunft. „Wie Sie mich erschreckt haben, Vicomte. Nicht wahr, ich bin manchmal leichtgläubig und töricht wie ein Kind. All' die Schreckgespenster, die Sie mir da zeigten, sind Ausgeburten der Phantasie, — wenigstens will ich das glauben und mir die Gegenwart dadurch nicht verbittern. Und Sie werden schweigen — schon deshalb, weil gerade Sie es am besten wissen, wie unwahr und haltlos jene Verleumdung ist."

Sie hatte immer schneller und leichter gesprochen, mit jedem Wort schwand ihre Furcht mehr und mehr, und endlich hielt sie ihm die Hände entgegen. „Ihr Wort darauf!" bat sie eindringlich.

Zu ihrem Erstaunen legte er die seinen nicht hinein:

„Ich bin nicht Herr über das Kommende," meinte er reserviert, „an meinem Willen aber dürfen Sie nicht zweifeln, Fürstin."

„Auch damit bin ich zufrieden. Es wird genügen, mich und mein Geheimnis zu schützen. Und wenn Sie diesmal zu mir stehen, dann will ich Ihnen alles abbitten, Vicomte, — noch von Paris her. Sie wissen, ich hatte damals kein besonderes Zutrauen zu Ihnen."

„Ja, ich weiß!" Er biß sich zornig auf die Lippen. Wie töricht von ihr, ihn gerade jetzt daran zu erinnern.

„Graf Rommingen-Erdenflueh!" meldete der galonierte Bediente unter der Tür.

Ferra sprang auf, eilte ihrem Verlobten entgegen und warf sich unbekümmert um Leroys Gegenwart an seine Brust.

„Detlev! Lieber Detlev!"

Er schob sie sanft und sehr zärtlich etwas zurück, eine Schaustellung seiner Gefühle vor Dritten war ihm peinlich.

Sie ließ die Arme sinken und sah ihn an, ein schmerzliches Empfinden durchzuckte sie, er merkte es, und um es in etwas gut zu machen, bot er ihr den Arm und machte eine scherzende Bemerkung über ihr blühendes Aussehen.

„Es ist vielleicht Ihr Verdienst, Vicomte," wandte er sich an diesen, „Sie haben meine Braut interessant zu unterhalten gewußt."

„Wir sprachen von Ihnen, Graf."

„Sehr verbunden, hoffentlich etwas Gutes."

„Nein, gar nichts. Wenigstens in meinen Augen nicht," sagte Ferra mit hochklopfendem Herzen, „der Vicomte hält dich für so starr in deinen Ansichten, daß nichts in der Welt diese zu erschüttern vermag."

„Vielleicht hat er nicht so unrecht." Detlev lächelte über Ferras ihm unverständliche Erregung, die sie auch jetzt wieder hastig die Worte hervorsprudeln ließ:

„Das wäre grausam, Detlev! Es kommt doch immer darauf an, was miteinander in Kampf gerät."

„Nehmen wir an," begann Leroy mit heimlicher Freude über Ferras Unvorsichtigkeit, es wäre eine sogenannte Unterlassungssünde. Aus Liebe verhehlt — selbst das zugegeben. Wie würden Sie darüber urteilen, Graf?"

„Eine Unterlassungssünde, also eine Verheimlichung, ist für mich gleich bedeutend mit Lüge und Heuchelei. Wie viele Stunden müssen kommen, die dem einen Teil fast unerträglich werden, weil er weiß, er steht dem andern nicht frei und offen gegenüber. Je näher sich zwei Leute stehen, je mehr muß Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit zwischen ihnen herrschen."

„Auch dann, wenn das Schweigen niemand Nachteil, das Reden niemand Vorteil bringt?" fragte Ferra bebend.

„Das macht keinen Unterschied. Die Schuld würde dadurch nicht geringer.“

„Aber Detlev, bedenke doch,“ begann sie flehend mit einem angstvollen Blick ihrer schönen Augen, „daß im Leben manches anders liegt. Die Theorie kann noch so groß und edel sein, aber wenn der Augenblick kommt, scheust du dich doch dir selbst oder einem andern Schmerzen zu verursachen, lediglich weil du es so für recht hälst.“

„Nein, Ferra, darin bin ich mir ganz klar, daß ich alles andere eher verzeihen könnte, als eine Unwahrheit, eine Verheimlichung, wo ich liebe und vertraue.“

Eine Pause entstand. Die Fürstin zerrte an den Spitzen ihres Taschentuchs, daß sie unter ihren Händen rissen; ihre Lippen zitterten, ihr war so weh und angst um das Herz, daß sie am liebsten laut aufgeschrien hätte. Leroy kam ihrer Erregung zu Hilfe, aber sie hörte wohl den eigentümlich triumphierenden Klang seiner Stimme, mit dem er sagte:

„Sehen Sie wohl, wie recht ich hatte?“

Sie warf ihm, ohne zu antworten, einen Blick zu, zornig und dabei doch flehend. Als er ihn auffing, lächelte er. Detlev aber zog unbefangen die Hand seiner Braut an die Lippen, und als er es merkte, daß ihre Finger kalt und bebend in den seinigen lagen, meinte er lächelnd, indem er sich zu ihr bog und leiser flüsterte:

„Mein Lieb, was quälst du dich mit solchen Fragen! Wenn ich etwas an dir liebe, so ist es ja eben die Wahrhaftigkeit deiner Natur, die eher einen Tadel hinnimmt, als sie jemals verleugnet.“

Sie wandte den Kopf ab, in ihren Augen standen schwere Tränen. Wären sie jetzt allein gewesen, so hätte sie ihm

wahrscheinlich ehrlich und offen alles gesagt. Aber Leroy war da, sie fühlte seinen abmahnenden Blick auf sich ruhen, obgleich sie ihn nicht ansah, und die Hände zusammenpressend schwieg sie abermals.

Wie eine Rakete fuhr Frau von Bogdanoff plötzlich ins Zimmer hinein, sie sah erhitzt und geärgert aus.

„Gott sei Dank!“ rief sie und ließ sich in den größten Sessel fallen. „Das wäre also überstanden! Auf Damenversammlungen sollten von Rechts wegen Polizeistrafen stehen. Sie sind eigens dazu erfunden, um den guten Ruf des lieben Nächsten zu zerpflücken!“

„Was ist dir?“ fragte Ferra zu ihrer Cousine tretend, froh, der peinlichen Situation überhoben zu sein. Maria Paulowna gab keine direkte Antwort.

„Warum hat Ihr Freund die Dummheit gemacht?“ wandte sie sich plötzlich inquisitorisch zu Detlev, der sehr erstaunt aufsah.

„Wovon sprechen Sie, gnädigste Frau? Sie würden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie sich deutlicher ausdrückten; ich weiß nicht, woraufhin Sie zielen.“

„Also Sie wissen nichts von dem Duell?“

„Einem Duell?“

„Zwischen Deuren und dem langen Robbe. Ein Gottesurteil! nannte es seine Schwester und sah dabei mit schiefem Kopf gen Himmel.“

„Wahrhaftig ich weiß nichts. Seit ungefähr drei Tagen habe ich Eustach nicht gesehen.“

„So! Nun, dann gehen Sie gleich hin und lesen Sie ihm gehörig den Text. Was hat er sich zu Ferras Ritter aufzuwerfen.“

„Sie kennen also die Ursache?“ fragte Detlev ganz konsterniert. „Inwiefern hat meine Braut damit zu schaffen?“

„Robbe soll einige ganz harmlose Äußerungen getan haben, auf die Deuren sofort mit einem roten Kopf reagierte; Prinzeß ist außer sich.“

„Das sieht ihm freilich ähnlich, dem Brausekopf,“ sagte Detlev mit leisem Lächeln, „unter diesen Umständen entschuldigen mich die Damen wohl, ich muß doch einmal sehen, wie die Sachen stehen. Auf Wiedersehen!“

Ferra folgte ihm in das Nebenzimmer, sie war sehr schweigsam geworden.

„Kommst du wieder, Detlev?“

„Heute abend kaum, mein Lieb. Der arme Eustach! Ich wette darauf, daß er irgend eine Dummheit gemacht hat, aber es geschah doch immer für uns, und da muß ich der Sache auf den Grund gehen. Er ist ein braver, zuverlässiger Freund.“

Sie faßte seinen Arm mit einem plötzlichen Impuls, als wollte sie ihn zurückhalten.

„Bleibe hier!“ bat sie, und Tränen traten in ihre Augen.

Er küßte sie zärtlich. „Das verlangst du nicht im Ernst, Ferra.“

Mit tiefem Seufzer löſten sich ihre Hände und sanken herab.

„Ich wollte, du liebtest mich allein, ganz allein auf der Welt,“ sagte sie mit einem eigentümlichen Ausdruck von Kummer in der Stimme, „und gingest mit mir nach Felicité, wo ich so glücklich gewesen bin.“

„Du sollst es noch mehr — weit mehr werden!“ flüsterte er leidenschaftlich und küßte verstohlen eine ihrer goldnen Locken. „Meine Liebe ist stärker als du glaubst.“

„Stärker als du glaubst!“ — Sie wiederholte es sich, als sie in den blauen Salon zurückkehrte, es war ihr ein unbeschreiblicher Trost.

Indes eilte Graf Rommingen in die Wohnung seines jungen Freundes. Er fand ihn auf der Chaiselongue liegend, den Arm in der Binde, etwas blaß und leidend zwar, aber mit dem Ausdruck völliger Ruhe und Zufriedenheit in dem hübschen Gesicht, nur als Detlev eintrat, errötete er etwas.

„Was ist geschehen, Eustach?“ fragte dieser betroffen und eilte auf ihn zu, der mit unbefangener Miene sich zu erheben versuchte.

„Ein kleiner Unfall, wie du siehst!“ Der Husar zeigte auf seinen verbundenen Arm, „ich hoffe, es hat gar nichts zu bedeuten. Wirklich nicht der Rede wert —“ beeilte er sich zu versichern, als er des Adjutanten ernste Miene bemerkte.

„Gott sei Dank, wenn du recht hast. Also nur ein Streifschuß? Willst du mir nicht den Grund der Forderung sagen?“ Rommingens Rechte strich leicht über die etwas erhitzte Stirn seines jungen Freundes, seine Stimme klang weich.

„Drehe das Licht ein wenig zur Seite. So — nun ist es gut! Ja, siehst du, schließlich verliert man doch einmal die Geduld — ich hatte diesem Kerl, dem Nobbe, schon lange einen kleinen Denkzettel zugedacht.“

„Es betraf meine Braut, nicht wahr?“

„Woraus schließt du das?“

„Frau von Bogdanoff brachte es aus der Komiteesitzung mit.“

„Himmel, die Weiber! Was die nicht alles wissen!“ Deuren lachte leichtherzig auf, er war entschlossen, Detlev die wahre Ursache zu verheimlichen.

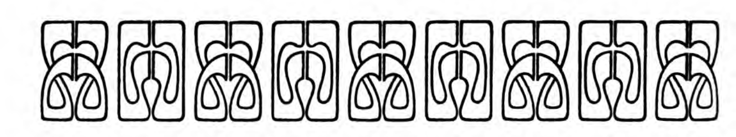
„Daran erinnere ich mich wirklich nicht. Kann sein, daß da irgend ein Wort fiel, was mir zu Kopfe stieg —"

„Du wirst begreifen, daß es dann an mir wäre, die Sache weiter auszutragen," fiel ihm Detlev in die Rede, dem schon bei dem Gedanken heiß wurde. „Sei also ehrlich."

„Ich könnte dir beim besten Willen keine absoluten Details angeben, übrigens scheint mir die Sache auch nun hiermit abgetan. Laß Robbe nur triumphieren, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Was könnte es auch sonderlich gewesen sein! Geschichten — Klatschereien — man muß dergleichen Erbärmlichkeiten niemals Gehör schenken" — sagte Eustach unruhig werdend, „die Welt urteilt meist so unbarmherzig, es ist am besten, man hört ihr gar nicht zu."

Detlev fühlte sich beruhigt. Wenn irgend etwas Ernsteres vorgelegen, hätte der junge Offizier nicht geschwiegen, sondern sich den Rat des älteren Freundes erbeten. Frau von Bogdanoff hatte sich augenscheinlich durch ihre üble Laune und das Benehmen der Hofdame beeinflussen lassen und die gefallenen Worte in schwärzerem Licht gesehen und dargestellt, als sie tatsächlich lagen. Auch Eustachs Verwundung war augenscheinlich nur leicht, er hatte keine Ursache, ihn und sich weiter aufzuregen, und so ging er mit warmem Dank für den ritterlichen Freundschaftsbeweis.





XVII.

„Du bist blaß und still geworden," sagte Frau von Bogdanoff eines Tages aus einer Wolke Zigarettendampf heraus zu ihrer Cousine, „das gefällt mir nicht sonderlich. Laß anspannen und fahre spazieren, es ist schönes Wetter draußen."

„Willst du mitkommen, Mietze?" Es war tatsächlich wahr, Ferra hatte sich verändert. Der stete, wenn auch halb unbewußte Druck, der auf ihr lastete, die tägliche, fast unausweichliche Begegnung mit Leroy, hatten auf Temperament, Gemüt und Aussehen gleich ungünstig gewirkt.

„Nein, danke! Ich habe den Schnupfen, und das ist der einzige Zustand, in dem jeder das unbestreitbare Recht hat, unliebenswürdig zu sein. Aber deshalb laß dich nicht abhalten, fahre in den Park."

„Ich habe die Menschen wirklich satt; lieber sehe ich mir einmal die Umgegend an!"

„So sieh dir die Umgegend an. Fahre wohin du willst und bleibe so lange du willst, du weißt, ich hindere dich nicht."

Kaum eine Stunde später passierte die elegante Bogdanoffsche Equipage die belebte Promenade im Park, auf der sich Wagen und Fußgänger in ungezählter Menge bewegten, bog dann rechts ab in die einsameren Teile und gab seiner jungen Insassin Muße, den herrlichen Frühjahrstag ganz ungestört auf sich einwirken zu lassen.

Am blauen Himmel standen einige luftige weiße Wölkchen, aus den Knospen der Bäume drängten sich überall zarte, fedrige Blättchen, der Rasen ringsum war saftig grün, und Vogelstimmen zwitscherten aus allen Kronen. Ferra ließ immer weiter und weiter fahren. Mit geschlossenen Augen lehnte sie im Fond und merkte nicht, daß allmählich auch die letzten Ausläufer der Residenz verschwanden und sprossende Getreidefelder die Seiten des Weges begrenzten.

Ferra öffnete die Augen und sah um sich. Es war nur ein kleines ärmliches Dorf, daß da vor ihr am Wege lag. Dennoch ließ sie vor dem ersten Haus halten, das sich durch eine mächtige überschäumende Kanne auf dem hölzernen Schild als Wirtshaus dokumentierte, stieg aus und trat in den Garten.

Es standen nur einige hölzerne Bänke und roh gezimmerte Tische darin, Kirsch- und Nußbäume bildeten im Sommer ein Schirmdach darüber, der gelbe Kies war gestampft, aber trotz des wenig einladenden Äußern setzte sich Ferra doch und ließ sich ein Glas Milch bringen. Die warme Luft hatte sie durstig gemacht, die Ruhe ringsum tat ihr wohl und war ihr ganz neu. Bienen und Schwalben schwirrten um sie herum, und im Sande kratzten neugierige Hühner. Die elegante Equipage hielt hinter einer hohen Weißdornhecke, Ferra hatte Hut und Schirm vor sich auf den Tisch gelegt, die langen

Handschuhe abgestreift und lehnte den schimmernden Kopf gegen die rauhe Rinde des Baumes hinter sich. So friedlich, wie in diesem Augenblick, war ihr lange nicht zu Mute gewesen.



Sie schloß die Augen, fühlte den warmen Sonnenschein über Nacken und Schläfe fluten und ließ ihre Gedanken ungehindert wandern.

Plötzlich fuhr sie zusammen, der Kies hatte leise in ihrer Nähe geknirscht, und mit dem unbestimmten Gefühl, sie werde beobachtet, öffnete sie gleichzeitig die Augen. Ihr gegenüber stand Leroy. Er hatte eine zierliche Reitgerte mit goldenem Knopf in der fein behandschuhten Hand, trug graue, eng anliegende Reitbeinkleider, ein leichtes, schwarzes Samtjackett,

alles war tadellos elegant, dennoch hatte Ferra das Empfinden, als kröche ihr ein häßliches Gewürm über den Weg.

„Sie hier, Fürstin — und allein?“ sagte er ohne sonderliches Erstaunen, „als ich den Wagen halten sah, dachte ich an einen Ausflug der Damen. Das Wetter ist herrlich.“ Er legte die Reitpeitsche auf den Tisch, neben ihren Schirm und lüftete den Hut. „Mir ist warm geworden. Sie erlauben doch, Fürstin!“ Es war kaum eine Frage in den Worten, er schien es als selbstverständlich anzunehmen, daß ihm der erbetene Platz nicht verweigert wurde.

„Ich werde heimkehren müssen.“ Ferra faßte nach dem Schirm, dessen Knauf aus bunten Steinen und Gold in der Sonne flimmerte, Leroy blickte darauf nieder.

„Ein kleines Kunstwerk,“ sagte er anerkennend, „wahrhaftig, Fürstin, Ihnen hat das Leben so ziemlich alle Wünsche erfüllt! Müssen Sie wirklich heimkehren? Es plaudert sich so nett hier, und der Zufall hat uns doch nun einmal zusammengeführt.“

Sie setzte im stillen einige Zweifel in diesen Zufall, hielt es aber für geratener, nichts davon zu erwähnen. Leroy tat völlig unbefangen, so war es am besten, sie folgte seinem Beispiel.

„Auf eine Viertelstunde kommt es nicht an,“ sagte sie gleichgültig und drehte nur rastlos den Knauf ihres Sonnenschirms hin und her.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für dies Zugeständnis. Sie erwarten also Ihren Bräutigam nicht?“

„Kaum vor heute abend.“ Sie hatte ihre frühere Stellung wieder eingenommen; er betrachtete sie von der Seite mit Blicken, die sie nur fühlte, und die ihr trotzdem das Blut

in die Wangen jagten. Sie runzelte die Stirn und drehte sich hastig zu ihm.

„Herr Vicomte, haben Sie mir irgend etwas zu sagen?“ fragte sie hochmütig.

„Ja, das habe ich allerdings. Diesen Zufall schickte mir der Himmel.“

„Nun denn — ich warte.“

Er lächelte. Es lag etwas Diabolisches in der Art, wie er die schmalen Lippen verzog, und dann rückte er ihr näher.

„Ferra,“ sagte er, nicht leise und eindringlich oder gar zärtlich, sondern in einer Art, die sie frappierte. „Können Sie sich immer noch nicht entschließen?“

„Wozu?“ stieß sie atemlos hervor. Es war ihr, als griffe eine kalte Hand nach ihrem Herzen.

„Ihr Verlöbnis mit Rommingen zu lösen. Ich warte darauf seit jenem Abend, an dem er unwissentlich Ihr Urteil sprach.“

„Niemals!“ rief sie erbleichend.

„Aber Sie sind sich doch des Unrechts klar bewußt, das Sie an ihm begehen. Seit jener Unterredung dächte ich, könnten sie nicht mehr zweifeln. Er wird es Ihnen nie vergeben, daß Sie ihn betrogen.“

„Überlassen Sie das ihm und mir,“ sagte sie mit dem letzten Versuch, ihre Würde und Ruhe zu bewahren.

„Nein, das kann ich nicht. Sie sind weder geboren noch erzogen in dem Kodex der guten Gesellschaft, Ihnen fehlt in vielen Dingen ein Urteil. Ich bin nicht nur dazu berechtigt, ich bin sogar verpflichtet, offen darin zu Ihnen zu sein.“

„Hatten Sie mir nicht Ihr Schweigen versprochen?“

„Gewiß, aber deshalb bleibt es um so mehr Ihre Sache, zu handeln.“

„Uns beide unglücklich zu machen eines Vorurteils wegen? Das kann Ihr Ernst nicht sein,“ sagte sie mit verängstigten Augen. „Detlev würde es mir nicht danken!“

„Warum sprechen Sie dann nicht? Machen Sie keine Ausflüchte vor sich selber, Ferra, Sie wissen ebensogut wie ich, daß Rommingen ein starrer Aristokrat ist, der eher den Tod vorziehen würde, als ein Leben gegen seine Grundsätze und Ideen, daher Ihre Sorge — Ihr Schweigen!“

„O mein Gott!“ schrie sie auf. — Was war für sie aus dem friedlichen, sonnigen Frühlingstag geworden! Kämpfe und Entsetzen hielten sie wieder in Banden.

„Und Sie sind eben eine Frau,“ fuhr er fort, „nicht im stande Konsequenzen zu ziehen oder logisch zu denken; selbst wenn Sie es auch könnten, Sie wollten es nicht, lieber taumeln Sie mit geschlossenen Augen in einen Abgrund, in den Sie auch andere mit hineinziehen, ehe Sie sich zu einem starken Entschluß aufraffen. Es wäre vielleicht hart, Sie deshalb zu verdammen, aber ein Unrecht, Ihnen nicht alles klar vor Augen zu halten.“

„Und was wollen Sie, das ich tun soll?“ fragte Ferra gebrochen; sie hatte das schreckliche Gefühl, als hätte Leroy sie in den Händen und spielte so lange grausam mit ihr, wie es ihm beliebte, ohne daß es ein Entrinnen für sie gab.

„Lösen Sie Ihre Verlobung, es gibt keine andere Wahl.“

Sie stöhnte und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Eine Weile beobachtete er sie stumm.

„Nun?“ fragte er endlich.

Da sah sie ihn an. „Nie! Niemals!“ erwiderte sie entschlossen. „Wissen Sie noch nicht, daß ich ihn über alles liebe?“

„Ich weiß es!“

„Und doch verlangen Sie das Opfer? Haben Sie denn kein Mitleid mit mir?“

„Nein!“ sagte er hart, ungerührt von dem flehenden Blick der wunderschönen Augen, die ja um einen andern baten. „Haben Sie etwa Mitleid mit mir gehabt? Weder in Paris noch hier — und doch liebe ich Sie heißer, leidenschaftlicher als Sie ahnen, als Ihnen überhaupt ein Maßstab möglich ist.“

Sie schleuderte aufspringend seine Hand zur Seite, Zorn flammte über ihr Gesicht.

„Ich will dergleichen nicht hören!“ rief sie herrisch.

„Aber ich will es, und Sie werden sich dem unterwerfen.“ Er faßte nach ihrer Hand und hielt sie mit eisernem Griff fest. „Einmal will ich zu Ihnen sprechen ohne Rückhalt und Rücksicht, Ihnen bleibt ja die Wahl.“

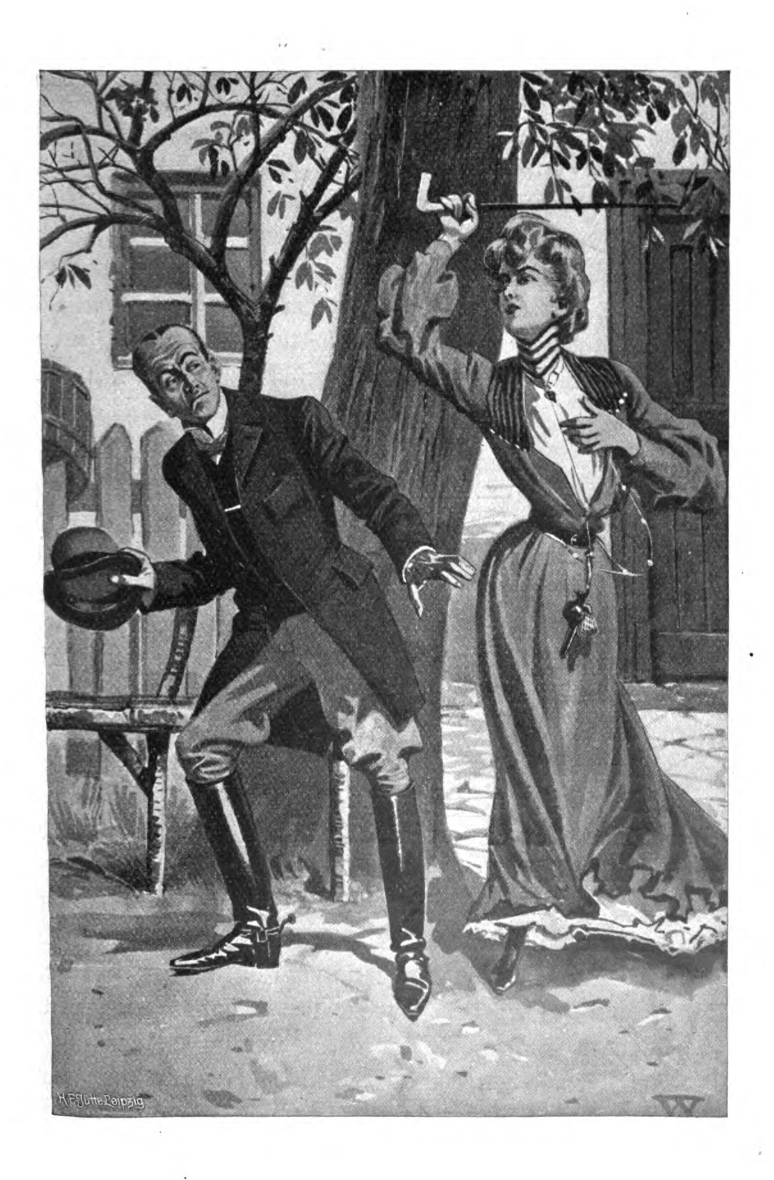
Sie stand noch immer vor Zorn bebend ihm gegenüber, ihre Nasenflügel vibrierten, die Hand, deren Gelenk er erfaßt hatte, schloß sich zur Faust, und als ob er ihre Gedanken von ihrem Gesicht lese, fuhr er höhnisch auflachend fort:

„Oder wollen Sie Ihre Leute rufen? Sie würden es hören, die Hecke ist nicht allzuweit, aber in Ihrem Interesse rate ich Ihnen davon ab.“

Sie setzte sich mit klopfenden Pulsen, aber anscheinend ruhig wieder auf ihren Platz zurück.

„Sprechen Sie,“ sagte sie und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich liebe Sie! Nicht erst seit gestern und heute, Ferra, sondern seitdem ich Sie im Palais Arbanoff zum erstenmal


H.F. Jütte Leipzig

gesehen," begann er ohne Umschweife, und echte Leidenschaft funkelte in den grauen Augen.

„Liebe! Leidenschaft! Wie man das mit kaltem Blut so ruhig hinsagt! Ich weiß, was es heißt! Es versengt das Hirn, jagt das Blut siedendheiß zum Herzen, macht uns zum willen- und machtlosen Sklaven. Von Ihnen träume ich, wenn Sie fern sind, Ferra, lebe nur in den kurzen Minuten Ihrer Gegenwart. Ihretwegen würde ich der Welt Trotz bieten, Ihretwegen sündigen —" die Erregung erstickte ihm die Stimme.

„Und deshalb drohen Sie mir?" sagte sie mit eisiger Verachtung.

„Ich bin kein weichlicher Schwächling, ich will besitzen, was ich begehre! In Paris konnte ich Ihnen nur mein Herz bieten, als Fürstin Arbanoff dagegen folgt dem Herzen die Hand."

„Ich habe über beides nicht mehr zu verfügen."

„Aber Sie werden sich frei machen, — Sie müssen es tun. Gehen Sie dann nach Felicité, ich folge Ihnen bald. Ferra, bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, Sie sollen Ihren Entschluß niemals bereuen."

„Was ist Ihnen heilig?" fragte sie noch immer in demselben Ton. „Weder Reinheit und Unschuld, noch Liebe und ein bindendes Wort."

„Machen Sie mich nicht wahnsinnig," flüsterte er heiser und berührte mit seinem Gesicht fast das ihre. „Himmel und Hölle könnten Sie nicht vor meinem Willen mehr schützen. Und ich weiß alles; mir sind Sie weder Aufklärungen noch Enthüllungen schuldig, ich begehre Sie nur so, wie Sie sind."

Ihre Geduld war erschöpft. Voll Abscheu bog sie sich zur Seite und sprang wieder auf.

„Machen Sie mir Platz, ich will nichts hören!“ rief sie mit funkelnden Augen.

Er sah sie zwar spöttisch, aber bebend vor ungebändigter Leidenschaft an, der letzte Sonnenstrahl, der um ihren goldigen Kopf spielte, gab ihr den Heiligenschein einer Märtyrerin.

„Haben Sie keine andere Antwort für mich?“

„Nein! — Ich rufe den Diener,“ fügte sie drohend hinzu.

In demselben Augenblick fühlte sie sich umfaßt, dicht in die ihren glühten Anatoles Augen, seine Lippen preßten sich auf ihren Mund atemraubend, erstickend. Sie konnte sich einen kurzen Moment hindurch nicht wehren, mußte es dulden, dann aber gab ihr die heftige Antipathie, die gegen ihn in ihr lebte, die Kraft, wenn auch nicht die Besinnung zurück. Kaum dessen, was sie tat, bewußt, hatte ihre rechte Hand die Reitpeitsche ergriffen, die noch auf dem Tisch lag. Blindlings schlug sie zu.

Als die Gerte mit pfeifendem Geräusch durch die Luft schwirrte, erstarb auf einmal das heftige Atmen Anatoles. Starr, regungslos, blaß wie eine Leiche stand er da. Um Augen und Mundwinkel zogen sich grünliche Schatten, nur das linke Ohr und ein Teil der Wange glühte in einem schmalen, rot aufgelaufenen Streifen. Der Ausdruck seines Gesichts war so schrecklich, daß Ferra die Gerte fallen ließ, und nach der Kante des Tisches griff. In diesem Augenblick wäre ein Zornesausbruch, selbst nur ein Laut eine Beruhigung gewesen, aber ebenso wie ihr die Kehle zugeschnürt war, daß sie kaum im stande war zu atmen und es in roten und blauen Kreisen vor ihren Augen tanzte, ebenso schien es auch Leroy zu gehen. Stumm, ohne Wort oder Gruß, selbst ohne einen Blick auf ihr erbleichendes Gesicht, drehte er sich um und

verließ den Garten. Einige Sekunden später hörte sie den Hufschlag seines Pferdes von der Landstraße herüber klingen.

Sie wußte genau, daß sie jetzt einen Todfeind hatte. Alle Leidenschaft war aus seinen Zügen gewichen, grimmiger Haß allein hatte nur noch darin gelodert. Einen Todfeind, der die Schmach, die sie ihm angetan, mit Blut abgewaschen hätte, wenn sie ein Mann und kein Weib gewesen wäre. Aber würde er sich nicht auch so rächen! Er hielt sie in Händen, ihr Ruf, ihr Glück waren ihm preisgegeben, und er war sich seiner Macht deutlich genug bewußt.

Sie lehnte den Kopf wieder gegen den Baumstamm. Die Sonne war untergegangen, kühl kam es von allen Seiten. Die Lerche sang nicht wieder, und Frieden und Fröhlichkeit waren für sie dahin. Ein erbärmliches Gefühl der Verzweiflung und Verlassenheit überfiel sie, und diesem nachgebend schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte so maßlos und herzzerbrechend, als sollten ihre Tränen alles hinwegschwemmen, was sie bedrückte. Nach langer Zeit erst erhob sie sich, strich die Haare aus der erhitzten Stirn, ging zu ihrem Wagen und gab den Befehl nach D. zurückzufahren.

Kurz vor dem Tore begegnete ihr Rommingen; sie erkannte seinen schlanken Braunen schon von weitem und war überzeugt, er suchte sie, aber anstatt wie sonst ihm mit Hand und Augen entgegen zu winken, drückte sie sich diesmal angstvoll in die Ecke des Wagens als schliefe sie. Der Gedanke jetzt mit ihm sprechen zu müssen, verursachte ihr fast körperliche Pein. Er sah natürlich sehr bald die eleganten Orloffs und kam im Galopp an ihre Seite gesprengt.

„Ferra, mein Lieb! Sehe ich dich doch noch. Wie glücklich mich das macht!“

Müde sah sie zu ihm auf.

„Ich erwartete dich heute nicht mehr, Detlev."

„Wir sind früher zurückgekommen, als ich hoffte. Freust du dich nicht ein wenig? Du bist so schweigsam."

Sie nahm die Lippe zwischen die Zähne.

„Sehr!" sagte sie und sah über ihn hinweg zum Himmel hinauf, am liebsten hätte sie aufgeschrien.



„Wie blaß du bist!" rief er erschrocken, denn in dem fahlen Abenddämmern hatten ihre Züge etwas Geisterhaftes. „Du solltest nicht so lange ausbleiben, es ist noch kühl. Maria Paulowna dürfte das nicht leiden. O Ferra, mein Lieb, es ist Zeit, daß du endlich ganz mein wirst. Ich sehne mich unbeschreiblich nach dir. Wann wollen wir heiraten?"

So zärtlich wie in diesem Augenblick hatte er selten zu ihr gesprochen, sie waren ja auch selten allein, und Detlev gehörte zu den Männern, deren heiligstes Empfinden von der Hilflosigkeit der Frau mehr geweckt wird als von ihrer Stärke. Der schlanke

Leib des Braunen drängte sich ganz an den offenen Kutschenschlag, und er neigte sich zu ihr herüber. Sie zitterte heftig.

„Bald!" flüsterte sie. „Wenn du es willst, Detlev."

„Sieh mich an," bat er, „und gib mir die Hand darauf."

Sie reichte ihm die Hand und blickte auch flüchtig in sein Gesicht, aber es war etwas Eisiges an ihr.

„Ich glaube wirklich, du bist krank," fragte er voll neuer Besorgnis. „Soll ich lieber nicht mit dir kommen?"

„Ja, laß mich besser allein!" Ihr Ton klang hoffnungslos traurig, ihre Augen hatten sich wieder mit Tränen gefüllt, aber da sie zur Seite blickte, sah er es nicht.

„Du ängstigst mich!"

Er hielt noch immer ihre Hand mit festem Druck, jetzt beugte er sich nieder und drückte einen Kuß darauf, trotz der Passanten, die sie vielleicht sehen konnten. Ferra, die ihren Bräutigam kannte, rührte dieser Liebesbeweis, der ihr ein Zeichen seiner angstvollen Liebe für sie war, aufs tiefste. Wie lange noch — und er würde sie vielleicht verlassen, stumm ihr aus dem Wege gehen — warum sollte sie nicht noch das Glück festhalten so lange es ihr blieb, und mit impulsiver Heftigkeit drehte sie sich zu ihm.

„Komm mit, Detlev! Ich kann es nicht ertragen, dich fortgehen zu sehen."

„Ist es nicht bloß Mileid mit meiner Schwäche, was dich zu dieser Erlaubnis veranlaßt?"

„Mitleid!" sie lachte krampfhaft auf. „Nein, es ist kein Mitleid! Es ist mein Anrecht an dich."

Von nun an verfiel sie für den Rest des Abends in das Gegenteil, in eine heftige, unnatürliche Lustigkeit. Zuweilen sah sie ihn inzwischen an und merkte wohl an seinen ver-

wunderten Blicken, daß sie anders war als sonst, aber sie konnte sich nicht helfen. Als er ging, fiel sie ihm leidenschaftlich um den Hals und küßte ihn heißer als sonst. Dabei fühlte er seine Wage feucht werden von ihren Tränen, ehe er aber noch fragen konnte, war sie fort. Kopfschüttelnd kam Detlev nach Hause. Was hatte seine Braut? Er wußte es wahrlich nicht. Wenn ihr aber wirklich etwas fehlte, so mußte er doch der erste sein, der davon erfuhr. Sie schwieg — folglich hatte vielleicht Frau von Bogdanoff recht, die die Nerven ihrer Cousine achselzuckend „saisonmüde" nannte.

Ferra aber mußte unablässig zurückdenken an jenen Nachmittag im Louvre und ihre Begegnung mit Alice. Sie erinnerte sich wieder an den bitteren Schmerz, den sie damals empfunden — ach ja, die Welt ist böse und grausam und überall in gleichem Maß, sie kennt weder Milde noch Gerechtigkeit, auch nicht gegen Unschuldige.

Leroy war auf den einsamsten Wegen nach Hause zurückgekehrt. Die Strieme im Gesicht brannte ihn wie Feuer, aber was war das im Vergleich zu der Wut und dem Zorn, der in ihm loderte! Es litt ihn trotz des Brandmals nicht in seiner Wohnung. Er stürmte auf die Straße, schnelle Bewegung mußte er haben, sollte er nicht ersticken. Nicht allein, daß alle seine Zukunftspläne zerstoben waren, die Hoffnung auf Ferras Besitz und ihren Reichtum, sondern er war auch gebrandmarkt worden von einer Frau — gezüchtigt sogar wie ein Hund, und ihm blieb nur das eine: Rache! — Dieser Gedanke war ihm ein kleiner Trost, Balsam auf die brennende Strieme an seiner Wange. Er mäßigte seinen Schritt etwas, als er darüber nachsann, wie er Ferra am tiefsten treffen könne, die kalte Überlegenheit seiner Natur kehrte allmählich zurück.

Da wurde er angerufen. Erdmann von Robbe kam mit langen Schritten von dem anderen Trottoir auf ihn zu. Im ersten Moment zuckte Leroy zurück, er hatte das unbestimmte Gefühl jedem aus dem Wege zu gehen, so lange der Schlag auf seinem Gesicht zu sehen war. Es war zu spät, ihm blieb keinerlei Ausflucht mehr.

„Das Zusammentreffen freut mich,“ sagte der lange Oberleutnant sich ihm anschließend, „ist es Ihnen recht, können wir zusammen irgendwo hingehen; ich komme aus dem Schloß und habe in bezug auf den Bazar die Taschen handhoch voller Neuigkeiten.“

„Meinethalben! obgleich —“ er drückte das Taschentuch gegen die schmerzende Wange — „ich eigentlich gezeichnet bin und mich kaum sehen lassen kann.“

„Was haben Sie denn da? Bei Gott, das Ding sieht gefährlich aus.“

„Ein Ast hat mich heute nachmittag beim Reiten getroffen,“ erzählte Leroy gleichgültig. „Der Ast hing so niedrig, ich hatte ihn vorher nicht gesehen. Kommen Sie hier zu Tortoni hinein, wenn es Ihnen gleich ist, trinken wir eine Flasche La Rose. Da können Sie mir dann Ihre Neuigkeiten erzählen.“

Als sie hinter den Gläsern saßen, ließ sich der Oberleutnant auch nicht mehr lange bitten, er liebte es gar zu sehr, der „Alleswissende“ zu sein.

„Die Fürstin Arbanoff hat von ihrem Blumenstand Abstand genommen, sie übernimmt die russische Teeschenke, im Nationalkostüm — ein ganz famoser Gedanke — Prinz und Prinzeß Dagobert werden sich eine Tasse kredenzen lassen. Sie wird also die einzige sein, die nicht in Gesellschaftstoilette erscheint.“

Leroy lachte in beißendem Sarkasmus auf.

„Schade!“ sagte er, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen.

„Warum schade? Weil sie kostümiert kommt, oder weil sie ihre Blumen aufgegeben hat? Bah! Schließlich bleibt es sich gleich, unsern Obolos müssen wir doch opfern.“

„Wie kommt die Fürstin eigentlich zu der Idee eines russischen Nationalkostüms?“ fragte Leroy, langsam den roten Wein einschlürfend.

„Nun ich denke, der Gedanke liegt doch nahe genug. Was kann eine Russin besser tragen, als ihr Nationalkostüm?“

„Die Fürstin Arbanoff ist keine Russin.“

„Sie sind im Irrtum, Leroy! Damals, als Laudin die famose Ähnlichkeit entdeckte, wurde ihr Stammbaum unter der Hand sondiert. Sie ist keine Gräfin oder Fürstin, nur eine simple Adlige, eine geborene Nasakoff!“

„Durch Adoption!“

„Teufel auch, Sie scheinen verdammt genau unterrichtet zu sein. Davon ist hier nichts bekannt.“

„Mein Lieber,“ sagte der Legationsrat überlegen und hielt den funkelnden Wein gegen das Gaslicht, „mir scheint, es ist hier manches nicht bekannt.“

Der Oberleutnant ließ vor Überraschung das Monokel fallen, ohne es wieder kunstgerecht in sein Auge zurückzuwerfen.

„Sie haben diese Bemerkung nicht unabsichtlich gemacht, Leroy.“

„Und wenn doch? Ganz harmlos, wie man so im allgemeinen hinspricht — ich versichere Sie.“

„Versichern Sie nichts, ich glaube Ihnen nicht! Sollte doch Laudins Idee auf irgend etwas Positivem fußen?" Der lange Oberleutnant war ganz Feuer und Flamme, als er sich aufhorchend über den Tisch bog.

„Warum fragen Sie mich danach?"

„Weil mir scheint, Sie sind in alle diese hier so oft besprochenen Verhältnisse besser eingeweiht als wir andern. Sie sollten nicht so zurückhaltend sein, Leroy, ein Mann von Welt, wie Sie, hat Verpflichtungen nach zwei Seiten."

„Na, na," rief der Legationsrat lachend und jagte die blauen Rauchwolken seiner Zigarette zur Decke hinauf, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte, „gehen Sie nicht gleich so scharf ins Zeug! Warum wollen sie nun absolut, daß ich etwas angedeutet oder gesagt haben soll? Lieber Freund, nehmen Sie die Sache einmal, wie sie tatsächlich ist. Eine Dame der Gesellschaft, bei Hofe empfangen, mit dem Adjutanten des Prinzen verlobt, in unantastbarer Stellung, kompromittiert man weder leicht noch gern."

„War sie mit dem Fürsten Arbanoff verheiratet?" fragte Robbe lauernd nach einer kleinen Pause.

„Verheiratet! So sicher wie wir beide es nicht sind."

„Sie trat gleich aus dem Kloster des Sacré-Coeur an den Altar, das hat Frau von Bogdanoff oft genug erwähnt."

„So!" erwiderte Leroy, und obgleich er mit den Augen an den geschliffenen Kugeln des Gaskandelabers umherirrte und nur lässig mit der Hand eine Weinperle aus dem kleinen Bärtchen wischte, fuhr sein Gegenüber doch wie elektrisiert empor.

„Steckt der Haken da?" fragte er hastig mit funkelnden Augen.

„Wollen Sie sich gütigst erinnern, daß ich nichts zu sagen beabsichtige? fiel Leroy ziemlich determiniert ein. „Die Fürstin ist eine schöne, schutzlose Frau, ich habe keine Ursache ihr irgend etwas zuleide zu tun."

„Aber ich bitte Sie, bedenken Sie doch," begann der Oberleutnant überredend und legte Leroy die Hand auf den Arm, „die Gesellschaft hat doch auch ein Anrecht an die Antecedenzien derjenigen, die in ihr leben! Es ist gerade unverantwortlich, wenn Sie irgend etwas verschweigen, was zu wissen sie berechtigt ist."

Der Legationsrat zuckte die Achseln.

„Ich werde mich hüten und mich in Teufels Küche begeben. So weit geht mein Anteil für die Gesellschaft nicht."

„Sie haben also wirklich nicht die Absicht zu sprechen? Bedenken Sie, übermorgen ist der Bazar, Prinzeß hat sich bereit erklärt, der Fürstin die Aufmerksamkeit zu erweisen, eine Tasse Tee bei ihr zu nehmen."

„Nun — und? —"

„Sie könnte es nachher zu bereuen haben."

„Torheit! Was geht es D. an, was für Mysterien sich vielleicht einmal vor Jahren in Paris zugetragen haben! Ja, wenn Prinzeß — — aber das ist wahrhaftig alles Unsinn. — Wenn Sie mir einen Gefallen erweisen wollen, lieber Nobbe, reden wir von etwas anderm. Was macht Ihr Fräulein Schwester und apropos, haben Sie nicht erfahren, wer Lestons Fuchs gekauft hat?"

„Nein! Danke gut! gab der Oberleutnant zur Antwort und war so zerstreut, daß er vergaß, sich die Zigarre, die er zwischen den Lippen hielt, anzuzünden.

„Bei Gott, ich hoffe, ich habe Ihnen nicht die Laune

verdorben, es sieht fast so aus," sagte Leroy lachend. „Sie müssen wissen, ich hasse jeden Eklat, es fällt mir tatsächlich auf die Nerven. Es war von jeher so, — wenn ich noch bedenke, wie es mich tagelang aufregte, als Achille Arbanoff die Nachricht bekam, sein Vater habe geheiratet, Ferra — —"

Er schwieg, wie sich besinnend, plötzlich still, räusperte sich, trank einen Schluck aus seinem Glase und setzte es eilig wieder nieder.



„Wie sind wir denn nur auf diese dummen Geschichten gekommen," sagte er, die Stirn etwas runzelnd, als wäre er ärgerlich. „Ein Weltmann sollte auf sein Schild setzen: Tout comprendre c'est tout pardonner. Aber wissen Sie, daß es spät geworden ist, Nobbe? Ich will noch in den Klub!"

„Ich gehe nach Hause," antwortete der Oberleutnant, sich eilfertig seines Säbels und seiner Mütze bemächtigend, ein Brief an seine Schwester brannte ihm auf dem Herzen.

Leroy lächelte still in sich hinein, als sie sich auf der Straße voneinander trennten. So genau, als ob er es selber wäre, wußte er, was Robbe jetzt tun würde, und alles, was danach kam, lag klar vor seinen Augen.

Seine Finger glitten über die Strieme auf seiner Wange, sie brannte jetzt nicht mehr, aber wäre sie auch fortgewischt gewesen, er hätte nicht mehr auf dem einmal betretenen Wege Halt gemacht.

„Rache ist ein Gericht, das am besten kalt genossen wird,“ sagte er händereibend. Hinter dieser Rache lag für ihn noch immer, kaum bewußt, wenigstens verleugnet, die Hoffnung auf Ferras Besitz.

Am nächsten Tage hielt sich der Legationsrat merkwürdig viel zu Hause, als erwarte er jemand, und wie sich der Oberleutnant von Robbe melden ließ, empfing er ihn auf das freundlichste.

„Ich bin wirklich erfreut, Sie zu treffen,“ sagte dieser, sich auf den dargebotenen Sessel niederlassend, „obgleich ich in einer etwas heiklen Angelegenheit komme.“

„Nun, da bin ich neugierig.“ Leroy schob seinem Gast mit einladender Handbewegung eine Kiste echter Havanas hin. „Nehmen Sie aber vor allen Dingen, es plaudert sich so bei weitem besser.“

„Erinnern Sie sich noch an unser Gespräch von gestern abend?“

„Allerdings!“ Mit einer Wendung, als beabsichtige er, etwas Unbequemes zu ignorieren, drehte der Legationsrat seinen Sessel etwas von demjenigen seines Gastes ab.

„Selbst auf die Gefahr hin, Ihnen und mir Unannehmlichkeiten zu machen, muß ich doch aufrichtig sein," begann Erdmann und schlug seine langen Beine mit solchem Schwung der Entschlossenheit übereinander, daß Anatole sich eines leisen Lächelns nicht erwehren konnte. „Ich habe Ihre Andeutungen bezüglich der Fürstin Arbanoff nicht ganz diskret behandeln können. Und die Folge ist, daß Hoheit mich beauftragt hat, Ihnen zu sagen, daß sie Sie morgen um zwei Uhr zu sprechen wünscht!"

„Fatal! Äußerst fatal!" Der Legationsrat sprang auf und durchmaß mit unruhigen Schritten das Zimmer. „Hätte ich das gewußt, wahrhaftig, ich hätte mir eher die Zungenspitze abgebissen, als gestern nur ein Wort zu Ihnen gesagt."

„Ich tat, was ich für meine Pflicht hielt," der Oberleutnant warf sich in die Brust, „und ich bin stets bereit, dafür aufzukommen."

Anatole legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Lieber Freund," sagte er in beruhigendem Ton, „so schlimm wollen wir beide die Sache gewiß nicht nehmen. Ich erlaube mir nicht einmal, Ihnen Vorwürfe zu machen. Seien Sie nun aber auch so freundlich und geben Sie mir das Zeugnis, nichts Böses beabsichtigt zu haben. Mon dieu, wie leicht ist ein Wort in die Welt hinausgesprochen, dessen Konsequenzen man vorher nicht ahnt."

„Dazu bin ich selbstverständlich gern bereit."

„Nun, so müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind." Leroy fuhr dabei mit der Linken selbstvergessen wieder über die rote Strieme.

„Es hat sich schon sehr gebessert, man wird Ihnen schon

morgen nicht mehr allzuviel ansehen können," meinte Nobbe, der der Bewegung mit den Augen gefolgt war.

Anatole errötete etwas; hinter den schmalen Lippen biß er die Zähne aufeinander.

„Ich habe ein gutes Heilmittel gefunden," sagte er und drehte sich etwas hastig zur Seite.





XVIII.

Fräulein von Robbes gelbes, spitzes Gesicht spähte aufmerksam durch die Scheiben auf den Schloßhof, Prinzeß Sibylle ging aufgeregt in ihrem kleinen Empfangszimmer auf und ab.

„Dort kommt er, Hoheit,“ sagte sie endlich erfreut und wies auf die tadellos elegante Gestalt des zierlichen Franzosen, der eilig die Stufen hinaufschritt.

„Gehen Sie hinaus, liebe Amanda, und sagen Sie, daß ich ihn erwarte, ich fürchte, wir bekommen abscheuliche Dinge zu hören.“ Sie drehte ihr Taschentuch zu einem Knäuel zusammen und drückte es an Stirn und Lippen. „Aber trotzdem wäre jedes Zögern ein Unrecht.“

Die Hofdame eilte in das Vorzimmer, das sie mit Leroy in demselben Augenblick betrat.

„Hoheit ist sehr erregt,“ flüsterte sie ihm zu.

„Soll das eine Warnung sein, mit meinen Mitteilungen zurückzuhalten, gnädiges Fräulein?“ fragte er mit einem harten Blick in ihre Augen.

„Gerade das Gegenteil. Kein langes Hinhalten — kein Zögern!“

Dabei öffnete sie die Tür und ließ sie, eintretend', auch für Leroy offen.

„Hoheit haben befohlen,“ sagte er mit einer tiefen Verbeugung.

„Den Grund, weshalb ich Sie zu mir bitten ließ, hat Ihnen wohl Herr von Nobbe schon mitgeteilt,“ begann Prinzeß ohne Umschweife. „Ich zähle auf Ihre Aufrichtigkeit, Vicomte.“

„Ebenso, wie auf meine unwandelbare Ergebenheit für Ihr hohes Haus, Hoheit.“

„Dann wäre es Ihre Pflicht gewesen, gleich — sofort mit Ihrer Kenntnis und Ihrer Meinung hervorzutreten, nach meinem Gefühl wenigstens.“

Prinzeß fieberte vor Erwartung, die Zurückhaltung, die sie sich auferlegte, machte ihre Stimme schroff und kalt.

„Hoheit, der Vorwurf, den Sie mir damit machen, ist hart und trifft mich wirklich nicht mit Berechtigung. Bedenken Sie, daß ich die Fürstin Arbanoff, als ich herkam, in unantastbarer Stellung, am Hofe empfangen, wiederfand, was sollte da eine zu späte Warnung, respektive Aufklärung nutzen. War es nicht vielmehr die Sache derjenigen, die Sie umgaben, vorher zu prüfen?“

„Gewiß, Sie haben recht!“ sagte Prinzeß zustimmend, während Fräulein von Nobbe mit schiefgehaltenem Kopf und der Miene einer mater dolorosa zum Himmel blickte, „aber augenscheinlich wußte hier niemand etwas Bestimmtes. Selbst die Ähnlichkeit, die Laudin auffiel, blieb als vage Vermutung unbeachtet. Nun bitte ich wenigstens Sie, Vicomte, um rückhaltlose Offenheit.“

Sie setzte sich und bot Leroy den nächsten Stuhl. In

ihrem Gesicht lag ein Zug grausamer Entschlossenheit.

„Wenn Hoheit befehlen — wirklich befehlen —!“ Leroy zögerte, nicht aus Mitleid mit seinem Opfer, sondern aus kalter, scharfsinniger Berechnung.

„Ich möchte vorher nicht zu betonen unterlassen, daß ich, als ich gestern abend wirklich ganz absichtslos sprach, nicht im geringsten auf diese Tragweite meiner Worte gefaßt war. Meine Stellung bei der Gesandtschaft zwingt mich zu vieler Vorsicht.“

„O!“ sagte Prinzeß und klopfte ungeduldig die Fingerspitzen gegeneinander, „ich weiß das ja alles! Aber verlangen Sie nicht, daß ich etwa deshalb von meinem Vorhaben abstehe. Ich weiß recht gut, was ich meinem Namen, meiner Stellung schulde. Vor allen Dingen keine unlautern Elemente in meiner nächsten Nähe. Oder geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß an der Vergangenheit der Fürstin Arbanoff auch nicht der geringste Makel haftet?“

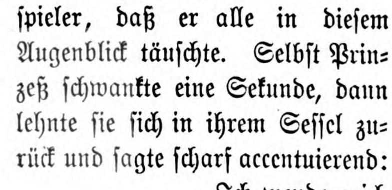
Leroy schwieg; er blickte mit zusammengepreßten Lippen auf das Teppichmuster zu seinen Füßen.

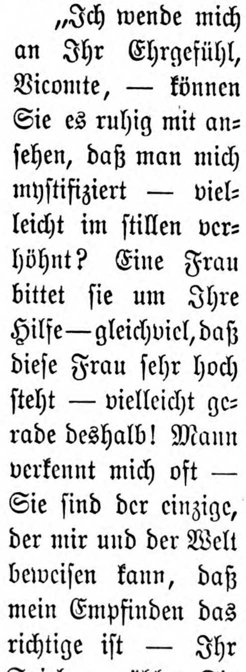
„Ah, Ihr Schweigen ist beredter als Worte! Wohlan, Vicomte, da Sie zögern, so vernehmen Sie meinen ausgesprochenen Willen, alles zu erfahren.“

Fräulein von Robbe rückte sich im Hintergrund so behaglich und gespannt in Ihrem Sessel zurecht, als präpariere sie sich auf eine interessante Premiere.

„Darf ich darauf rechnen, Hoheit, daß mein Name bei dieser Affaire nicht genannt wird?“ bat Leroy endlich mit schnellem Aufblick. „Es würde mich in eine höchst peinliche Situation bringen. O, mein Gott, Hoheit, haben Sie Mitleid mit mir und erlassen Sie mir die ganze Angelegenheit.“

Der Legationsrat strich heftig atmend, wie im Kampf mit sich selbst über die Stirn, er war ein so vollendeter Schauspieler, daß er alle in diesem Augenblick täuschte. Selbst Prinzeß schwankte eine Sekunde, dann lehnte sie sich in ihrem Sessel zurück und sagte scharf accentuierend:





„Ich wende mich an Ihr Ehrgefühl, Vicomte, — können Sie es ruhig mit ansehen, daß man mich mystifiziert — vielleicht im stillen verhöhnt? Eine Frau bittet sie um Ihre Hilfe—gleichviel, daß diese Frau sehr hoch steht — vielleicht gerade deshalb! Mann verkennt mich oft — Sie sind der einzige, der mir und der Welt beweisen kann, daß mein Empfinden das richtige ist — Ihr Name bleibt selbstverständlich aus dem Spiel — zählen Sie darin völlig auf mich. — Muß ich noch mehr sagen?“

„Nein, Hoheit!“ Leroy beugte das Knie ein wenig und zog die Hand der Prinzeß an seine Lippen, eine ehrfurchtsvolle,

stumme Huldigung, die Sibylle mit Befriedigung empfand.

„Ich hatte in Paris einen Freund Achille Arbanoff, den Stiefsohn der Fürstin," begann er nun hastig, halblaut, als fürchte er mit jedem Zögern wieder andern Sinns zu werden. „Er war damals jung, übersättigt von allerlei Genüssen und überspannt, wie es Leute sein können, die keinen ernsten Lebenszweck vor Augen haben. Sein Schönheitsideal waren rote Haare und grüne Augen —"

„Ah!" seufzte Fräulein von Robbe und faltete die Hände.

„Er fand es in einem kleinen Blumenmädchen, das auf dem Boulevard Sträuße feilhielt — sie hieß Ferra!"

„Abscheulich," stieß Prinzeß hervor. Sie war sehr blaß geworden, ihr Gesicht hatte etwas von dem Ausdruck der Meduse, während die Hofdame mit einem kleinen unartikulierten Schrei in die Höhe fuhr und dann kraftlos in ihren Sessel zurücksank.

„Achille kaufte sie von ihren Eltern, Rue Rochefort im Keller um 3000 Franken und brachte sie zur Erziehung in das Kloster des Sacré-Coeur — sie versprach sehr schön zu werden."

Prinzeß sprang auf. Ihr Atem ging heftig, ihre Augen funkelten wie zwei Dolchspitzen.

„Und diesen Abkömmling der Rue Rochefort brachte man an unsern Hof," sagte sie mit Anstrengung.

Leroy verbeugte sich zustimmend. Nach einer kleinen Pause, in der auch er sich erhoben hatte, fuhr er fort:

„Als das Mädchen sechzehn Jahr alt geworden, schickte sie die Äbtissin in das Palais Arbanoff zurück!"

„Und sie blieb dort!" schrie die Robbe auf, sich wie in Krämpfen windend.

Leroy antwortete nicht, er sah Prinzeß an, ihre Blicke trafen sich.

„Weiter!“ sagte Sibylle tonlos und riß an den Spitzen ihres Taschentuches.

„Ferra hatte gehalten, was sie versprochen, sie war sehr schön geworden. Seine Freunde beneideten Achille — und er liebte es, sich beneiden zu lassen. Er stellte seinen schönen Schützling aus, in seiner Loge in der grand opéra zum Beispiel. — Eines Tages kam sein Vater nach Paris, er sah das schöne Mädchen, verliebte sich in sie, ließ sie durch Herrn von Nasakoff adoptieren, entführte und heiratete sie — das ist alles, was ich weiß, Hoheit!“

„Unerhört! Empörend!“ schrie Fräulein von Robbe, ganz die Prinzeß vergessend, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, hinter denen sie errötete.

„Und solch eine Abenteuerin kann sich rühmen, von uns empfangen worden zu sein,“ sagte Prinzeß erbittert. „Das kommt von unserer unverständigen Vorliebe für alles Ausländische, für alles, was anders ist als wir! Wahrhaftig! ich könnte mich schämen.“ Und sie biß die Zähne auf die Unterlippe. „Sie wissen das alles ganz genau — ganz verbürgt, Vicomte!“

„Ich zählte mich zu den intimsten Freunden Achilles,“ wiederholte Leroy noch einmal mit satanischem Lächeln um den schmalen Mund.

Die Hofdame kam auf leisen Sohlen heran geschlichen.

„Deshalb also das Erschrecken, das ich am Abend des Geburtstages Ihrer Hoheit in den Zügen der — der — wie sage ich nur —“ wandte sie sich hilfesuchend an Anatole.“

„Der Fürstin Arbanoff! Es ist ihr rechtmäßiger Titel!“

„Bei Ihrem Anblick bemerkte," vollendete Amanda von Nobbe, sich vor Entsetzen schüttelnd. „Ich habe es deutlich gesehen! ich stand gerade so, daß ich ihr Gesicht beobachten konnte."

„Auch mir wird jetzt manches klar," erläuterte Prinzeß ihre Gedanken und machte eine verächtliche Schulterbewegung. „Ich bin Ihnen tief verpflichtet, Vicomte."

„Sie zürnen mir also nicht, Hoheit?"

„Ihnen zürnen? Mein Freund, Sie begreifen es wohl nicht, wie schwer es hält, in dieser schillernden Welt den einmal eingeschlagenen Weg tapfer zu verfolgen. Es kostet so manche weiche Regung, so manche Entsagung; für jede Unterstützung dürfen wir dankbar sein und — ich bin Ihnen dankbar."

Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen zog, im stillen darüber verwundert, daß ihre Finger zuckten und kalt wie Eis waren. Seine Mitteilungen konnten nirgends eine Saite in ihrem Herzen getroffen haben, denn so blind eifersüchtig Prinzeß auch sein mochte, Ferra jetzt noch damit zu bedenken, hatte sie absolut keinen Grund. Aber — wer vermag ein Frauenherz zu ergründen! Leroy nahm sich nicht einmal die Mühe, seine Rache war geübt, mochte Ferra nun die Folgen ihres Schlages ebenso tief und brennend empfinden, wie er die Schmach jener Strieme, die allmählich zu erblassen begann.

„Darf ich Hoheit noch einmal an Ihr gnädiges Versprechen erinnern?" fragte der Franzose geschmeidig und setzte dann mit einem schnellen Aufblick seiner kalten Augen hinzu: „Vielleicht haben Hoheit schon irgend einen Plan — eine Entscheidung getroffen!"

Prinzeß schüttelte schnell abwehrend den Kopf.

„Das braucht Zeit und Nachdenken. Ich werde handeln, wie es mir meine Pflicht gebietet. Meines Schweigens sind Sie sicher.“

„Ich danke!“

Er hatte die entlassende Bewegung wohl gesehen, statt aber sich zu entfernen, hob er noch einmal mit halbverschleierter Stimme an:

„Graf Rommingens wegen möchte ich um möglichste Schonung bitten. Er liebt seine schöne Braut sehr — —“

Prinzeß drehte sich schnell so zur Seite, daß Leroy nur noch im stande war ihre Nasenspitze zu sehen.

„Es wäre mir außerordentlich peinlich, ein Verhältnis zu stören, das ohne Zweifel ein Herzensbund ist, indes bei des Grafen Charakter — —“

„Überlassen Sie das alles mir,“ wiederholte Prinzeß jetzt merklich ungeduldig und ließ dem Legationsrat keine andre Wahl als sich zu entfernen.

„Irgend etwas spielt da noch im Hintergrund,“ dachte Leroy, als er mit wohlgefälligen Mienen die Schloßtreppen hinabstieg, „mich soll es nicht kümmern, ich habe gesät, was ich wollte, und es wird aufgehen — böse aufgehen für die, die mich dazu gereizt haben. Deine Rolle, meine schöne Ferra, ist bald ausgespielt!“ —

Seit Tagen war Laudin tätig gewesen, das gewaltige Lokal, in dem der Bazar stattfinden sollte, möglichst harmonisch und stilgerecht auszuschmücken. Es war ihm gelungen; wenigstens war er mit seinem Werk zufrieden, als er es noch einmal in dem blendend hellen Vormittagssonnenschein einer letzten Prüfung unterzog. Da fehlte nichts. Die kleinen Zelte

in den Landesfarben sahen zierlich und schmuck aus und verhüllten die beiden Seitenwände des Saales bis zum Plafond. Auf den schmalen Verkaufstischen lagen schon die allerhand unnützen Sachen, die das Publikum für sein gutes Geld eintauschen sollte, mächtige Palmengruppen bildeten Ruhesitze, vor dem Eingang waren Fahnen und die Wappen des Landes hübsch drapiert. Die Arbeiter, die noch die letzte Hand angelegt, packten soeben ihr Handwerkszeug zusammen, und Laudin griff nach seinem Hut. In wenigen Stunden sollte hier das Leben und Treiben beginnen, bis dahin aber herrschte noch Schweigen und Stille.

Im Begriff den Saal zu verlassen sah Laudin noch einmal nach dem russischen Teezelt, in dem der Samowar funkelte, kleine chinesische Täßchen sowie eine Menge aufgeschlagener Zigarettenkartons umherstanden, welch letztere Frau von Bogdanoff „für Liebhaber“ gespendet.

„Wie schön sie sich darin ausnehmen wird,“ dachte der Maler unwillkürlich einen Augenblick in Schwärmerei versinkend, „die russischen Farben im Hintergrund, das kleidsame Kostüm — die Schönheit der Frau ist doch etwas Allgewaltiges, Allbesiegendes!“

Er rief rasch noch einen Arbeiter herbei und ließ den Vorhang, der die kleine Bude nach der Seite hin abgrenzte, tiefer ziehen. „Das gibt mehr Folie,“ dachte er, in seinem künstlerischen Genuß schwelgend. „Eine Zigarette und eine Tasse Tee werde ich mir übrigens auch gewähren, obgleich, wenn Prinzeß den Anfang gemacht hat, das Gedränge hier wohl sehr groß werden wird. Noch drei Stunden! — inzwischen kann ich mit Muße einen Spaziergang machen.“

Im Schloß hatte der heutige Tag nicht ohne alle Stö-

rungen begonnen. Nachdem Prinzeß gestern abend auf wiederholte Anfragen nach der Rückkehr des Gemahls den Bescheid erhalten, Se. Hoheit sei im Schloß beim Großherzog, gab sie endlich die Hoffnung auf, ihn noch zu sprechen, — denn August Theodor liebte es zuweilen seinen Neffen da zu behalten, um ihm irgend ein sonst unbeachtetes Himmelswunder durch seine Fernrohre und Teleskope zu zeigen, — verschob also ihre Mitteilungen auf den nächsten Vormittag. Es war vielleicht auch besser so, Prinz Dagobert war dann nicht mehr im stande, ihrem Willen entgegen zu treten, wie er es sonst vielleicht, trotz aller Beschämung, versucht haben würde. Aber als sie kaum aufgestanden war, rief sie das Rollen von Wagenrädern an das Fenster, sie sah den Prinzen in vollster Galauniform mit seinem Adjutanten einsteigen und beide zum Schloßhof hinausfahren. Bald darauf brachte ein Lakai ein Telegramm, unter das der Prinz mit flüchtiger Schrift nur wenige Worte hinzugesetzt hatte.

Durch diese Depesche wurde dem Großherzog angezeigt, daß der Erbprinz von B., der Sohn seines liebsten Verwandten und Verbündeten, auf wenige Stunden sein Land passieren und sich sehr freuen würde, jemand aus den Reihen der hohen Familie begrüßen zu können.

„Du wirst also morgen nach A. zum Rendezvous reisen, Dagobert, nicht wahr?“ hatte der Großherzog gesagt und seinen Neffen sofort dazu bereit gefunden. An den geplanten Bazar hatte keiner gedacht, und als es dem Prinzen einfiel, hatte er nur ein paar Worte deshalb an Rommingen gerichtet:

„Ich bedauere sehr, Ihre schöne Braut nicht bewundern zu können, aber Herrendienst geht vor Minnedienst.“

Detlev hatte heroisch einen Seufzer unterdrückt, als er erwiderte:

„Ich kenne meine Pflicht sehr wohl, Hoheit."

„Und halten sich an sie, auch wenn sie das Gegenteil von Vergnügen ist! Ich weiß es wohl, fürchte aber wirklich, wir kommen erst so spät zurück, daß der ganze Zauber zu Ende sein wird. Nun, Sie werden ja nachher noch reich entschädigt. Was ist entzückender als so ein Tete-a-Tete in der Brautzeit."

„Sie sind fort!" dachte Prinzeß, nichts weniger als erfreut, „das trifft sich sehr ungünstig! Soll ich meinen Plan aufgeben? Eigentlich hätte ich doch lieber erst mit Dagobert gesprochen. — Und dann scheint mir Rommingens Gegenwart unerläßlich! — Sie halten mich am Ende für feig — meiner Sache nicht sicher! — —"

Prinzeß entblätterte erbarmungslos eine Blume, die sie aus der Schale genommen. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie sich an den Großherzog wenden solle, seine Autorität gab ihr die Macht zu allem. Aber dann dachte sie an dessen eigentümlich durchsichtig-schimmernde Augen und an die sanfte Stimme, die ihr schon so oft abwehrend geantwortet. „Liebe Sibylle, ich bin nur ein Mann, ich verstehe mich nicht auf Frauenangelegenheiten — aber es scheint mir, Duldung und Nachsicht seien die besten Zierden eures Charakters." Vielleicht stellte er sich sogar auf seiten der Fürstin — wer weiß, was Dagobert alles von ihr gesagt! Nein! Dem durfte sie sich nicht aussetzen. Stand sie nun einmal allein, so mußte sie auch allein zu handeln verstehen! Und Prinzessin, die inzwischen die Blume vollständig entblättert hatte, warf den trostlosen Stiel zu Boden und setzte energisch ihren Fuß darauf.

In der Villa Bogdanoff saß Ferra und hielt auch ein kleines Bouquet Blumen in der Hand, auf das sie liebevoll herabsah. Detlev hatte sie geschickt.

„Mein Lieb!“ schrieb er dazu, „die Pflicht zwingt mich, dir heute fern zu bleiben. Es ist mir ein schweres Opfer, aber das Herz darf dabei keine Stimme haben. Trage diese Blumen, berühre sie zuweilen und denke dann an mich. Auch ich werde an dich denken. Es ist wunderlich, wie mich dieser kleine Zwischenfall niederdrückt. Ist es ein Zeichen deiner stets wachsenden Macht über mein Sein und Leben? Ja, das muß es sein, Ferra, und es könnte mich ängstigen, wenn es mich nicht zugleich selig machte. Lieber den Tod, als ein Leben ohne dich!“ — —

Immer und immer wieder las sie die wenigen Worte. Wie heiß es ihr daraus entgegenwehte! War sie nicht töricht, immer wieder an der Macht seiner Liebe zu zweifeln, sich mit tausend Ängsten und Vorstellungen zu quälen? Wenn er sie so liebte, mußte dann nicht alles, was wirklich aus der Vergangenheit nebelhaft in die Gegenwart hineinragte, vor dieser Liebe wie Schatten entschwinden? Warum zögerte sie, ihm offen alles zu erzählen, warum ließ sie sich eher von Leroy in Schrecken halten, als demjenigen sich anzuvertrauen, der sie liebte — liebte! — Sie machte sich bittere Vorwürfe, nicht schon eher gesprochen zu haben, sie drückte Brief und Blumen an die Lippen. O, wenn er jetzt hier wäre! An seinem Halse wollte sie all die Qual der letzten Wochen ausweinen, er würde lächeln und sie schelten. — Ja gewiß, so wurde es; das Leben lag wieder sonnig, heiter vor ihr, wie sie es zu sehen liebte, alle Schatten waren fort! —

Ein Glückstaumel ergriff sie bei dem Gedanken, nichts

Fremdes, Erdrückendes mehr zwischen Detlev und ihr! Sie stützte die Wange in die Hand, und mit glühenden Wangen und glänzenden Augen, vom Übermut gefaßt, zwitscherte sie ganz leise, wie die Stimme eines erwachenden Vögelchens vor sich hin:

Voyez le beau garçon,
C'est l'amant d'Amande!

Wie sie beide lachen würden über diese vergessene Reminiscenz aus ihrer Jugendzeit! Sie war wieder leichtherzig und glücklich, und keine warnende Stimme flüsterte ihr zu — zu spät — vielleicht zu spät! — —

Frau von Bogdanoff freute sich im stillen über Ferra, als sie sie in der kleidsamen russischen Tracht in ihrem kleinen Zelt stehen sah, als einzigen Schmuck Detlevs Bukett vor der Brust. Aber die schimmernden Augen glänzten, die freudige Erregung bei dem Gedanken an die baldige Rückkehr ihres Bräutigams gaben ihrem Teint brillantere Farben, und Maria Paulowna dachte wie schon so oft:

„Wahrhaftig, sie ist wunderschön!“ —

Ein Gewoge von Menschen erfüllte den großen Saal, man schob und drängte sich, scherzte, lachte, bot und kaufte hier, machte Komplimente, sämtliche Bewohner D.s, die sich nur irgend etwas darauf zu gute tun konnten, jemand der Feilbietenden zu kennen, oder solche, die mit einem gewichtigen Handschlag auf ihre Börsen ausdrückten: „Wir haben es ja dazu“ — hätten heute um keinen Preis gefehlt.

Es war gewissermaßen ein Herabsteigen der bevorzugtesten Klasse der Gesellschaft, ein Vermischen mit denjenigen, die das ganze Jahr hindurch Muße und Gelegenheit hatten, mit neidischen oder bewundernden Blicken zu dieser

hinaufzusehen. Wer ließ sich die günstige Gelegenheit wohl entgehen? Und es geschah noch dazu zum Besten der Armen und Hungernden, ein Grund mehr sich einzufinden.

Ferras Zelt war am meisten umdrängt. Jeder, der ihr eine Eloge zu sagen hatte, Rommingens Kameraden, alles



preßte sich auf den kleinen Raum vor ihrem Tisch zusammen, rücksichtslos einer den andern zur Seite schiebend. Sie lachte mit funkelnden Augen und blitzenden Zähnen; die drückende Hitze im Saal, das Schwatzen und Lärmen, überhaupt das ganze laute Durcheinander ringsum regte sie an und er-

heiterte sie, ohne ihr auf die Nerven zu fallen. Sie reichte den Herren die erbetenen Zigaretten, zu denen sie selbst das Zündhölzchen hielt, und bot den Damen die winzigen Tassen Tee, ohne zu ermüden oder zu dem Gedanken zu gelangen, daß es eigentlich passender für die Fürstin Arbanoff sei, eine Summe zu zeichnen und sich selbst zurückzuhalten.

Eustach von Deuren empfand es dafür desto mehr; er hielt sich im Hintergrund und konnte sich eines leichten Gefühls der Beruhigung nicht erwehren, daß Detlev abwesend sei. In nicht besonders auffallender Nähe standen auch Leroy und Robbe um Ferras Zelt, doch letztere war so in Anspruch genommen, daß sie nicht einmal die Gegenwart ihres Todfeindes bemerkte.

Langsam, ehrerbietig von der sie umdrängenden Menge gegrüßt, kam Prinzeß Sibylle jetzt auf dem schmalen Weg, den man für sie offen gehalten und der hinter ihr gleich wieder verschwand, in die Nähe von Ferras Verkaufsstand. Neben ihr ging Fräulein von Robbe. Prinzeß war wie immer sehr einfach gekleidet; heute lag ein verbissener Zug in ihrem Gesicht, der sie noch weniger sympathisch als sonst erscheinen ließ. Als sie an Ferras Zelt vorüberschritt, die sich soeben bereit machte, der hohen Frau eine Tasse Tee zu reichen, wurde ihr Gesicht noch bleicher, und aus ihren Augen blitzte hochmütige Entrüstung.

Leroy, der mit Robbe aufmerksam beobachtend, nicht weit davon stand, klemmte sein Monokel ebenfalls ins Auge, sah diesen Blick und freute sich in der Seele.

„Nun wird es amüsant,“ sagte er, „wie furchtbar sich solche anscheinend leidenschaftslose Naturen wie Prinzeß doch erregen können.“

Zunächst jedoch erlitt er eine Enttäuschung. Prinzeß blieb ruhig und gelassen, machte keine Szene, sondern wandte sich nur im angelegentlichen Gespräch an die Hofdame und grüßte dann nach der andern Seite sehr freundlich die junge Gräfin Schönborn unter ihren Rosen.

Leroy empfand den Stich, den der Bogenschütze empfindet, welcher beim Schützenfest das goldene Herz der Zielscheibe verfehlt und seinen Pfeil den Staub aufwirbeln sieht. Er biß sich auf die Lippen und sagte nichts mehr. Er sah sich betrogen.

Am Ende des Saales machte Prinzeß kehrt und kam auf diese Weise noch einmal an Ferras Zelt vorüber. Man wußte bei Hofe allgemein, daß es beabsichtigt gewesen, dort dann einen Augenblick stehen zu bleiben und an einer Tasse Tee zu nippen; man wußte ebenso, daß Frau von Bogdanoff ein kostbares Blumenbukett zu ihrer Cousine hatte bringen lassen, welches bei dieser Gelegenheit Prinzeß überreicht werden sollte, nun staunte und fragte man im halblauten Flüsterton, weshalb Hoheit so auffällig vermied, sogar ihre Blicke auf das hübsch drapierte, durch seine Insassin doppelt reizende Zelt zu lenken. Da der Prinz nicht erschienen war, so konzentrierte sich ohnehin alles Interesse der Anwesenden auf Prinzeß Sibylle.

Auch Frau von Bogdanoffs scharfe Augen hatten dies fast absichtlich erscheinende Ignorieren ihrer Cousine wohl bemerkt, rücksichtslos, wie sie immer war, drängte sie sich jetzt hastig an Prinzeß' Seite.

„Darf ich Hoheit an Ihr Versprechen erinnern, eine Tasse Tee bei uns zu nehmen,“ sagte sie mit ihrer lauten, schrillen Stimme, und der Perlbehang ihres schwarzen Kleides läutete fast kriegerisch bei den hastigen Bewegungen, die ihn ins Schwanken brachten.

Prinzeß war sehr blaß geworden; ihre Mundwinkel zogen sich etwas herab, als empfände sie Ekel; die Hand faßte den Griff des Sonnenschirms fester. Sie standen so dicht an der russischen Teeschenke, daß sie nur der schmale Verkaufstisch



von Ferra trennte, diese also jedes Wort hören mußte, was dort gesprochen wurde. Die übrigen Anwesenden hatten sich etwas zurückgezogen, nur Fräulein Nobbe drängte sich dichter an ihre hohe Herrin. Etwas wie eine drückende Schwüle lagerte plötzlich über dem kleinen Kreis, ein minutenlanges Stocken des Atems, dann sagte Prinzeß ruhig, automatenhaft, als sei sie nur so im stande, ihre wahren Gefühle zu zügeln:

„Ich danke Ihnen, Frau von Bogdanoff! Eine solche

Auszeichnung kann ich nur einer Dame angedeihen lassen, die in meinen Augen tadellos dasteht."

Und dabei sah sie ins Leere hinaus.

Die kleine Russin zuckte zusammen, dann richtete sich ihre Gestalt so hoch auf, als sei sie plötzlich gewachsen, eine un-unbeschreibliche Würde umgab sie.

„Hoheit, solche Anschuldigung bedarf einer Erklärung!"

Prinzeß Sibylle lächelte: „Ich weiß," sagte sie noch immer in derselben automatenhaften Starrheit: „Ausländerinnen denken so viel freier als wir! Ihnen mag es gleichgültig sein, woher die Schönheit stammt, die nur getragen durch ihr Äußeres die Stufen zu Ansehen und Reichtum emporklimmt. Sie mögen nicht danach fragen, ob sie den Eintritt mit ihrer Ehre und ihrem guten Ruf bezahlt hat. Aber ich frage danach, und ich sage Ihnen, es ist eine Infamie, Tatsachen zu verheimlichen, die zu hören derjenige ein Anrecht hat, der gezwungen ist, Fremde um sich zu dulden."

Frau von Bogdanoff erblaßte.

„Ich verstehe noch immer nicht, Hoheit!" Aber ihre kleinen Augen funkelten wie die einer gereizten Tigerkatze.

„Wenn auch Sie getäuscht sind," sagte Prinzeß mit Anstrengung noch immer ihre Ruhe festhaltend, „so fragen Sie jene da —" eine verächtliche Kopfbewegung zur Seite, die Ferra galt, „wo ihre Wiege stand, wenn sie überhaupt eine gehabt hat! Und vergessen Sie nicht sich Aufklärung über die Zeit geben zu lassen, in der sie, zwischen ihrem Austritt aus dem Sacré Coeur und ihrer Heirat, allein im Hotel Arbanoff in Paris gelebt hat."

Mit starren, weit aufgerissenen Augen war Ferra jedem Wort gefolgt. Sie hatte das Gefühl, als drücke ihr eine

starke Hand unbarmherzig die Kehle zu, als versage ihr die Kraft sich zu bewegen, zu rufen, zu denken! Wie Keulenschläge fielen all diese Anschuldigungen auf sie herab, jedes Wort zermalmte sie. Mit Entsetzen sah sie die tiefe Kluft, die das Gesagte zwischen ihr und jedem Menschen aufriß, sah das gelbe Gesicht Maria Paulownas — — — alles begann sich im Wirbel um sie zu drehen — mit einem Aufschrei entglitt die Tasse ihren Händen und lag in Scherben am Boden, sie selber sank halb bewußtlos auf den rotgepolsterten Sitz im Hintergrund.

Prinzeß drehte sich bei dem Geräusch um; alles, was an Haß gegen Jugend und Schönheit in ihr wohnte, lag in dem einen Blick, den sie auf die bebende Gestalt richtete.

„Abenteuerin!" sagte sie verächtlich. Und zu Frau von Bogdanoff gewendet setzte sie mit beißendem Hohn hinzu: „Ich bin einmal keine Freundin von Hautgout. Die Luft, die mich umgibt, soll rein sein und bleiben."

Sie wandte sich zum Weitergehen; die kleine Russin blieb an ihrer Seite.

„Woher haben Hoheit Kenntnis von all diesem bekommen?" fragte sie scheinbar ruhig.

„Das ist mein Geheimnis! Ich verlange nicht einmal, daß Sie mir ohne weiteres glauben! Fragen Sie Ihre — schöne Cousine, und wenn Ihnen das nicht genügen sollte, fragen Sie — den Fürsten Achille Arbanoff."

„Der also nach Hoheits Meinung — —"

„Still!" befahl Prinzeß gebieterisch, „ich will kein Wort mehr hören. Kann man die Nähe des — Schmutzes auch nicht vermeiden, muß man sich doch möglichst hüten, ihn zu streifen. Ich verweigere Ihnen jede weitere Aufklärung."

„O, Hoheit, und doch bezweifle ich, daß es in dieser Angelegenheit unser letztes Wort sein wird," rief Maria Paulowna zornig. „Gegen Verleumdungen schützt nur Feuer und Schwefel!" Sie hatte in diesem Augenblick die despektierliche Anwandlung, sich auf Prinzeß zu stürzen. Diese große knochige Frauengestalt schien ihr ebenso armselig und häßlich, wie die Tugend, die sie vertrat. Aber sie drehte sich nur kurz um und ging nach dem Zelt zurück, in dem sie Ferra verlassen.

„Die Bombe ist also geplatzt!" sagte Erdmann von Nobbe flüsternd zu seiner Schwester. „Schade, daß ich so weit stand! Mir entgingen die Worte. Prinzeß sah ja ordentlich satanisch aus. Und hast du gesehen, wie es Luft um das Zelt der schönen Fürstin wurde? Alles wie weggefegt!"

„Amanda, mein Flakon!" Prinzeß stützte sich schwer auf den Arm ihrer Vertrauten. „Ich glaube, ich werde außerstande sein, noch lange hier zu bleiben."

„Ich flehe Hoheit an, keine Schwäche!" flüsterte die Hofdame aufgeregt zurück, „wer richtet, muß stark bleiben."

Prinzeß richtete sich wieder auf. „Sie haben recht, ich danke Ihnen! Kommen Sie an jenes Zelt, — ich möchte den betenden Engel kaufen —"

„Die Frauen lieben doch einmal Szenen, und uns Männern ist nichts so verhaßt wie gerade das!" sagte Leroy achselzuckend zu Nobbe tretend.

„Ich an Prinzeß Stelle hätte vorgezogen, die Sache im geheimen abzumachen, sehen Sie nur — man weiß nicht direkt, was vorgefallen ist, aber daß es irgend was gegeben, empfindet hier jedes Kind. Überall begegnen Sie fragenden Worten, erregten Mienen. Es ist ein Flüstern und Raunen — alle Welt fragt: was gibt's!"

Er hatte die letzten Worte etwas lauter gesprochen, einer der eben an ihnen vorüberging hatte sie gehört.

„Die Fürstin Arbanoff ist unwohl geworden!“ sagte er bereitwillig.

Leroy und Robbe sahen sich gleichgiltig an und lachten.

„Das glaube ich gern, bei der Temperatur,“ sagte letzterer. „Übrigens ist es eine gottvolle Geschichte! Was nur Prinz Dagobert für Augen machen wird!“

Unter den Palmen, vor den einzelnen Zelten, überall standen Gruppen und debattierten lebhaft, erregt, in jenem halblauten Flüstertone, der noch mehr zu verschweigen scheint, als er sagt.

„Ein Eklat! — ein Skandal!“ zischelte man sich in die Ohren. Keiner wußte, wer es zuerst aufgebracht! Mit einemmal schien es aber, als ob jeder etwas wüßte, etwas anzudeuten, zu belächeln hätte, mit jenem nichtswürdigen Lächeln, womit die feine Gesellschaft allemal eine voraussichtlich faule Geschichte aufzunehmen pflegt. „Eine Abenteuerin — eine Demimonde,“ flüsterten sie mit Fächerschlagen und aus den Zigarren blaue Ringe blasend, um dadurch anzudeuten, daß es immer so ist.

Man begann Rommingen zu bedauern, der sich so leicht hatte fangen lassen.

„Wie er sich wohl aus der Affaire ziehen wird?“ Man bespöttelte die Leichtgläubigkeit des Prinzen, nannte Frau von Bogdanoff mit den liebenswürdigsten Namen und amüsierte sich großartig dabei. Die ganze gute Gesellschaft war in einer prächtigen Aufregung, die man nicht um alles in der Welt hergegeben hätte.

Nachdem Ferra halb besinnungslos auf ihren Sitz ge-

sinken, war das letzte, was sie sah, wie Maria Paulowna neben Prinzeß herschreitend an ihrem Zelt vorüberging, ohne sich nur mit einem Blick um sie zu kümmern. Also auch hier war sie gerichtet! Ungehört verdammt! Sie wußte ja, daß die kleine Russin sich stets etwas auf ihre Herzenskälte zu gute tat, daß sie ihr immer eingeschärft hatte, als erste Regel gelten zu lassen: kompromittiere dich nicht! — Nun hatte man sie kompromittiert, sie war also für ihre Cousine gestorben. Die Tränen stürzten ihr in die Augen. Sie sah wohl die Leere um ihr Zelt, das heißt sie empfand sie eigentlich mehr. Hinaus! Nur hinaus! war das einzige klare Bewußtsein, das sie hatte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß dieser Schlag von Leroy kam, sie glaubte seine stahlharten, grauen Augen zwischen all den Menschen hindurch höhnisch auf sich gerichtet zu sehen, um sich an den Qualen seines Opfers zu weiden. Mit zitternden Händen stützte sie sich auf den schmalen Tisch, fort! fort! Niemand mehr sehen — auch Detlev nicht! — Ein Schauer schüttelte sie wie im Fieber. Daran durfte sie noch nicht denken — hier nicht!

In dem Augenblick, als sie die Portiere zu gewinnen suchte, wurde diese hastig von außen zurückgeschlagen, Deuren stand auf der Schwelle.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Fürstin? Ich sehe, Ihnen ist nicht wohl!"

Mit scheuem Aufblick, wie ein gehetztes Wild, das nicht mehr weiß, wo es trauen darf, sah sie zu ihm empor. Wußte er? — war es Mitleid, was ihn zu ihr führte, oder Unkenntnis — —

Aber ein Schwindel, der sie befiel, machte ihrem Zögern ein Ende.

„Ich danke Ihnen sehr, — führen Sie mich zum Wagen.“

Als sie in die Kissen fiel, blaß wie eine Tote und noch immer zitternd, mit den furchtbar entstellten Zügen, sprang er schnell entschlossen zu ihr hinein.

„Detlev würde es mir nie verzeihen, wenn ich Sie in diesem Zustand allein ließe,“ sagte er mit der Miene eines besorgten Bruders und setzte sich an ihre Seite.

Bei dem Namen zuckte sie zusammen, öffnete den Mund, schlug dann, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben, die Hände vor das Gesicht und brach in bitterliches Weinen aus.

Er ließ sie eine Weile gewähren, dann zog er langsam die feuchten Finger herab.

„Man hat Sie gekränkt,“ sagte er in beruhigendem Ton, als spräche er mit einem Kinde. „Wollen Sie mir nicht sagen, was geschehen ist?“

Sein hübsches, offenes Gesicht sah so ernst und vertrauenerweckend aus, seine ganze Haltung war so ehrerbietig und herzlich, aber sie schüttelte leidenschaftlich abwehrend den Kopf.

Er drängte sie nun nicht weiter. Vor der Villa hob er sie aus dem Wagen und führte sie in den kleinen blauen Salon. Die Dienerschaft hatte sich die Abwesenheit ihrer Herrinnen zu nutze gemacht, wenigstens ließ sich niemand blicken. Hier blieb Ferra stehen; mit einer Gebärde verzweifelten Schmerzes hob sie beide Arme in die Höhe.

„Es ist alles — alles zu Ende!“ schluchzte sie.

„Warum? Detlev wird für Sie eintreten, seien Sie ruhig, Fürstin — er ist ein Mann!“

„Aber es ist ja wahr! — wahr!“ schrie sie und riß mit

beiden Händen in den gelösten goldenen Haaren, daß sie ihr wirr um Stirn und Schläfe hingen.

„O, verlassen Sie sich darauf, er hat nicht zuviel gesagt! In der Rue Rochefort geboren — im Palais Arbanoff so lange schutzlos gewesen, bis mir der alte Fürst seine Hand reichte — es ist alles wahr — alles! Aber was kann ich dafür?"

Sie sah ihn mit angstvoll flehenden Blicken an. Eustach erblaßte sichtlich.

„Fürstin," sagte er vorwurfsvoll, „warum haben Sie davon gegen Detlev geschwiegen?"

„Weil ich die Vergangenheit vergessen hatte. Wer hat ein Recht nach dem zu fragen, was gewesen ist! Er hat mich kennen und lieben gelernt als Fürstin Arbanoff, wohlan, das bin ich — das bleibe ich — warum begnügt ihr euch nicht damit?"

Er schüttelte den Kopf, die Schlange des Argwohns erwachte auch in seinem kindlich gläubigen Gemüt.

„Ich habe meine Vergangenheit vergessen," fing sie wieder in klagendem Tone an, „weil Konstantin es so von mir verlangte. Er sah nichts Böses in dem was war. Vielleicht weil er großherziger dachte — vielleicht weil ich ihn in meiner Verlassenheit jammerte." — Und sich mit einem leidenschaftlichen Aufschrei in den Sessel werfend, Eustach beide Hände entgegenstreckend, flehte sie:

„Sagen Sie mir ein Wort des Trostes! Sagen Sie, daß Detlev nicht so grausam sein wird, mich zu verlassen."

Der junge Offizier schwieg betreten still. Die schöne Frau in ihrem Schmerz tat ihm ehrlich leid; dennoch, wenn er an Detlev dachte, vermochte er ihr kein Wort der Beruhigung zu sagen. Wie er den Freund zu beurteilen vermochte, so gab

es einen Kampf auf Leben und Tod in dessen Seele, aber wer Sieger bleiben würde — — er wußte es nicht zuversichtlich, ein unabweisbares Gefühl sagte ihm nur, daß die Liebe, so rein und heiß und leidenschaftlich sie auch sein mochte, gegen eherne Vorurteile, wie sie die Brust eines Mannes zu hegen im stande ist, unterliegen konnte. Wie würde er in gleichem Falle handeln? Ebenso wie Detlev, dem Schmutze des Daseins lieber entsagen, als in seinen eigenen Augen zu diesem Schmutz herabsteigen. — Damit war Ferras Urteil gesprochen. Sie ahnte, was in ihm vorging, sie sah es an seinem Zögern.

„Herr von Deuren,“ sagte sie von Schluchzen unterbrochen, „mag Detlev handeln wie er will, ich nehme es demütig auf — als Strafe für mein Schweigen — aber sagen Sie es ihm wenigstens — lassen Sie es nicht gehässigerweise geschehen — ich bin von allen verlassen — nehmen Sie sich meiner an — ich bin nicht schuldig in dem Sinne, wie ich scheinen mag — und ich habe ihn so innig geliebt — aus Liebe zu ihm schwieg ich —“ Tränen erstickten ihre Stimme ganz; sie ahnte selbst nicht einmal, daß sie von ihrer Liebe als von etwas Gewesenem sprach, aber Eustach bemerkte es, und das Mitleid gewann bei ihrem Anblick wieder die Oberhand in seinem jungen Herzen.

„Ich will tun, was in meinen schwachen Kräften steht,“ versicherte er energisch, „Detlev muß sich mit Ihnen aussprechen — vielleicht wird doch noch alles gut.“

Sie schüttelte traurig den Kopf, dann lehnte sie die schmerzende Stirn gegen seine Schulter, unaufgefordert; es war ihr, als sei der junge Offizier das letzte Band, das sie mit der glücklichen Vergangenheit verknüpfte.

„Sie sind sein Freund," sagte sie, als müsse sie diese Bewegung dadurch rechtfertigen, „sagen Sie ihm —" sie sprang wieder auf, als ließe es ihr nirgends Ruhe, „daß das Herz der Fürstin Arbanoff nicht wärmer und besser für ihn schlagen könnte, wäre es auch auf einem Thron geboren, als so, wo sein erster Schlag im Keller der Rue Rochefort erfolgte."

Sie atmete tief und heftig. Ein Strahl der Abendsonne fing sich in ihren unordentlichen, metallisch glänzenden Haaren und ließ sie aufleuchten wie flüssiges Gold, die schimmernden Augen sahen ihm heiß und leidenschaftlich in das Gesicht. Dem jungen Offizier wurde warm — es ist doch ein eigen Ding um starre Prinzipien, der atmenden, verlangenden Lebenskraft gegenüber. Armer Detlev! Wie schwer war es, das rechte zu wählen.

„Gehen Sie," rief Ferra plötzlich und schob ihn zur Tür, „warten Sie auf Detlev, — sprechen Sie mit ihm — und — führen Sie ihn zu mir! Ich will ihn sehen, — auf alle Fälle — von meinen Lippen allein darf er es hören."

„Es wird das beste sein," meinte Eustach, der schnell überlegte, daß Rommingen noch auf keinen Fall zurückgekehrt sein könne, „und jedenfalls am richtigsten, er erfährt die Vorgänge durch mich zuerst. Ich gehe in seine Wohnung und erwarte ihn. Dahin wird er zuerst kommen."

Sie nickte eifrig. Dann, als er gegangen war, setzte sie sich wieder still nieder und begann ihre trostlose, unnütze Beschäftigung — zu weinen — aufs neue. Plötzlich stand Frau von Bogdanoff vor ihr, sie sah im Zwielicht, das bereits herrschte, sehr blaß aus.

„Ferra," sagte sie, und ihre Stimme hatte keine besonders

erregte Färbung dabei, „es war sehr unrecht von dir, daß du nicht offen gegen mich gewesen bist.“

„Wolltest du denn Vertrauen?“ fragte die junge Frau schmerzlich und lehnte den Kopf gegen die Lehne des Sessels.

Maria Paulowna räusperte sich heftig; der Vorwurf traf. Dann trat sie näher und strich mit der Hand über die glühende Stirn.

„Ma petite!“ sagte sie kummervoll, „die Welt ist eine wunderbare Mischung von Indolenz und Grausamkeit. So lange sie tun kann, als sei ihr nichts bekannt, sanktioniert sie alles und ist die beste Gelegenheitsmacherin; sobald sie aber die Augen öffnen muß, reißt sie ihr armes Opfer mit Behagen in tausend Stücke. Diesmal bist du das Opfer. Was können wir dagegen tun?“

„Nichts!“ entgegnete Ferra hoffnungslos.

„Das wollen wir noch nicht so schroff hinstellen; vielleicht fällt mir etwas ein. Wie wird aber Rommingen sich zu diesem Affront stellen?“

Mit einer Gebärde der Qual hob Ferra die Hände auf, Maria Paulowna sah ihr in das Gesicht und wandte sich schweigend ab. Da fühlte sie sich plötzlich umfaßt.

„Wie gut du bist,“ flüsterte die junge Frau dankbar in ihr Ohr.

„Gut? Das weiß ich nicht! — Aber als ich die ganze Herde so ansah, wie sie sich ausnahmslos auf dich stürzte, da mußte ich ihnen eine Faust machen. Wer ist wohl dazwischen, der nicht ganz im stillen seine Sündenlast trägt und sich herzlich wohl dabei befindet. Nur ruchbar darf nichts werden — beileibe nicht! Auch Prinzeß habe ich meine

Meinung nicht völlig vorenthalten können. Und nun, Liebe, — sei vernünftig!“ —

Heiter und angeregt kam Prinz Dagobert mit seinem Adjutanten von dem Ausflug zurück, als gerade der rote Feuerball im Westen versank. Auf der letzten Treppenstufe stehend drehte sich Se. Hoheit um.

„Der Rest des Abends gehört nun Ihrer schönen Braut,“ rief er ihm von dort aus mit freundlichem Handwinken zu. „Es wäre grausam von mir, wollte ich noch länger Beschlag auf Sie legen.“

Detlev von Rommingen grüßte dankbar zu seinem hohen Herrn hinauf; er sehnte sich in der Tat nach Ferras Anblick. Es schien ihm, als habe er sie noch niemals so sehr entbehrt wie heute. Eben im Begriff, den Schloßhof zu verlassen, stürzte ihm ein Lakai atemlos nach.

„Ihre Hoheit Prinzeß Dagobert läßt den Herrn Grafen Rommingen um seinen Besuch bitten.“

Frappiert blickte Detlev unwillkürlich zu den Fenstern hinauf, hinter denen die Damen im Schloß wohnten, ihm war es, als bewege sich eins der gestickten Stores, als hätten soeben zwei funkelnde Augen fest auf ihm gehaftet. Unschlüssig blickte er an sich herab, dann auf den wartenden Lakaien.

„Hat Ihre Hoheit gleich befohlen?“

„Gleich.“

Schnell entschlossen drehte sich Detlev um und ging in das Schloß zurück. Was konnte es sein? Vielleicht ein Auftrag, eine Bestellung — je eher er diese entgegennahm, desto eher wurde er frei.

Als er bei Prinzeß eintrat, fand er sie allein, sogar

Fräulein von Robbe war nicht anwesend. Die Türen zu dem breiten Balkon, der in den Garten hinabsah, standen offen, Frühlingsluft zog kosend hinein und blähte die schweren Gardinen ein wenig. Die breitblätterigen Aloen in den zierlichen Bronzevasen, die ab und zu das feingliedrige Gitter unterbrachen, hatten den letzten Rest des verglimmenden Abendrotes auf ihren starken, stachlichten Blättern. Detlev erinnerte sich genau, daß er das alles sah, so wie den hellen Himmel, an dem ein Stern zu funkeln begann, und die grünenden Kronen der Bäume, in deren jungen Blättern es eben zu rauschen anfing, leise, als sänge ihnen der Wind ein Abendlied.

Prinzeß wandte sich zu ihm und gab ihm die Hand, sie sah erregt aus.

„Graf Rommingen, ich habe Sie bitten lassen — ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ Detlev neigte sich auf die gebotene Hand, er erschrak. So oft Prinzeß ihm etwas zu sagen gehabt hatte, waren es Unannehmlichkeiten für ihn gewesen.

„Sie fürchten das Kommende!“ fuhr Prinzeß mit einer bitteren Aufwallung fort, als sie sein unwillkürliches Zurückzucken bemerkte. „Leider haben Sie recht. Das Schicksal hat mich nun einmal ausersehen, Ihnen wehe tun zu müssen. — Dennoch — es geschieht in der Hoffnung, daß Sie mir später Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, wenn Sie auch der Augenblick vielleicht gegen mich einnimmt.“

Aufmerksam sah Detlev in das erregte Gesicht vor sich. Da war er wieder, jener fremde, wunderlich heiße Zug, den er zum ersten Male in der Theaterloge bemerkt und den er auf die Beleuchtung geschoben hatte. Diesmal konnte das Licht nicht schuld daran sein, es begann stark zu dämmern.

„Ich höre, Hoheit," sagte er mit grüblerischem Nachsinnen beschäftigt. Ihre Hand legte sich auf seinen Arm.

„Sie sind mir wert, Graf Rommingen. So wert, wie einer Frau, die selbst Grundsätze hat, nur der Mann sein kann, dessen Leben nach strengen Prinzipien geregelt ist. Ich kann es nicht ertragen, Sie betrogen — Sie an eine — Unwürdige gefesselt zu sehen."

Er zuckte zurück, als habe man ihm einen Schlag versetzt; seine Lippen preßten sich hart zusammen, die Adern auf seiner Stirn schwollen.

„Hoheit — —"

Sie machte eine hastige, abwehrende Bewegung, ihre Finger schlossen sich fester um seinen Arm.

„Hören Sie mich erst an!" rief sie gebieterisch. „Jawohl, ich spreche von der Fürstin Arbanoff, Ihrer Braut. Aber Sie sind betrogen wie wir — Sie bindet Ihr Wort nicht länger — Sie sind frei Rommingen!"

„Frei?" sagte er mit einem stolzen Zurückwerfen des Kopfes. „Ich will es nicht sein, denn ich liebe Ferra."

Prinzeß lacht grell auf.

„Auch die Abenteuerin? — Deren Nähe schon genügt, um einen Schatten auf Ihr Wappenschild zu werfen? Nein — nein, gewiß nicht! Ich stelle Sie zu hoch, um auch nur einen Augenblick an Ihnen zu zweifeln."

„Hoheit!" Detlev sprach ruhig und entschlossen, „was wäre die Liebe, wenn sie nicht vertrauen könnte! Ihr sonst so gütiges und gerechtes Urteil mag irre geleitet sein, Sie mögen in der absoluten Überzeugung handeln, recht zu tun, ich dagegen — ich bin der natürliche Beschützer meiner Braut und darf nicht so leicht zweifeln."

„Sie glauben mir nicht — ich dachte es wohl!“ murmelte Sibylle, „aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß die Fürstin Arbanoff aus der Rue Rochefort stammt — von ihren Eltern verkauft wurde — an einen jungen Mann — dessen Palais sie so lange bewohnte, bis der alte Fürst, betört von der schönen Sumpfpflanze, sie heiratete. Man braucht wahrlich nicht unmoralisch oder von schlechter Erziehung zu sein, um den Kommentar zu all diesem leicht zu finden.“

„Unmöglich!“ rief Detlev entsetzt.

„Warum verschwieg sie diese Lebensphase uns allen so sorgfältig? Warum sprach sie nicht zu Ihnen, zu Frau von Bogdanoff davon? Ich sehe es ja, auch Sie hatten keine Ahnung von all diesen Dingen.“

„Nein, das hatte ich nicht — und ich glaube es auch nicht! Wer sprach zu Ihnen davon, Hoheit? Bei Gott, er wird mir Rechenschaft geben,“ sagte Detlev schwer atmend.

„Fragen Sie mich nicht danach, ich gab mein Wort, den Namen niemals zu nennen.“

Detlev lachte heiser auf. „Und einer Verleumdung soll ich glauben, die im Dunklen schleicht? Einer Infamie, die sich zu verbergen trachtet, Hoheit? Nimmermehr! — Sie gestatten wohl, daß ich jetzt meine Braut aufsuche.“

Wieder legte sich Prinzeß' Hand mit festem Druck auf seinen Arm, sie kam ihm ganz nahe.

„Armer Freund“, sagte sie mit erstickter Stimme, „ich kenne diese Kämpfe wohl, in denen man sich sträubt, etwas zu glauben, was uns selbst oder eine andre teure Person herabwürdigt — ich kenne sie — aber ich sagen Ihnen zu-

gleich, es hilft nichts — die Erkenntnis kommt doch — unheilvoll — klar — unwiderstehlich! Diese Kämpfe schon sind Zeuge, daß Verstand und Gefühl nicht miteinander im Einklang sind — sie sprechen beredter als Worte . . . Rommingen — sehen Sie nicht so verzweifelt aus — seien Sie ein Mann!"

„Ich sehe nicht verzweifelt aus, Hoheit," sagte er verstockt, „ich bekenne, noch nach keiner Richtung hin überzeugt zu sein." Dabei war aber ein gewisses Etwas in seinem Innern, was dem widersprach, was ihn tödlich beängstigte, dem er um jeden Preis gern entronnen wäre.

„Heute Nachmittag beim Bazar", begann Sybille ganz unvermittelt, „blieb mir keine andere Wahl, als die Fürstin Arbanoff aus den Reihen derjenigen zu entfernen, die in meiner Nähe sein dürfen. Sie nahm es auf, wie sie mußte — zerschmettert — gebrochen, ohne ein Wort der Rechtfertigung. Wir dürfen nicht an der Wahrheit des Gesagten zweifeln. Und Sie, Rommingen — Sie gehören zu denen, die Gerechtigkeit und Ehre höher achten, als das größte Glück der Erde, das Ihnen ohne Reinheit doch nur zum Stachel werden würde! Wir selbst — das ist das einzige, was uns ganz gehört, was wir in unsrer Gewalt haben, was uns kein Zufall, keine Macht, ja selbst der Tod nicht rauben kann."

Mit welchem vibrierenden Ton der festen Überzeugung Sibylle sprach! Es war unmöglich, daß die Worte keinen Widerhall in Detlevs Brust erweckten. Er biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, nur um das Stöhnen zurückzuhalten, das sich über sie drängen wollte. Nacht war es in ihm und um ihn geworden, und wie ein erbarmungs-

loses Steinbild stand Prinzeß dicht vor ihm und sprach immer weiter.

„Alle Schmerzen der Erde lassen sich ertragen, sobald man nur mit fester Hand zugreift, um sie zu überwinden. Auch Sie werden vergessen, Rommingen. Es ist ein trauriger Trost — aber ein sicherer! — Ich war grausam wie ein Arzt, der eine schmerzende Wunde schafft, aber — es ist zu Ihrem Heil, das hat mich kühn und mutig gemacht. Eine Frau wie die, die Sie sich erwählt haben, hätte Ihnen auf die Dauer kein Glück gebracht. Sie verlangen mehr — weil Sie mehr geben —“

Prinzeß schwieg plötzlich still, die Stimme versagte ihr vor Erregung. Schatten der Nacht waren aus allen Winkeln hervorgekrochen und hatten das große Gemach in Dunkel gehüllt, durch die offene Balkontür wehte der Wind einen weißen Falter, der lautlos hin- und herschwebend nach einer Rückkehr zu suchen schien, wie ein verirrter Gedanke. Ein schmaler Streifen Mondlicht brach durch die Fenster und umsäumte die breiten Blätter der Jucca in der Erde mit einem strahlenden Rand. Es war lautlos still. Auf einmal fühlte Detlev seine Hand umklammert.

„Sprechen Sie — ein Wort nur!“ flehte Sibylles Stimme.

Er konnte nicht, die Kehle versagte ihren Dienst.

„O, wenn ich Sie zu trösten vermöchte“ — flüsterte Prinzeß leidenschaftlich.

„Ich nehme Anteil an Ihnen — ich — mein Gott! Soll ich zur Verräterin an mir selber werden — nur, um Ihnen zu zeigen, daß das Schicksal gleich grausam ist?“

„Hoheit!“ rief Rommingen zurückfahrend, und riß seine

Hand aus der ihren. Er konnte nicht mehr mißverstehen, Worte, Ton, das Zucken ihrer Finger sprach zu deutlich.

„Eine Liebe, die im eignen Herzblut erstickt!“ flüsterte Prinzeß und lehnte sich, wie einem Schwächegefühl nachgebend, gegen seine Schulter. „Glauben Sie mir, daß sie ebenso leidvoll auf dem Thron, wie in der Hütte empfunden wird! O, Rommingen — wenn Sie unglücklich sind — ich bin es auch — weit mehr noch. Soll es uns ein Trost sein?“

Ihm entgegen strömte ein leiser Duft von Zedernholz, als sie ihm so nahe gekommen war; wie eine Binde fiel es plötzlich von seinen Augen. Die anonymen Briefe — die Blumen — Prinzeß also war es gewesen, die ihn mit ihrer Liebe verfolgt hatte! Er konnte sich nicht helfen, er mußte auflachen. — O, über diese Komödien und Tragödien im Leben!

Sein Lachen ertönte häßlich in dem großen stillen Zimmer, Prinzeß erbebte.

„Haben Sie keine andre Antwort?“ fragte sie, zwischen Zorn und Tränen kämpfend. Sie war in diesem Augenblick wirklich nur das schwache Weib, das sich willenlos ihrem Herrn und Geliebten beugt.

„Verzeihen, Hoheit,“ sagte Detlev sich sammelnd, „das alles ist so wunderbar, mir schwindelt der Kopf — ich will hinaus — hinaus,“ wiederholte er lauter.

„Und zu ihr?“

„Vielleicht!“

„Das dürfen Sie nicht!“ Ihre bebenden Finger umkrampften wieder seinen Arm. „Sie wird Sie aufs neue in Banden schlagen, und ich will — hören Sie, ich will den

einzigen Mann, den ich bisher geachtet habe, auch in Zukunft nicht anders sehen."

Eine unbeschreibliche Glut loderte in dem ganzen Wesen der Prinzeß, wie sengendes Feuer berührte es ihn. Es ist nicht selten, daß jemand lange kalt scheint und heißt, der nachher durch einen gewaltigen Ausbruch seiner Leidenschaft alles in Erstaunen setzt. So ging es Rommingen. Das Gehörte machte ihn völlig fassungslos, und dazu begann Prinzeß zu schluchzen und zu beben, daß er trotz allem, was ihn drückte, den Arm um sie legte und sie behutsam zum Sofa führte.

„Ich werde Fräulein von Robbe suchen," sagte er, froh, unter diesem Vorwand das Zimmer verlassen zu können.

„Nein, bleiben Sie einen Augenblick — es ist nicht nötig, daß mich jemand außer Ihnen schwach sieht."

Mit gewaltiger Anstrengung unterdrückte sie ihr Schluchzen.

„Vergessen Sie," hauchte sie nach einer Pause kaum verständlich. Er beugte sich über sie, um besser hören zu können, da fühlte er seinen Kopf von zwei zuckenden, glühenden Händen festgehalten, eiskalte Lippen berührten flüchtig seine Stirn.

„Gehen Sie," sagte Sibylle mit einem Anklang ihres gewöhnlichen Tones.

„Vergessen wir diese Stunde — beide."

Er gehorchte sofort, ohne ein Wort des Abschieds sogar, jedes schien ihm hier überflüssig. Prinzeß lauschte auf das Schließen der Tür, ein unendlich bitteres, enttäuschtes Lächeln umzog ihre Lippen. Vielleicht hatte sie nie in ihrem Leben schärfer und schmerzlicher die Reizlosigkeit ihrer Person empfunden. — —

Als Fräulein von Nobbe nach einiger Zeit eintrat, fand sie die Prinzeß noch immer regungslos im Sofa liegen. Vorsichtig beugte sie sich über die vermeintlich Schlafende. Zwei erloschene, von dunklen Rändern umgebene Augen schauten ihr entgegen, das Gesicht war fahl.

„Um Gottes willen, Hoheit, sind Sie krank?" fragte die Hofdame erschrokken.



„Nein, Amanda, mich friert nur." Prinzeß schüttelte sich wie von einem Frost gepeinigt.

„Das kommt vom Zug. Die Balkontür ist noch offen. Welche Unvorsichtigkeit!" meinte Fräulein von Nobbe mit sanftem Vorwurf und schloß eiligst die Tür.

Prinzeß hatte sich aufgerichtet und stand mitten im Zimmer, die Hände gegen die Brust gepreßt. Durch die geschlossene Balkontür fiel der silberschimmernde Himmel, und in diesem Schein stand die schwarze Silhouette der großen Frau, zuerst aufrecht in scharfer Abgrenzung, dann das Gesicht niedergebeugt, in den Händen vergraben, und da

war es, als käme von ihr ein Klagelaut her, leise — ächzend — verhallend.

Fräulein von Robbe kam wieder herein, ängstlich näherte sie sich der Prinzeß, denn das nun Kommende war ihr kein Geheimnis.

„Se. Hoheit Prinz Dagobert!“ berichtete sie halblaut.

Sibylle richtete sich hoch auf.

„Licht!“ befahl sie in ihrer gewöhnlichen Weise, und während die Kerzen aufflammten, sah sie dem Gemahl ruhig und gleichgültig entgegen.

Er mußte sehr verstimmt sein, eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn.

„Ich wünsche dich allein zu sprechen,“ sagte er mit einem bösen Blick auf die Hofdame.

Lautlos verschwand diese und atmete im Nebenzimmer beruhigt auf; nur das Gemurmel der Stimmen klang dort an ihr Ohr, verstehen konnte sie nichts.

Prinzeß Sibylle stützte die Hand auf den Tisch und erwartete so stehend die weitere Anrede ihres Gatten; er lief zornig im Zimmer umher.

„Du hast es für gut befunden, in meiner Abwesenheit einen Affront, einen Skandal zu provozieren,“ sagte er, seinen langen Schnurrbart zerrend, „warum das? War es nötig? Mir schien viel dringender geboten, zuerst zu prüfen.“

„Einen Affront! Einen Skandal?“ wiederholte sie gedehnt, „du irrst, Dagobert; ich machte nur von meinem Rechte Gebrauch, Personen und Dinge, die nicht in meine Nähe gehören, gebührend zurückzuweisen.“

„Und wer sagt dir denn, daß alles, was man dir mitgeteilt hat, auch wahr ist? Du hast prüfungs- und urteils-

los verdammt, weil es dir gleichzeitig so gefiel. Wer war übrigens dieser so famos unterrichtete Freund?" Er blieb vor ihr stehen und sah sie durchdringend an. Sie zuckte die Achseln.

„Ich werde ihn nicht nennen! Übrigens — wenn du es nicht glaubst, was fragst du mich? Gehe hin zu ihr und fordere eine Erklärung, — nur hüte dich, daß sie dich dabei nicht wieder mit ihren Nixenaugen betört. Sie scheint große Gewandtheit darin zu haben, diese — Fürstin von der Straße!" Hohn und unverlöschlicher Haß klang aus den letzten Worten. Dem Prinzen stieg die Röte der Wut in das Gesicht.

„Du beneidest sie! — Du fürchtest sie! Das ist der wahre Grund deiner Handlungen," begann er, jetzt ebenfalls im Ton kalten Sarkasmus'. „Aber willst du nicht gleichzeitig auch bedenken, daß du uns — den ganzen Hof — bloßgestellt hast? Weißt du nicht, daß die Zeitungen über diese Sache herfallen und sie auseinander zerren werden, bis man ihre Grundfarbe gar nicht mehr erkennt? Hast du vergessen, daß wir, die wir über die Menge hinausragen durch unsre Stellung, auch die Verpflichtung des noli me tangere haben? Daß wir — —"

„Und das sagst du mir?" fragte sie mit lächelnder Betonung, bei der ihn jedes Wort wie ein Keulenschlag traf. „Hast du dir das jemals zur Richtschnur genommen?"

„Bei uns Männern ist es doch etwas anderes," fing er nach einer kleinen Pause wieder an, während welcher er sich die Bartenden gedreht hatte, als trüge das zu seiner Beruhigung bei. „Ich habe mir außerdem in Bezug auf die Fürstin nicht das geringste vorzuwerfen."

Ein außerordentlich geringschätzendes Lächeln kräuselte Sibylles Mund.

„Belüge dich nicht selbst," sagte sie in einem dem ähnlichen Ton. „Dein Verdienst ist es wirklich nicht, sie zog eben einen andern vor."

„Du hast auch Rommingen durch dein Vorgehen den Hals gebrochen, er ist kein Mann, der unter diesen Verhältnissen am Hof bleibt."

„Er? Was hat er damit zu tun — wenn nur sie D. verläßt."

„Du glaubst, er wird sie deshalb aufgeben?"

„Ja! — Ich bin dessen sogar sicher."

Prinz Dagobert sah in das jetzt wieder so fahl gewordene Gesicht seiner Gattin, die ein kostbares Schildkrot-Falzbein vom Tisch aufgenommen hatte und zwischen den Fingern drehte.

„Daß er ein Narr wäre!" sagte er kurz.

„Ein Narr! — Nun ja, es gibt Gott sei Dank noch Narren der Ehre und der Pflicht!"

„Sibylle!" Prinz Dagobert hob beschwörend die Hände. „Du bist gräßlich! Wie anders würdest du urteilen und handeln, wenn deine starre Tugendhaftigkeit nur einmal geprüft und versucht worden wäre."

Mit heftigen Ruck brach das Falzbein in zwei Stücke, Prinzeß schleuderte sie zu Boden, ihre Augen sprühten, mit einer wilden Bewegung stürzte sie auf ihren Gatten zu.

„Schweig, Dagobert!" rief sie keuchend. Dann, sich besinnend, strich sie mit beiden Händen über das Gesicht. „Laß uns nicht länger streiten," sagte sie, mit gewaltiger Anstrengung sich zur Ruhe zwingend, „wir beide werden nie — niemals

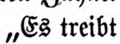
den gleichen Impuls in uns fühlen. Nie! Wir verstehen uns einfach nicht. Was dir natürlich erscheint, empört mich, was ich für notwendig erachte, ist deines Unwillens sicher. Gehen wir jeder den Weg, den uns unsere innerste Natur treibt — jeder auf seine Weise!"



Und wenn sich diese Wege kreuzen, Sibylle?" fragte er feindselig.

„Dann mache jeder mit seinem Gewissen aus, wozu er sich berechtigt glaubt."

„Leicht gesagt!" Prinz Dagobert pfiff durch die zusammengepreßten Zähne.



„Es treibt mich zum Beispiel der Wunsch, der Fürstin Arbanoff ein Wort zu sagen, das zur Brücke werden kann, wenn du eine Übereilung begangen hättest."

Er sah sie erwartungsvoll an. In jeder Miene, jeder Bewegung dokumentierte sich deutlich, wie scheußlich ihm der ganze Vorfall war.

„Wenn du diesem Wunsche nachgäbest," bemerkte Prinzeß kalt, „so würde ich an demselben Tage D. verlassen und zu meinem Vater zurückkehren. Du hättest dann auch noch das Vergnügen, unsere Privatverhältnisse vor die Öffentlichkeit gezogen zu sehen. Dir bleibt die Wahl."

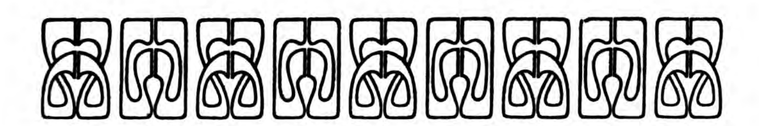
Prinz Dagobert knirschte mit den Zähnen, ohnmächtige Wut im Herzen.

„O, diese verfluchte Sklaverei!" murmelte er und drückte die geballten Fäuste gegen die Stirn. „Wäre ich ein Bürger oder ein Bauer! Welche Wohltat, sein zu dürfen, wie man fühlt!"

Sibylle wandte sich achselzuckend zur Seite.

„Wir sind alle Sklaven!" sagte sie sentenziös und dachte an ihr armes wildes Herz, das auch sie täglich aufs neue zu bekämpfen hatte.

Prinz Dagobert gab keine Antwort, ohne Gruß verließ er das Zimmer. Hätten nicht reiche Portieren die Gemächer getrennt, draußen nicht der Lakai herumlungernd gestanden und irgendwo im Hintergrund Amanda von Robbe gewartet, Hoheit hätte es sich schwerlich versagt, seinem geärgerten Herzen auf drastische Weise, indem er die Tür ins Schloß geschmettert hätte, Luft zu machen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Zorn schweigend hinunter zu würgen. -- Es wurde ihm sehr schwer.



XIX.

Als Detlev von Rommingen das Palais verlassen und in die kühle Nachtluft hinaustrat, atmete er so tief auf, als wolle er einen Alp von sich abwehren. Es half ihm nichts! Der schreckliche Druck auf Hirn und Herz war einmal da, blieb und ließ ihn zu keinem ruhigen Nachdenken kommen. Wie schadenfrohe, kichernde Kobolde drängten sie sich herbei, all die tausend Erinnerungen, in denen Ferras Benehmen ihn gewundert, selbst stutzig gemacht hatte, wo er sich fragen mußte, ob es möglich sei, daß eine Dame so handeln könne! — Er spürte wieder jenes häßliche Empfinden, das ihn zuweilen befallen, wenn er sich vorstellte, er könne je etwas Ähnliches bei seiner Gattin zu rügen haben, und — wunderbarerweise — zweifelte er eigentlich keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was ihm Prinzeß Sibylle erzählt.

Liebte er Ferra also nicht in dem Maße, wie er es bis jetzt geglaubt? — Er seufzte bei dem Gedanken. Ihm fiel wider seinen Willen eine These ein, deren Wahrheit er damals mit aller ihm zu Gebote stehenden Überzeugung be-

stritten hatte: Freundschaft muß auf Achtung gegründet sein, Liebe nicht. Achtung kann sie nicht erzeugen, deren Mangel nicht töten! – Er glaubte seiner sicher zu sein, wenn er behauptete, für ihn gebe es nur eine Liebe ohne Achtung. — Und nun? In ihrem ganzen Liebreiz und Schönheitszauber stand Ferras Bild vor ihm. Sein Herz begann zu klopfen, seine Pulse zu schlagen! — Mußte er sie lassen? Vermochte er es? Die kaltblütige Regung, die ihn soeben noch beherrscht, war verflogen, er stand mitten im Strudel der Leidenschaft, die ihn umbrauste.

Rechts zweigte sich die Straße ab, die in den Prinzenweg zur Villa Bogdanoff führte. Hin zu ihr! war der brennende Wunsch, den er fühlte, zugleich mit dem Bewußtsein, daß es damit um sein Urteil geschehen, daß er dann auf ewig gefangen sei.

Nein!

Er krampfte halb unbewußt mit der Hand in den Uniformsrock, als müsse er sich auf diese Weise zurückhalten, er atmete verzweifelt, wie ein Ertrinkender, der die Wasser über sich zusammenschlagen fühlt — dann drehte er sich um und ging seiner Wohnung zu. Langsam — müde — als würde ihm jeder Schritt schwer, die Stirn mit Schweiß bedeckt, auf der Lippe einen purpurnen Blutstropfen. Er wollte überlegen — überlegen mit diesem wüsten Hirn — diesem wehen Herzen! — Das hieße weiter kämpfen zwischen zwei Mächten, von denen jede gleich stark, gleich heilig und berechtigt war. Auf der einen Seite Ehre — Name — Stellung! Auf der andern — seine Liebe! Seine erste und einzige Liebe!

Er stieg die Stufen zu seiner Wohnung empor, zögernd — widerwillig fast. Ehe er noch die Klingel berührte,

wurde die Tür heftig aufgerissen. Deuren stand auf der Schwelle.

„Gott sei Dank, daß du endlich da bist, Detlev!“ sagte er mit einem Ton der Befreiung. „Ich warte schon lange auf dich.“

Der Adjutant gab keine Antwort, mechanisch trat er in das Wohnzimmer und schloß die Portiere hinter sich.

„Laß mich allein — bitte!“ war alles, was er sagte.

Deuren hatte ihn unruhig beobachtet, die Blässe, die ganze verstörte Haltung des Freundes machten ihn bestürzt.

„Detlev,“ — begann er zögernd. — —

Rommingen hatte sich in einen Sessel fallen lassen, ergriff die blaue Quaste, die aus dem geschnitzten Löwenmaul hing, und schlug mit derselben taktmäßig gegen das Polster.

„Ich habe noch zu tun,“ sagte er in derselben tonlosen Art wie vorher.

Eustach trat ganz nahe zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Detlev, ich habe dir etwas zu sagen.“

„Nicht nötig — ich weiß!“

Obgleich der junge Offizier darauf vorbereitet war, vermochte er doch nicht eine Bewegung des Schreckens zu unterdrücken.

„Wer hat dir gesagt — —“

„Gleichviel! Ich weiß alles.“ Die Quaste pendelte unaufhörlich hin und her, es war die einzige Bewegung, die von der starren Männergestalt auszugehen schien.

„Und — und —“

„Frage mich nicht,“ unterbrach ihn Detlev heftig; es war ein Ton der Qual in den wenigen Lauten, der Deuren derartig ans Herz griff, daß er sich zur Seite wandte.

„Doch! ich muß dich fragen — in ihrem Namen,“ sagte er endlich leise und mit einer Stimme, der man das Beben darin anhörte. „Detlev! Um der Barmherzigkeit willen bitte ich dich — sei nicht vorschnell! Urteile nicht — ehe du nicht selbst geprüft hast — — die Welt ist keine gerechte Richterin — —“

Detlev drehte sich langsam zu dem Erregten um und sah ihm mit seinen dunklen Augen bis auf den Grund der Seele, während er langsam fragte: „Glaubst du selbst, womit du mich zu trösten versuchst?“

Eustach schlug beschämt die Augen nieder. Nein, er glaubte es nicht! — Noch mehr — er hatte ja ihr eignes Bekenntnis! Gedrückt, zermartert, mit der Angst um den Freund in Blick und Stimme, begann er nur scheu: „Versprich mir, Detlev, daß du nicht unüberlegt handeln willst — die Zeit verwischt so viel — ich bitte dich! — — O, mein Gott!“ rief er in Verzweiflung mit dem Fuße stampfend. „Was bin ich für ein erbärmlicher Wicht, daß ich dir nicht einmal sagen kann, was mir das Herz abdrückt!“

„Beruhige dich, mein Junge — ich verstehe dich!“ Ja, das war Detlevs alte, liebe Stimme wieder, mit der er so oft den jungen Brausekopf ermahnt hatte. Eustach schämte sich nicht, er fuhr mit der Hand über die Wimpern und biß sich dabei fest auf die frischen, roten Lippen. Rommingens Hand lag noch immer auf seiner Schulter — es war, als wolle er etwas fragen, wozu er nicht den Mut fand.

„Und was soll ich ihr sagen?“ fragte Eustach endlich halblaut.

„Was du willst,“ sagte Detlev endlich nur halb verständlich, „aber — ich kann sie nicht sehen! — Jetzt nicht — nein, jetzt nicht!“ —

„Sie wartet auf dich!"

„Ich kann nicht!" stöhnte er gequält, „begreifst du denn nicht, daß ich schwach werden würde, wenn ich sie sähe! — Die Leidenschaft ist siegreicher und beredter als man glauben will, ehe man sie kennt! Gib mir Ruhe — Einsamkeit, Eustach! Ich muß versuchen, mit mir selbst fertig zu werden. Geh jetzt, mein Junge — es ist spät. Du wirst morgen Dienst haben. Ich schreibe noch mein Abschiedsgesuch an Prinz Dagobert."

„O, Detlev, auch das?"

„Gewiß das, das vor allen Dingen! Glaubst du, ich könnte unter diesen Menschen — in diesen Verhältnissen bleiben? Unmöglich!" —

Der junge Offizier rieb sich wortlos die Hände; er machte keine Einwendung, so sehr es ihn auch bekümmerte.

„Meinst du nicht, daß sich doch noch alles in Ordnung bringen läßt?" fragte er mit tiefem Seufzer.

Detlev schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich habe nur die Wahl zwischen einem Flecken auf meinem Wappenschild, oder —! Es ist besser, der letzte Rommingen stirbt allein und unbeweint."

„Du wirst vergessen lernen, Detlev!"

Der Adjutant lächelte nur schweigend, es war ein eigentümliches Lächeln, das sich Deuren nicht zu deuten wußte.

„Bringe Ferra meinen Gruß, wenn du sie siehst — ich habe sie mehr als alles in der Welt geliebt — außer meiner Ehre, — ich zürne ihr auch nicht — besser wäre es freilich gewesen, sie hätte mir Aufrichtigkeit entgegengebracht, aber auch so beklage ich mich nicht. Man muß nicht zu viel begehren. Leb wohl Eustach!"

Er drängte ihn mit sanfter Gewalt zur Tür, obgleich seine Augen wie gebannt an dem hübschen jungen Gesicht haften blieben, in dem man so deutlich die kämpfenden Gedanken lesen konnte.

„Soll ich dich wirklich allein lassen?“ fragte er unsicher im Zweifel mit sich selbst.

„Ja! Leb wohl, Eustach!“

„Gute Nacht denn — da du es so verlangst!“

„Lebe wohl! Lebe wohl!“ hörte er noch einmal als Antwort. Es klang gedämpft, seltsam verhallend hinter der Portiere hervor. Es berührte den jungen Offizier ganz eigentümlich, dieser ersterbende, melancholische Abschiedsgruß. Zögernd, beunruhigt und gedrückt durchschritt er langsam das Zimmer; im Entree begegnete ihm Friedrich.

„Was ist denn nur geschehen, Herr Leutnant?“ fragte der Alte händeringend. „Wie sah mein junger Herr Graf aus! Zum Erschrecken und Erbarmen zugleich! Sind nicht wieder Frauen schuld daran? O Gott, die verwünschten Geschöpfe!“

„Ich weiß es nicht, Friedrich.“

„Ach, Herr Leutnant,“ flüsterte der Alte vertraulich. „Kommen Sie lieber noch einmal wieder her heute abend. Ich trau' meinem Grafen nicht recht; geradeso sah der hochselige Graf aus, als er sich am Begräbnistage der Gräfin eine Kugel durch den Kopf jagte . . .“

„Um Gotteswillen!“ dachte Eustach erschrocken, sagte aber nichts laut, sondern preßte nur die Zähne unter dem blonden Schnurrbart fest zusammen.

„Aussprechen schadet nie — es erleichtert das Herz!“ schloß Friedrich seine philosophische Betrachtung, und mit einem

hastigen Kopfnicken stürmte Eustach davon. Ein blitzähnlicher Gedanke war ihm durch das Gehirn gefahren. Nun Friedrich der Sorge Ausdruck gab, die ihm selber den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen und die er zu feig gewesen war sich einzugestehen, drängten plötzlich von allen Seiten grausige Vorstellungen auf ihn ein. Er sah Detlev tot! — tot! — Nein, bei Gott, das durfte nicht geschehen — er mußte es mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Einen Augenblick blieb er zögernd auf der Straße stehen, — dann schritt er eiligst vorwärts, hinaus zur Villa Bogdanoff, in der das Licht noch nicht erloschen war. —

Mit tiefem Aufatmen hatte sich Detlev endlich allein gesehen; jedes Wort, jeder Blick, jeder stumme Seufzer seines jungen Freundes hatten ihm weh getan, und doch — es änderte nichts! Deuren konnte in seiner Ehrlichkeit nur bestätigen, was ihm Prinzeß gesagt, er wußte ihm Dank; es gab für ihn nun keinen Zweifel und keine Fragen mehr.

Er setzte sich an den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand, seine Brust hob sich schwer und beklommen. So war es denn unwiderruflich dahin sein Glück — seine Hoffnung — seine Liebe! Mit fester Hand schrieb er sein Abschiedsgesuch an den Prinzen ohne abzusetzen, bis zu seiner Namensunterschrift. Auf diese starrte er lange. Man würde dies Schriftstück finden, wenn er tot und mit ihm das Geschlecht der Rommingen von der Erde verschwunden war. Sollte er auch an Ferra noch ein Abschiedsschreiben hinterlassen? Er zögerte und schwankte. Das Herz trieb — der Verstand hielt ihn zurück. Wozu Wunden noch vertiefen. Und dann, daß sie ihn belogen all die lange Zeit hindurch, hatte doch einen Stachel in seinem Herzen zurückgelassen. Daß sie das

konnte, ließ ihn an ihrem Charakter zweifeln. In der höchsten Liebe sollte doch vor allen Dingen auch höchste Wahrheit sein. Geliebt hatte sie ihn wohl, aber Wahrheit — die war nicht dabei gewesen.

„Wie nun, wenn diese Entdeckung später gekommen wäre, nachdem sie schon sein Weib geworden? Er schauderte. Auch da hätte es nur eine Losung gegeben — freiwillig aus dem Leben scheiden! Sollte er dulden, daß man seine Frau mit Flüstern und Achselzucken betrachtete? Mit jenem undefinierbaren Lächeln der guten Gesellschaft, das schärfer richtet, als Henkershand? Bei dem Gedanken schon stieg es ihm wieder heiß zu Kopf! — Es war ihm, als kämen seine Ahnen in langen Zügen aus den Ecken des Zimmers und schüttelten schmerzlich bewegt ihre Häupter über den entarteten Sproß, der seine Liebe einer Unwürdigen geschenkt hatte. Als käme zuletzt seine Großmutter mit dem vornehmen Gesicht, von glatt gescheiteltem weißem Haar umrahmt und fragte ihn vorwurfsvoll: „Konnte das wirklich meine Nachfolgerin in deinem Herzen sein?"

Laut aufstöhnend barg er das Gesicht in den Händen, dann sah er, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben plötzlich auf. Ihm gegenüber auf dem Schreibtisch stand Ferras Bild in einem prächtigen Rahmen, Laudin hatte es gemalt. Ja, das war der berückende Zauber ihres Gesichts, das halb übermütige, halb herausfordernde Lächeln um den roten Mund, die wunderbare Farbe ihres Haares, die schimmernden Nixenaugen. Mit einer Gebärde der Qual drehte er das Bild um.

„Ich kann sie nicht sehen, wenn ich deiner würdig bleiben will, Großmutter," flüsterte er.

Nun sprang er hastig auf, öffnete seinen Waffenschrank und nahm einen zierlichen kleinen Kasten heraus, den er an den Schreibtisch trug. In schwarzem Samt gebettet lag ein kleiner Revolver darin, der Griff aus Elfenbein mit Silberbeschlag, ein Geschenk des Prinzen. Seine Augen hafteten darauf, er wurde auf einmal ruhig.

Ein kurzer Druck — und alles war vorüber. Wie oft hatte er es schon erlebt, daß ein Kamerad, der den Abend noch fröhlich in ihrem Kreise verbrachte, sich auf diese Weise heimlich aus dem Leben davongeschlichen, oft aus viel geringeren Ursachen. Schulden — ein leichtsinniger Streich hatten genügt, ihn zu diesem Entschluß zu bringen.

Bei ihm aber lag Gegenwart und Zukunft in Trümmern; die Leere seiner weiteren Existenz gähnte ihm öde und trostlos entgegen.

Er nahm die Waffe heraus. Sie war leicht, wie eine Feder in seiner Hand und hatte doch die Macht, ein Leben zu zerstören. Das Lampenlicht beleuchtete hell die Krone und den Namenszug des Prinzen darunter. Nun hob er sie auf. Merkwürdig, wie ruhig er war! In der Natur liegt doch überall der Trieb sich zu erhalten, und der Entschluß zu sterben ist das gerade Gegenteil dieses Triebes, also eine Ausübung der Oberherrschaft des Willens über die Natur, ein Beweis von Mut und Seelenstärke.

Wirr und traumhaft zogen diese Gedanken durch seinen Kopf — er hob den Revolver.

„Detlev! Detlev!“ Es war nicht laut geschrieen, nur mit entsetzter, halb erstickter Stimme geflüstert, zwei gefaltete Hände hoben sich beschwörend zu ihm empor. Neben ihm auf den Knieen lag Ferra!

Mit einem unterdrückten Schrei sprang Rommingen auf. Krachend schlug hinter ihm der Stuhl zu Boden, ein Löwenkopf brach ab und flog weit in das Zimmer hinein, mit starren Augen sah er auf die Kniende. Nein! Es war kein Gaukelspiel der Phantasie! Sie selber leibhaftig und doch so verändert. Kein schimmernder faszinierender Glanz lag mehr in den Augen, wie durch einen Tränenschleier verdunkelt sahen sie zu ihm auf. Blaß das Gesicht und wirr das Haar. Der weiße Spitzenschleier, den sie achtlos um den Kopf geworfen, lag heruntergeglitten nur noch um die Schultern. Ein neuer Liebreiz — eine sanfte, ungewohnte Weiblichkeit umfloß sie ganz.

Er preßte die Hände gegen die Augen.

„Geh! Um Gottes Barmherzigkeit willen geh!" stöhnte er.

Eustach von Deuren, der mit einem Blick gesehen, daß sie gerade zur letzten Sekunde gekommen war, schlüpfte geräuschlos ins Nebenzimmer und begann dort sehr erregt auf und ab zu laufen, da drinnen fand er sich absolut überflüssig. Bange Zweifel bestürmten ihn. Hatte er recht getan? O Gott! Hatte er recht getan?

„Du willst mich verdammen, ohne mich gehört zu haben?" sagte sie eindringlich. „Ist das recht?"

„Willst du mich schwach sehen? Willst du mich aufs neue in den Kampf zwischen Pflicht und Liebe stürzen?" fragte er verzweifelt, „du ahnst es nicht, wie schwer er wird".

Sie schüttelte den Kopf und erhob sich langsam.

„Fürchte nichts!" Ihr Ton klang bitter. „Ich weiß jetzt, daß an die Liebe des Mannes ein andrer Maßstab gelegt werden muß als an die Liebe einer Frau. Glaubst

du, ich hätte danach gefragt, wo dein Ahnenschloß stand? Ich liebte dich — das genügte mir."

„Und doch belogst du mich!"

„Ja, ich tat es — weil ich dir jeden Kampf ersparen wollte. Ich dachte vielleicht zu leichtherzig in diesem Punkte — die Strafe ist hart genug. Aber ich beschwöre dich, Detlev — mache sie nicht noch schärfer! Wie soll ich weiter leben mit dem Gedanken auf dem Gewissen, daß du dich um meinetwillen getötet hast! — Ich ertrüge es nicht! — Hier!" — Ihre Stimme war erregter geworden, Röte und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. Ihre zitternden Finger drehten an dem Verlobungsring, bis sie ihn endlich abgestreift; mit niedergeschlagenen Augen legte sie ihn auf die Platte des Tisches. „Ich habe es immer geahnt, daß du einen Fleck auf meiner Vergangenheit nicht ertragen würdest, hier bin ich unmöglich geworden — ich gehe nach Felicité — morgen schon — du bist frei — das Band zwischen uns zerrissen — aber lebe, Detlev! Lebe weiter — ich beschwöre dich!"

Sie sah ihn so beweglich bittend an, er mußte die Arme ineinander schlagen, um sie nicht an sein Herz zu reißen. Dadurch bekam seine Haltung etwas Ruhiges, obgleich ihm nicht so zu Mute war.

„Weißt du, was du verlangst?" fragte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch. Seine Augen glühten wie schwarze Lava, in all ihrem Kummer sah Ferra doch, wie schön er war.

„Ich weiß es. Aber, Detlev, ist es nicht grausam, mich so hart für etwas büßen zu lassen, was doch nicht meine Schuld ist? Wenn du nun statt meiner in der Rue Rochefort geboren wärst — und — man würfe es dir so bitter


H.F. Jütte Leipzig

vor — —" Ihre Stimme brach, zwei Tränen rollten langsam über ihre Wangen.

Er lachte auf. Mißtönend und häßlich durchklang es das hohe Gemach.

„Warum sprichst du davon? Warum erwähnst du nicht lieber das, was uns trennt? Deine Geburt! — Was frage ich nach deiner Geburt?"

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, ihre Hand fuhr nach dem Herzen.

„O Gott, Detlev!" stammelte sie tonlos.

„Du bist selber schuld daran, wenn ich davon spreche." Seine Hände umklammerten ihre Arme, als wollte er sie zerbrechen, dicht vor sich sah sie das zuckende, totbleiche Mannesgesicht, sein heißer Atem traf sie, während sie den ihren anhielt, alle Kraft, die sie besaß, konzentrierte sich in ihren bang fragenden Augen, in dem Zucken der feinen Nasenflügel.

„Was tatest du im Palais Arbanoff — monatelang — allein bei dem jungen Fürsten? Glaubst du, die Welt ist so groß, daß sich die — Schande einer Frau spurlos darin verliert?"

Nun stieß sie ihn mit einem Aufschrei der Entrüstung zurück. Die sanfte, angstvolle Stimmung war verflogen. Schreck und Zorn sprach aus Blick und Ton.

„Das hast du geglaubt? du Detlev? — Bei den andern hat es mich nicht gewundert — sie kennen mich ja nicht — sie lieben mich nicht — aber du! du!"

Sie stand hart von ihm abgewandt; ein fremder, scharfer Zug lag in ihrem Gesicht. Mit zwingender, unwiderstehlicher Macht kam das Bewußtsein über ihn, er habe ihr unrecht

getan, und damit zugleich ein überströmendes Glücksgefühl! Er sah sie noch einmal an — noch einmal — dann lag er mit einem unartikulierten Aufschrei zu ihren Füßen.

„Ferra!“ rief er, überwältigt von seiner Bewegung, und preßte sein Gesicht in die Falten ihres Kleides. Sie sah stumm auf ihn herab. Deuren steckte bei dem Aufschrei seinen sehr roten Kopf durch die Portiere und sah Detlev zu Ferras Füßen.

„Schwachheit, dein Name ist Mann!“ murmelte er vor sich hin und verschwand wieder, diskret und geräuschlos.

„Kannst du mir verzeihen?“ fragte Detlev währenddessen fast zaghaft und blickte auf.

Der Fürstin Fuß setzte sich wie spielend auf die kleine Waffe, die zu Boden gefallen war.

„Du zogest den Tod einer ehrlichen Frage vor,“ sagte sie vorwurfsvoll. „Warum kamst du nicht zu mir?“

„Weil ich den Einflüsterungen glaubte,“ bekannte er beschämt. „Alle fanden es zweifellos! — Die Natur des Mannes kann einmal nicht ohne Verirrungen bestehen, darum ist er vielleicht manchmal zu vorschnell in seinem Urteil — ungerecht! Aber du tatest auch nichts, die Vermutungen zu zerstören,“ fügte er mutiger hinzu. „Gestehe es doch, die Sache ist so wunderbar — unglaublich — —“

„Daß sie dich beinahe das Leben gekostet hätte,“ sagte sie, sich lächelnd zu ihm herabbeugend, denn die Gewitterwolken begannen sich zu zerstreuen, und Ferra war nicht gewillt sie länger festzuhalten. „Gut! Aber du vergaßest Clarisse, die alte Beschließerin. O, Mademoiselle Clarisse war so furchtbar tugendhaft . . .“

„Und doch hat man dich im Theater gesehen — deinen und des Fürsten Arbanoff Namen zusammen genannt. —“

„Gewiß! Aber wie unzweifelhaft mußte das alles sein — Achilles Vater hatte mich ja danach geheiratet," sagte sie naiv und mit vollster Ehrlichkeit.

„Freilich, Alice dachte wie du — es machte mich damals so unglücklich" — sie seufzte in der Erinnerung. „Der einzige, der nie an mir zweifelte, war Konstantin — er allein muß mich doch wirklich geliebt haben."

„Ferra!" rief er stürmisch.

„Ja!" sagte sie, sich aus seiner Umarmung befreiend, „du verdienst es wahrlich nicht, daß ich dich so lieb habe! Und —" fügte sie traurig hinzu, „es ist besser, wenn wir uns trennen, Detlev. Das Gespenst der Vergangenheit würde dich doch nicht ruhig sein lassen. Das ertrüge ich aber nicht."

„Gibt es kein Mittel, es auf ewig zu bannen, mein Lieb?" fragte er, denn ihre Worte trafen einen wunden Punkt bei ihm.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Achille haßt mich seit meiner Heirat."

„Ahnst du, wer dies boshafte verleumderische Geschwätz hier aufgebracht hat? fragte er plötzlich hastig. „Prinzeß ist völlig überzeugt davon."

„Und wenn ich es zu wissen glaubte?" sagte sie zögernd.

„Konnte er es in gutem Glauben derartig verbreiten, oder müßte er es besser wissen?"

„Was würdest du tun, Detlev, wenn ich das letztere bejahte?"

„Ihn töten!" antwortete er kurz entschlossen, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen.

Sie preßte ihre weiche Wange gegen die seine.

„Dasselbe Los könnte dich treffen,“ sagte sie furchtsam.

„Gleichviel! Dann sterbe ich für deine und meine Ehre!“

Ein kurzer Kampf. Sie wußte, Leroy würde schonungslos sein; warum den Geliebten seiner Wut preisgeben! Wieder war sie das schwache, furchtsame Weib, das lieber eine Lüge auf sich nimmt als den Geliebten in Gefahr bringt. Wirklich, zur Heldin war sie verdorben!

„Ich weiß es nicht,“ flüsterte sie unter Liebkosungen. „Wer hat es dir gesagt?“

„Prinzeß!“ gestand er nach kurzem Zögern.

„Kannte sie seinen Namen?“

„Sie verweigerte ihn mir!“

„Gott sei Dank!“ dachte Ferra mit befreitem Aufatmen, und zum erstenmal fühlte sie sich der ihr sonst so unsympathischen Frau verpflichtet.

„Glaubst du mir jetzt vollständig?“ fragte sie und sah ihn wieder mit den schimmernden Augen, dem strahlenden Lächeln an, das ihr sonst eigen. Wortlos zog er sie in seine Arme und bedeckte Lippen und Haar mit leidenschaftlichen Küssen. — —

Eustach wurde im Nebenzimmer die Zeit lang. Er trat über die Schwelle, durch das Geräusch aufblickend sah ihn Rommingen. Unendliche Verlegenheit malte sich in dem hübschen offenen Gesicht des jungen Husaren.

„Ich konnte mir wirklich nicht anders helfen,“ sagte er. „Dein Friedrich hatte dieselbe Furcht wie ich — — es wäre doch schade gewesen — ewig schade, Detlev!“ Er zeigte bedeutsam auf den kleinen Revolver.

„Ja, Sie sind ein ehrlicher Freund!“ sagte Ferra und

streckte ihm die Hand entgegen. „Kommen Sie her, Deuren, ich habe ihm natürlich den Kopf zurecht gesetzt.“

Auch Detlev umarmte ihn.

„Mein Junge, es ist ja alles — alles gut!“ flüsterte er ihm zu. „Es scheint mir auch, daß wir Männer nur so verderbt sind und in außergewöhnlichen Fällen an Tugend nicht mehr zu glauben verstehen. Ich bin wieder namenlos glücklich, Eustach.“



„Die Fürstin muß eklatant rehabilitiert werden,“ rief der junge Offizier sehr energisch, „es werden sich schon Mittel und Wege finden lassen. Dann wollen wir dieser schwatzenden, tuschelnden Schlangenbrut schon die Hölle heiß machen nicht zum wenigsten Prinzeß.“

„Die!“ sagte Ferra mit leisem Auflachen. „O Detlev, wie undankbar du doch bist! Weißt du denn nicht,

warum sie mich verlästert und verfolgt hat? Weil Sie dich liebte!“

„Unmöglich!“ rief Deuren erstaunt. „Woraus schlossen Sie das, Fürstin?“

„So etwas fühlt man sicher!“ behauptete Ferra und schüttelte ihre goldenen Locken. „Arme Prinzeß! Ich bleibe doch einmal Siegerin.“

Detlev schwieg. Er wußte es wohl am besten, und deshalb flog ein befreiter, erlöster Blick nach dem Abschiedsgesuch auf seinem Schreibtisch. Auch Eustach hatte es gesehen.

„Ist das nötig, Detlev?“ Er wies mit dem Kopf darauf hin.

„Ja! Mein Weib soll mir, ich ihr allein gehören. Wenn wir verheiratet sind, gehen wir auf meine Güter — nach Erdenflueh. Willst du, Ferra?“ Lächelnd legte sie ihre Hand in die seine. — —

In dem kleinen blauen Salon der Villa Bogdanoff schritt Maria Paulowna unruhig hin und her. Sie wollte es selbst nicht glauben, daß sie sich ängstigte. „Was gehen dich anderer Leute Angelegenheiten an,“ hatte sie sich schon in jeder möglichen Betonung selbst wiederholt und recht ärgerlich dabei den Kopf geschüttelt, aber das Herz ließ sich mit diesen philosophischen Floskeln nicht trösten. Sie trat vor den großen Kaminspiegel, nachdem sie eben vergebens auf die Straße gelauscht, und blickte hinein. Ihr kleines gelbes Gesicht zeigte deutliche Spuren der Aufregung, und in einer wehmütigen Anwandlung ihrer sonstigen Sorglosigkeit zupfte sie sich derb am Ohr.

„Nun du hartgesottener, gefühlsarmer Vivisektor empfindungsvoller Seelen,“ sagte sie spöttisch in das Glas hinein,

„du siehst nicht anders aus, als wäre es dir selber an den Kragen gegangen! Paradiesische Seelenruhe ist nur in der Einsamkeit möglich! Bei zweien hört sie schon auf. Das arme Ding, die Ferra! — Bah! — sie wird ihn vergessen — Gott sei Dank bleiben ja auch Tragödien nicht ewig im Gedächtnis der Menschen! — Ich gehe mit ihr — wohin sie will! Meinetwegen nach Kamtschatka. Jedenfalls kehren wir dann diesem famosen D. den Rücken. Und Rommingen! — — Er ist eben ein blutloser Heiliger, der seine anererbten Ideen höher stellt als Glück und Leben. Auf ihn hoffe ich nur wenig!“ — —

Maria Paulowna sah bei diesem Monolog so bekümmert aus, daß sie, erstaunt schärfer in das Glas sehend, in Lachen ausbrach.

„Du dadrinnen bist eine ganz verrückte alte Person!“ sagte sie und drohte mit dem Finger ihrem Spiegelbild. „Deine Weisheit ist jetzt ebenso in die Brüche gegangen, wie vordem deine Jugend und deine Illusionen. Packe ein, sage ich dir! Konstantin Arbanoff war der einzige Vernünftige unter uns. Was wäre sonst aus dem kleinen Mädchen aus der Rue Rochefort geworden? Verdorben — gestorben! — Aber du, warte mir nur, mein sauberer Bursche Leroy, warte nur! Mit Maria Paulowna ist schlecht Kirschen essen, wenn sie auch nicht zu den Großen gehört!“

Und sie schloß ihre kleinen Hände zu nervigen Fäusten, trotz der schimmernden Ringe daran, und schüttelte sie in die Luft hinaus. „Ich werde mit euch Abrechnung halten — wartet nur! sobald ich erst weiß, was aus Ferra wird —“

Und die Vollblut-Aristokratin fühlte wieder jenen mitleidigen Stich im Herzen, der sie so rastlos machte. Was

konnte inzwischen alles geschehen sein! Deuren war so sehr verstört gewesen.

„Gott gebe, daß doch noch alles gut wird, obgleich man schließlich daran zu glauben verlernt," sagte sie mit tiefem Seufzer und warf sich in den Sessel.

Da öffnete sich die Tür. Ferra an Rommingens Arm hinter ihnen Eustach, so eilten sie auf die kleine eben noch so melancholische Russin zu. Bei der war die Erregung schnell genug verflogen.

„Siehe da — Sie — wirklich!" sagte sie mit einem spöttischen Blick auf Rommingen. „Ich habe Sie nicht einmal für ganz so klug taxiert!"

„O, Mietze!" bat Ferra, „nichts mehr davon! Es war alles so schrecklich!"

„Was habt ihr nun beschlossen? Denn ich setze voraus, daß ihr inzwischen auch Zeit gefunden habt, wie vernünftige Menschen zu denken und zu handeln."

„Wir gehen nach Erdenflueh, so bald wie möglich!"

„Wahrhaftig!" sagte Maria Paulowna sarkastisch, „das ist die bekannte Methode des Vogels Strauß. Du willst gehen, ehe du hier gerechtfertigt bist, Ferra?"

„Wenn er es will, — wenn er mir glaubt, Mietze!"

„Sie sprechen mir aus der Seele!" meinte Deuren, sich zutraulich der kleinen Russin nähernd, die ihn sonst mit ihrer scharfen Zunge stets in gebührende Entfernung verscheucht hatte. „Prinzeß muß den Eklat redressieren so gut es geht — schon um Detlevs willen. Nicht wahr, Detlev?"

Der Angerufene hörte nicht, Ferra flüsterte ihm gerade etwas zu, das ihn völlig in Anspruch nahm.

„Verliebt — verdreht," sagte Frau von Bogdanoff achsel-

zuckend. „Sie und ich sind also die einzigen vernünftigen Menschen hier. Hören Sie zu, ich habe an Achille Arbanoff telegraphiert und um seinen Besuch gebeten, er wird dieser Hydra von Geschwätz mit einem Wort ihre sieben Häupter abschlagen."

„Was hast du getan?" fragte Ferra nähertretend.

„Achille herbeigerufen."

„Er wird nicht kommen — er haßt mich," sagte sie traurig.

Die Russin richtete sich hoch auf.

„Und wenn er dein Todfeind wäre," sagte sie voll Würde, „so könntest du doch sicher sein, daß er kein Wort zu wenig sagen würde, um deine Ehre zu reinigen. Das Blut der Arbanoff fließt in den Adern von Ehrenmännern. — Ich würde meinen Kopf zum Pfand einsetzen, daß er handelt, wie ich es von ihm erwarte. Dann soll uns dieses Gesindel kommen und um Verzeihung betteln! Wenn's nur mit dem Herzen richtig ist, dann hat's mit der Lästerung böser Menschen so leicht keine Not. Was wetten wir, daß dich Prinz Dagobert noch am Altar deinem Bräutigam entgegenführt?"

Sie lächelten beide über Maria Paulownas Eifer und über das Glück, das sie sich zurück erobert hatten, nachdem es fast schon in Trümmer gegangen war, nur Eustach stimmte mit Begeisterung allen Plänen zu.

„Detlev unterschätzt es keinesfalls," sagte Eustach bestimmt, „er hat nur jetzt keine Zeit, daran zu denken. Es ist nicht leicht, unter dem Druck unaufgeklärter Verhältnisse leben zu müssen, besonders nicht für empfindliche Naturen; selbst das größte Glück könnte mit der Zeit doch noch scheitern. — Also — tun wir das unsrige!"

„Um dann später gehen zu können —" sagte Frau von Bogdanoff mit einem resignierten Seufzer. „Ich sage Ihnen, mein lieber junger Freund, alle Institutionen auf unserer gesegneten Erde sind im Grunde total unbrauchbar. Das werden Sie mir vielleicht zurückgeben, nachdem Sie jetzt meinen unumstößlichen Willen in Bezug auf die nächste Zeit gehört haben, aber auch ich mache es wie Staat und Kirche und frage keinen Deut nach Ihrem Unwillen. Vorläufig bleibt Ihnen allen meine Villa verschlossen."

„Auch mir?" fragte Rommingen erstaunt.

„Ihnen erst recht! Ferra ist natürlich krank — Sie tun Ihren Dienst im Schloß."

„Ich habe meinen Abschied eingereicht — vorläufig werde ich dispensiert."

„Das ist Ihre Sache — langweilen Sie sich in Gottes Namen anf Ihre eigene Hand so viel Sie wollen, aber herkommen dürfen Sie trotzdem nicht!"

„Mietze!"

Die kleine Russin hielt sich gestikulierend und räsonierend die Ohren zu.

„Nein sage ich! Ich lasse mich nicht bestechen! Ich weiß genau, was ich will! Und nun gute Nacht! Nach diesem aufregenden Tag tut Ruhe uns allen not."



XX.



Als Erdmann von Robbe an einem der nächsten Tage durch den Park ging, begegnete ihm Leroy. Er blieb einen Augenblick überlegend stehen und trat dann grüßend auf den Legationsrat zu, der ihn nicht bemerkt hatte.

„Ich stand eigentlich im Begriff, Ihnen einen Morgenbesuch zu machen,“ sagte der Oberleutnant den Mund öffnend und sein Monokel einkneifend, „man sieht Sie ja nirgends.“

Leroy stutzte. „Ist irgend etwas passiert?“ fragte er.

„Im Gegenteil! Ich höre nur das, was im Schloß geschieht, und das ist wenig genug. Prinzeß ist krank, das heißt, sie gilt für krank, der Prinz wütend.“

„Und die Fürstin Arbanoff?“

„Von der weiß ich eben gar nichts. Rommingen ist einstweilen vom Dienst dispensiert, Deuren zur persönlichen Dienstleistung beim Prinzen kommandiert. Es heißt, der Graf nimmt überhaupt seinen Abschied.“

„Ah! demnach scheint also die Verlobung gelöst?“ fragte Leroy mit einem sehr blassen Gesicht und jenem unmerklichen Zittern in der Stimme, das nur ein feines Ohr heraushört.

„Weiß gar nichts! Vermute indessen. Sie wissen doch wohl auch, was man spricht.“

„Daß die Fürstin nach Rußland zurückzukehren beabsichtigt.“

„Daß Frau von Bogdanoff ihre Türe eigensinnig verschlossen hält und nur wartet, bis sich der Fürstin Gesundheitszustand so weit gebessert, daß sie reisen kann.“

„Bedauerlich! — Sehr grausam!“ verbesserte sich Leroy zerstreut.

„Das finde ich eigentlich begreiflich, es war doch eine kolossale Blamage.“

„Auch ich werde D. wohl bald verlassen,“ sagte der Legationsrat leichthin, sich eine Zigarette anzündend. „Man hat hier doch so wenig geeignetes Feld für seine Tätigkeit — mich verlangt nach Arbeit und Aufregung.“

Nobbe blieb stehen, zog erstaunt die Stirn in die Höhe und zuckte die Achseln.

„Darüber denkt man verschieden!“ meinte er einen Zweig abbrechend.

„Die diesjährige Saison gleicht ja fast einem Pulverfaß, in das die Lunte geflogen ist.“

„Was tut es?“ Leroy sah den kleinen blauen Rauchwolken nach und baute dabei ein kühnes, himmelanstrebendes Luftschloß. Ferra zerschmettert, niedergedrückt auf Felicité, er ihr Tröster — schließlich in irgend einem anderen Flecken der Erde ihr Gatte! — — Er hatte vorzüglich operiert, sein Name war nirgends genannt worden — nun konnte er

sich bald seines Sieges freuen. Wenn nur die Nachrichten aus der Villa Bogdanoff nicht gar so spärlich gewesen wären! Nicht einmal Robbe wußte etwas. Nur eins war richtig, niemand sah die Damen an irgend einem Ort, es hieß, sie seien krank.

So beschäftigt war er mit seinen Gedanken, daß er erst wieder auf seinen Nachbar aufmerksam wurde, als dessen Hand sich an die Mütze hob.

„Wen grüßten Sie?“ fragte er erstaunt, denn soeben verschwand der Wagen, der an ihnen vorübergefahren war, hinter einer Hecke.

„Frau von Bogdanoff.“

„War sie allein?“

„Ja wohl! Das kleine gelbe Frauenzimmer mag selber keine ganz tadellose Vergangenheit haben, wer weiß. Sie wird aber niemals die Dummheit begehen, sich andrer Leute Torheiten wegen bloßzustellen,“ sagte Robbe sehr befriedigt.

Zu derselben Stunde etwa saß Ferra in ihrem Salon.

„Es ist das reinste Gefängnisleben, zu dem du mich verurteilst,“ hatte sie klagend gesagt, als Maria Paulowna ihr einen Abschiedsgruß zunickte. „Du sollst sehen, daß Achille nichts von sich hören läßt, es stört ihm seine Ruhe. Auf deine Depesche hat er nicht geantwortet, auf deinen Brief ebensowenig. Was erwartest du noch?“

„Ihn selbst!“ sagte sie lakonisch.

„Und wie lange hoffst du darauf?“

„Männer sind unberechenbar, wenn es gilt, ihre Bequemlichkeit zu besiegen,“ sagte sie achselzuckend, schon halb zwischen Tür und Angel. „Laß dir nur die Zeit nicht lang werden, ma petite!“

Ferra seufzte ungeduldig. Sie nahm eine Rose aus der Jardiniere und drehte sie spielend zwischen den Fingern. Die Sonne traf durch das grüne Laubgewirr des Epheus und die golddurchwirkten Stores hindurch ihren goldenen Kopf und fiel in breitem Streifen über die schöne Gestalt. Sie lehnte sich hintenüber und schloß die Augen, ihre Gedanken waren bei Detlev. Aber ehe sie völlig einschlief, trat der Diener ein, auf silbernem Tablett eine Karte. Er hielt sie ihr schweigend und mit tiefer Verbeugung hin, neugierig warf sie einen Blick darauf, trotz Frau von Bogdanoffs Verbot, irgend jemand anzunehmen, interessierte es sie doch, zu sehen, wer jetzt noch seinen Weg hinaus in die Villa fand. Die Besuche waren spärlich geworden.

„Achille Arbanoff,“ las sie unter der geschlossenen Krone.

Ein Schrei entfuhr ihr, sie sprang auf. Da stand er schon auf der Schwelle, die schlanke Gestalt etwas vorgebeugt, aber nicht mehr so völlig schlaff und haltlos, die tiefliegenden dunklen Augen noch immer umflort und müde, das schmale aristokratische Gesicht blaß, aber ohne eine Spur von Erschöpfung darin.

„Ich darf näher kommen, nicht wahr?“ fragte seine leise, müde Stimme, während er über den Teppich ihr schon entgegenschritt. „Maria Paulownas Depesche traf mich nicht zu Hause, ich war in Madrid. Als ich sie dort erhielt, bin ich Tag und Nacht gereist. Ich hoffe, ich komme noch nicht zu spät.“

Er ließ sich mit der lässigen Grazie, die ihm immer eigen gewesen, in einen Sessel gleiten und sah unverwandt in Ferras schönes, sehr errötetes Gesicht.

„Wie Sie sich verändert haben,“ sagte er endlich. „Und

wie Sie jetzt jenem Bilde gleichen, das mich mein Leben lang immer so entzückt hat. Sie sind noch schöner geworden, Ferra — wer hätte das alles gedacht."

„Und Ihnen verdanke ich es!" rief sie mit jenem impulsiven Aufflammen, das ihr immer so sehr verdacht worden war, während sie nach seiner Hand griff.

„Mir! Jawohl! Ich war das Werkzeug, dessen sich Ihr Schicksal bediente. Aus Frau von Bogdanoffs Brief erfuhr ich übrigens, daß Sie sich zum zweitenmal zu verheiraten gedenken — meine schöne Stiefmutter!"

Er hielt ihre Hand fest und strich langsam über die feinen Finger.

„Ja!" sagte sie, etwas schneller atmend, „das heißt, wenn alles aufgeklärt ist. Detlev muß wissen, daß meine Vergangenheit tadellos war, er soll es wenigstens."

„Bah! Ist das nötig, neben Ihrem Besitz?"

„Ich will es," rief sie eifrig. „Kein Schatten darf auf mir ruhen — er soll ganz glücklich werden."

„Sie lieben ihn also sehr?"

„Ich kann es Ihnen nicht klar machen, wie sehr — Sie werden mich doch nicht verstehen, Fürst." Ihr rotgoldener Kopf bog sich ihm entgegen, ihre Augen strahlten, sie lachte auf. „Es kommt vielleicht daher, daß ich in der Rue Rochefort geboren wurde und es niemals lernen werde, so kaltblütig zu werden, wie die ganze vornehme Gesellschaft."

„Schade!" sagte er nachdenklich und ließ unerörtert, was er damit bezeichnen wollte.

„Nun, Ferra," sagte Achille, „Sie können nicht mehr verlangen, als ich Ihnen geben kann, nämlich Wahrheit. Aber sagen Sie mir doch, wer kann, aus irgend welchen

eigennützigen Motiven, Sie bloßzustellen versucht haben. Ahnen Sie es?“

„Leroy!“ sagte sie mit einer Bewegung der Entrüstung.

„Leroy hier? Welch sonderbares Spiel des Zufalls!“ Achilles Stimme klang plötzlich heiser, seine braunen, halbverschleierten Augen sahen aus, als habe man hinter ihnen eine Kerze entzündet, so durchsichtig klar und glänzend. „Ist er Ihnen je zu nahe getreten?“

Sie sah unschlüssig auf.

„Zu mir dürften Sie doch gewiß Vertrauen haben,“ fuhr er mit leisem Lächeln fort. „Habe ich nicht immer redlich Vaterstelle an Ihnen vertreten?“

Er hielt noch immer ihre Hand und sah auf das feine blaue Geäder herab, das sie durchzog; Ferra errötete wieder, dann warf sie mit einer heftigen Bewegung den Kopf zurück und erzählte entschlossen ihr Zusammentreffen mit Leroy. Achille unterbrach sie mit keinem Wort, keiner Bewegung. Auch als sie schwieg, sagte er zunächst nichts. Endlich:

„Es ist gut, daß Sie unter starken Schutz kommen, Ferra. Sie würden sonst stets die ganze Welt gegen sich haben — Frauen — aber auch Männer.“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, als ob sie an seinen Worten zweifelte. In demselben Augenblick riß Frau von Bogdanoff heftig die Tür auf.

„Ha, ich wußte es doch!“ schrie sie, ganz rot im Gesicht und schüttelte Achille derb die Hand, „da sind Sie endlich! Ein Bote ist schon an Rommingen fort; ich schickte gleich, als ich in meinem Salon Ihre Karte fand.“

Wieder errötete Ferra, während Achille sagte:

„Es freut mich, teure Tante, daß Sie wenigstens nicht an meiner Stiefmutter gezweifelt haben —"

„Larifari," unterbrach sie ihn schnell. „Niemand kann mir das Zeugnis geben, daß ich leichtgläubig bin! Im Gegenteil, oft selber falsch und boshaft, aus Notwehr, aber ihr habe ich ohne weitere Frage geglaubt und Konstantins Ehre ebenfalls. Nun soll sie eine glänzende Genugtuung erhalten."



„Ich suche um Audienz beim Prinzen Dagobert nach."

„Das ist gut. Rommingen soll Sie an Deuren weisen, dann geht es sofort. Unter uns — Prinz Dagobert ist selbst ein guter Kerl, und Prinzeß — —" Frau von Bogdanoff bekam einen Hustenanfall und fuhr dann fort: „Wie lange wollen Sie hierbleiben, Achille?"

„Bis ich eine Mission erfüllt habe," sagte er ernst und sah mit den wieder halbgeschlossenen Augen in das Grüne hinaus, „aber ich denke, das geschieht sehr bald."

Maria Paulowna bezog die Worte auf Ferra und nickte zustimmend.

„Wir sehen Sie also noch?"

Er zuckte die Achseln.

„Erlassen Sie es mir, über meine Zeit vorher zu disponieren, es lähmt meine Tatkraft." —

Mit einem Ruf der Freude eilte Ferra ihrem Bräutigam entgegen und lehnte sich an seine Brust; in dieser Bewegung lag die ganze Hingabe des Weibes an ihren Herrn und Geliebten. Achille sah es.

„Gestatten Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen," sagte er in seiner etwas müden, lässigen Art. „Ich sehe, auch Sie halten an dem fest, was Ihnen einmal geworden; alles, was die Welt sagt, ist eine Lüge!"

„Die Welt lügt immer — oder doch meistens, man muß ihr nicht glauben!" fiel ihm Maria Paulowna in die Rede, „nun lassen wir die Herren wohl einen Augenblick allein. Komm, Ferra."

Sie zog sie mit sich hinaus. „Ich war ihm immer eine unwillkommene Last," sagte sie leise zu ihrer Cousine, denn die alten Zeiten wachten mächtig in ihr auf. — Rommingen und Achille Arbanoff standen sich allein gegenüber.

„Mein Kommen, Graf Rommingen, mag Ihnen die beste Widerlegung alles dessen sein, womit man hier dem Namen meines Vaters, meiner eignen Ehre und derjenigen meiner Stiefmutter zu nahe getreten ist. Bedarf es noch weiterer Worte unter uns Männern?"

„Nein, gewiß nicht!" — Sie standen sich gegenüber, einer las in dem Gesicht des andern. Achille sah das des Grafen aufleuchten, sah seine Brust sich heben und seufzte leicht.

„Es ist mein Schicksal, überall den rechten Augenblick zu verpassen," sagte er mit leiser Selbstironie. „Ich stand im Begriff, meiner Schutzbefohlenen Namen und Hand anzubieten, um zu sühnen, was ich durch eitle Unüberlegtheit, durch falsche Freunde beeinflußt, in den Augen der Welt an ihr gefehlt. Ich zögerte zu lange — mein Vater, jugendlicher fühlend als ich — sein Sohn — kam mir zuvor! — Ich glaube nicht, daß Ferra bei dem Tausch verloren hat."

Detlev von Rommingen bot dem Sprechenden die Hand.

„Ich danke Ihnen, Fürst Arbanoff!" sagte er mit einem unwillkürlichen Ausdruck der Hochachtung. „Ich danke Ihnen herzlich."

„Ja! Man ist ein Tor! ein Narr! und straft sich selbst dadurch am meisten. Wunderbar, daß die Erkenntnis überall so spät kommt," meinte Achille mit melancholischem Lächeln.

„Und nun will ich den Verleumder zur Rechenschaft ziehen!" Detlev reckte sich hoch auf, seine Augen blitzten.

„Kennen Sie ihn?"

„Noch nicht, aber ich werde ihn zu erfahren wissen. Nicht eher soll Ferras Hand in der meinen ruhen, als bis ich sie gerächt habe."

„Nun denn — ich ahne, wer es ist. Aber zwischen mir und jenem schwebt noch eine alte unbeglichene Rechnung, lassen Sie mir diesmal den Vorrang — nachher enthalte ich ihn Ihnen nicht weiter vor, vorausgesetzt, daß dann noch ein Richter notwendig sein sollte. Jetzt will ich ins Schloß."

Noch einmal schüttelten sie sich die Hände, es bedurfte keines weiteren Wortes, sie waren beide Männer von Ehre und verstanden einander vollkommen.

„Deuren, Prinz Dagoberts Adjutant wird Ihnen voraus-

sichtlich eine sofortige Audienz auswirken, sobald er weiß, um was es sich handelt. Darf ich ihn mit einigen Worten informieren?"

„Bitte!"

Detlev nahm eine Karte, auf deren Rückseite er wenige Worte schrieb; Achille trat so lange an das breite Fenster. Jenseits der Straße lag der Park mit seinem frischen Rasen, seinem hellgrünen saftigen Blätterschmuck, durch den die Sonne brach. Plötzlich veränderte sich Achilles Gesicht; es nahm etwas Starres, Eisiges an. Drüben auf dem breiten Promenadenweg gingen zwei Menschen, der eine groß und hager, der andere klein und zierlich. Sie warfen spähende Blicke auf die Villa und bogen dann seitwärts in einen Nebenpfad, der tiefer in den Park hineinführte. Einen derselben hatte Achille erkannt, obgleich die Entfernung ziemlich beträchtlich war: Anatole Leroy.

Hastig nahm er die Karte aus Detlevs Händen und verabschiedete sich ebenso, auch von den Damen.

„Auf Wiedersehen!" rief ihm noch Maria Paulowna nach.

Er nickte nur und hob noch einmal grüßend den Hut, dann sah ihn Ferra zu ihrem maßlosen Erstaunen über die Straße gehen und in dem sich abzweigenden Nebenweg verschwinden. Er trug dabei seine sonst so lässig zusammengesunkene Gestalt aufgerichtet, den Kopf spähend vorgeschoben und ging so leicht und elastisch, als belauere er ein Wild, dessen er sicher war.

„Wie sehr er sich doch verändert hat?" sagte Ferra vom Fenster aus hinter ihm her. — —

Achille Arbanoff hatte sich nicht getäuscht. In dem sich dem Blick allmählich verengernden Laubgang, der sich schnur-

gerade hinzog, sah er in nicht großer Entfernung die beiden Gestalten wieder vor sich, denen er gefolgt war. Sie schlenderten langsam weiter, er war imstande, sie einzuholen. Er ging schnell. Seine Brust hob sich, Leben und Feuer kam in seine matten Augen, etwas von der verlorenen Kraft und Jugendfrische schien ihm zurückgekehrt. Als er schon dicht hinter ihnen war, machten die beiden Spaziergänger plötzlich unerwartet kehrt. Aug' in Aug' standen sich Achille Arbanoff und Anatole Leroy gegenüber. Ihre Blicke wurzelten ineinander, maßlose Verachtung lag in den Augen des einen, Haß, Furcht und Schreck in denjenigen des andern. Der Franzose nahm das Taschentuch und tupfte sich die Stirn, als wollte er ein Hirngespinst verjagen, aber die elegante Gestalt vor ihm blieb.

„Vicomte Anatole Leroy,“ sagte Achille, und obgleich er nicht laut sprach, dröhnte dem Angeredeten doch jedes Wort wie Posaunenklang im Ohr.

„Ich bin Ihnen gefolgt, weil ich Sie zu sprechen wünsche.“

Der lange Oberleutnant machte eine Bewegung, sich zu entfernen, nachdem er den Sprechenden genügend angestarrt, um zu wissen, er habe mit jemand zu tun, der ihnen gleichstand. Achille bemerkte es; mit einer raschen Wendung hielt er ihn zurück.

„Bitte, bleiben Sie. Die Angelegenheit, die mich herführt, braucht vielleicht einen Zeugen.“

„Wozu, Achille? Was wir beide miteinander abzumachen haben, geschieht am besten unter vier Augen,“ sagte Leroy, der sich mühsam wieder gefaßt hatte. „Mein lieber Herr von Robbe —“

Erdmann griff grüßend an die Mütze, er ging gern. Der Fremde hatte so einen eigentümlichen Ausdruck im Gesicht — die Geschichte könnte unangenehm werden — Leroy war sichtlich verstört — wozu sich kompromittieren. Er hatte schon eine halbe Kehrtwendung gemacht, da fühlte er sich wieder zurückgehalten.

„Ich bin Fürst Achille Arbanoff,“ sagte die Stimme des Fremden, „ich bin gekommen, um mit jenem da Abrechnung zu halten. Haben Sie die Güte, hier zn bleiben, Herr Leutnant.“

„Ah! ah — sehr angenehm!“ stotterte Robbe, dem gar nicht wohl zu Mute ward.

„Vicomte Leroy, der unter dem Namen eines Freundes bei mir aus und ein ging, der also alles von Grund aus und am besten wissen mußte, hat sich erdreistet, die Gattin meines Vaters am Hof zu D. unmöglich zu machen, indem er sie verleumdete.“

„Wer sagt, daß ich es war?“ fiel ihm der Legationsrat höhnisch in die Rede.

„Sie leugnen etwa?“ Achille hatte den einen Handschuh ausgezogen und drehte ihn spielend in der Hand. Robbe sah sehr erstaunt auf seinen bisherigen Freund.

„Aber erlauben Sie mal — —“ murmelte er unschlüssig.

„Tatsachen verdrehen, um jemand zu schaden, besonders wenn dieser jemand eine hilflose Frau ist, ist in meinen Augen ein Schurkenstreich, für den ich Rechenschaft fordere,“ fuhr Achilles ruhige, kühle Stimme fort, ohne sich nur um einen Grad zu heben. „Im Namen meines Vaters, des verstorbenen Fürsten, im Namen meiner Stiefmutter, der Fürstin Arbanoff und unsrer alten und neuen Rechnung . . .“

Und dabei nahm Achille den zarten, perlgrauen Handschuh und führte damit einen leichten Schlag gegen Anatole Leroys Gesicht, genau in der Art, als verjage er dadurch ein lästiges Insekt.



Eine Sekunde herrschte Todesschweigen zwischen den dreien. Es war so still, daß man das Knacken eines trocknen Astes hörte, der brach und zu Boden sank. Erdmann von Robbe, der in das Gesicht seines bisherigen Freundes sah, fühlte sich von einem Grauen erfaßt. Aus der fahlen Blässe

traten die Adern wie Stränge hervor, die schmalen Lippen hatten sich wie im Krampf zurückgezogen und die Pupillen sich verengert bis auf ein kleines schwarzes Pünktchen, aus dem indes solch flammender, grausamer Haß leuchtete, wie er selten ein Menschenantlitz entstellen mag. Einen Augenblick sah es aus, als ob er sich auf seinen Feind stürzen wollte, aber er bezwang sich.

„Du hast recht, Achille Arbanoff," sagte er heiser und schloß die Hand zur Faust. „Ich habe dich gehaßt wie die Armut den Reichtum, die Arbeit den Müssiggang. Wäre es nach meinem Willen gegangen, ich hätte dich dem Verderben überliefert. Hüte dich, wenn wir uns jetzt gegenübertreten!"

Gleichmütig zuckte Fürst Arbanoff die Achseln.

„Sie finden mich heute abend um acht Uhr in meinem Hotel, um das Nähere mit mir zu vereinbaren," wandte er sich an den langen Premier. „Ich bin hier fremd, es fragt sich, ob ich einen Sekundanten bis dahin finden werde. Ich beabsichtige mich aber keineswegs an solchen Formalitäten zu stoßen, sondern bin zu allem bereit." Damit lüftete er leicht den Hut, drehte sich um, ohne seinen Gegner eines Blickes zu würdigen, und ging davon.

Wie von einem schweren Bann befangen sahen ihm die Zurückbleibenden nach. Glänzend lag die Sonne auf dem weiten Kiesweg, die Vögel sangen und in den Bäumen rauschte es geheimnisvoll. Immer kleiner und kleiner wurde Achilles Gestalt. — Da berührte Robbe leicht den Arm des Franzosen.

„Was bedeutete das alles?" fragte er mit einem unsichern Blick in das noch immer entstellte Gesicht.

„Das bedeutet — —," Anatole lachte auf, so schrill

und disharmonisch, daß ein kleiner Vogel erschreckt davonflog — „daß ich die Karten zusammenwerfen kann — mein Spiel ist verloren!“ — —

Er setzte sich auf die nächste Bank, der Oberleutnant blieb vor ihm stehen, es war ihm nicht ganz geheuer zu Mute.

„Sie sind mein Sekundant, Robbe.“

Dieser zögerte mit der Antwort. Da hob der Legationsrat seine stahlharten Augen mit der eigentümlich verkleinerten, flimmernden Pupille und sah ihn an.

„Das versteht sich von selbst,“ sagte er scharf.

Robbe ließ sein Monokel fallen und fing es dann wieder auf, er schnitt eine abscheuliche Grimasse dabei.

„Natürlich — das versteht sich von selbst,“ wiederholte er gedrückt.

„Da Sie der eigentliche Urheber sind,“ ergänzte Leroy bestimmt. „Hätten Sie geschwiegen, Prinzeß nichts durch Sie erfahren — —“

„Was wollen Sie denn, Vicomte, ich bin ja bereit,“ unterbrach ihn der Offizier ärgerlich. „Aber lassen Sie uns gleich hier unsre Verabredungen treffen, ich habe nachher Dienst.“

Er setzte sich zu ihm auf die Bank, um nach kaum einer Viertelstunde sehr eilig, mit langen Schritten und sehr gedrückter Stimmung einen andern Weg nach der Stadt einzuschlagen.

„Verfluchte Geschichte! Ganz verfluchte Geschichte!“ murmelte er dabei zornig vor sich hin. — —

Achille Arbanoff hatte einen Wagen genommen und war

direkt nach dem prinzlichen Schloß gefahren. Auch nicht eine Spur von Erregung lag in den matten Augen, den schlaffen Zügen, man konnte denken, er käme soeben von einer Spazierfahrt. Mit diesem Auftritt im Park zog er die Summe seines Lebens und war zufrieden mit dem, was ihm geworden. Er hatte Anatole Leroy verachten müssen, nachdem ihm endlich die Augen darüber geöffnet waren, in welch' schändlicher Art und Weise dieser ihn ausgenutzt, ihn moralisch vernichtet hatte, nicht offen und ehrlich aus Haß oder Neid, sondern im stillen wühlend und unterminierend, eine lichtscheue Arbeit, die aber meist den Erfolg für sich hat. Diese Verachtung hatte er ihm heute kalt und gleichmütig in das Gesicht geschleudert. Nun konnte kommen darauf, was da wollte.



Im Schloß fragte er nach dem diensttuenden Adjutanten Sr. Hoheit des Prinzen Dagobert, und man führte ihn sofort in das kleine viereckige Zimmer, das nach dem Hof hinausging, und in dem die Herren zuweilen dringende dienst-

liche Arbeiten zu erledigen oder sich in ihren M
aufzuhalten pflegten.

Eustach von Deuren saß auf einer Ecke d
tisches, der sehr aufgeräumt und ordentlich au
war augenblicklich nichts zu tun — und langweil
lich. Er rauchte, seitdem er Adjutant war, d
Quantität Zigarren und Zigaretten, gähnte dop
wie sonst und schickte tausend stumme Seufzer g
„Seine Isolierzelle" nannte er dies kleine Gema
er das Tapetenmuster schon auswendig kannte und
Fenster absolut nichts zu sehen war. Wie viel
doch das freie Leben gewesen, das er bisher gefü
lich gestand er seine Sehnsucht danach nur sich s
im geheimen vielleicht noch Detlev, nach außen
sich sehr in die Brust, ließ sich beneiden und —
so gern wieder getauscht. —

Des Fürsten Arbanoffs Besuch, Detlevs A
versetzten ihn an diesem öden Nachmittag in en
regung; er ging seinem Besuch bis an die Tür e

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen, Durchl
ist freilich etwas dunkel und beschränkt hier."

„Die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt,
erledigt sein." Achille setzte sich und erklärte
Offizier den Zweck seiner Reise und seines Hier
glänzenden Augen hörte Eustach zu. Eine größ
tuung konnte ja Detlev nicht werden! Er freute s
als gelte es ihm selber, und eifrig und ganz ei
von einer Sache, wie er immer war, bat er:

„Wenn Durchlaucht einen Augenblick wart
Sobald der Prinz hört, um was es sich handel

sofort bereit sein, Sie zu empfangen. **Entre nous** — Prinz Dagobert ist ganz außer sich über den Skandal gewesen, er verehrte die Fürstin sehr."

Achille nickte. „Wenn ich vielleicht in einer Stunde eine Audienz haben könnte, meine Zeit ist sehr gemessen."

Sporenklirrend und sehr eilig stürmte Eustach davon. Nach sehr kurzer Zeit kam er schon mit dem Bescheid zurück, daß Se. Hoheit bereit sei, den Fürsten in einer Stunde zu empfangen.

„Ich enthielt mich jeder präziseren Andeutung," sagte der junge Offizier lachend, „aber trotzdem gab es sehr gespannte Gesichter. Exzellenz Neukirch, selbst Hoheit konnten sich einer gewissen Neugierde nicht enthalten. In einer Stunde, Durchlaucht, werde ich also die Ehre haben."

Achille erhob sich und schritt auf die Tür zu; in dem Augenblick, als ihm Eustach diese öffnen wollte, hielt er noch einmal an.

„Herr von Deuren," sagte er ruhig, „eine kleine Privatangelegenheit harrt noch ihrer Erledigung. Darf ich wohl dabei auf Sie zählen?"

Mit einem flüchtigen Blick in das vornehme aristokratische Gesicht seines Gegenübers war Eustach sofort bereit.

„Bitte, verfügen Sie ganz über mich, Durchlaucht."

„Nun denn, es handelt sich um ein Duell. Wollen Sie mein Sekundant sein?"

Er trat überrascht einen Schritt zurück.

„Hier in D.?" fragte er zweifelnd.

„Ja, ich will Sie auch nicht irgendwie im unklaren lassen. Es ist meine Absicht und mein Recht, jenen hämischen Verleumder zu züchtigen, der trotz bessern Wissens die Gattin meines Vaters verdächtigt hat!"

„Sie kennen ihn?“ fragte der Adjutant atemlos.

„Vicomte Leroy! Aber meine Rechnung mit ihm ist noch länger, darum behalte ich allein mir auch den Ausgleich vor. Wollen Sie also?“

„Mit tausend Freuden.“

„Es könnte Ihnen aber Unannehmlichkeiten in Ihrer Stellung machen.“

„Bah!“ Deuren warf den Kopf in den Nacken, „zuerst meine Überzeugung, mein Empfinden, dann kleinliche Bedenken! Ich bin ganz der Ihre, Durchlaucht!“

Als er so da stand, jung, frisch, begeisterungsfähig und ehrlich mit jedem Blutstropfen für seine Meinung einstehend, sah ihn Fürst Arbanoff lange an und seufzte ein wenig. — Das war der ganze Zauber der Jugend, der da auf dem hübschen offenen Gesicht lag, jener Jugend, die noch an Treue und Edelmut, Großherzigkeit und Gerechtigkeit glaubt, die noch Idealen nachstrebt und Illusionen betrauert. War er jemals so jung gewesen? — Einem ihm selbst unerklärlichen Impuls gehorchend, streckte er dem Offizier plötzlich die Hand entgegen und drückte sie fest und herzlich.

„Die Herausforderung wird schwer sein, nehmen Sie alles an. Fortsetzung des Kampfes bis zur tödlichen Verwundung. Leroys Sekundant ist ein großer, magerer Infanterieoffizier — seinen Namen weiß ich nicht.“

„Natürlich Robbe!“ sagte Eustach verächtlich.

„Vor allen Dingen aber behandeln Sie die ganze Angelegenheit mit der strengsten Diskretion, ich möchte, daß weder Graf Rommingen noch die Fürstin ein Wort davon erfahren. Falle ich, so mögen Sie dann die Rache in die Hand nehmen, nachdem Sie den Verleumder kennen, oder

selbst handeln, wie Sie wollen. — Noch eins, je eher, desto lieber ist es mir. — Auf Wiedersehen, Herr von Deuren!"

Achille war fort. Seine unerschütterliche Ruhe hatte auch bis jetzt abkühlend auf Eustach gewirkt, aber nun kam die Erregung nach. Sie überwältigte ihn so, daß er zu keinem klaren Gedanken zu kommen vermochte, und die Stunde war um, ehe er sich dessen versah. — —

Prinz Dagobert schritt unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab. So sehr ihm von Anfang an das Vorgehen seiner Gattin gegen die Fürstin Arbanoff mißfallen hatte, so scharf er ihr gegenüber es noch immer tadelte, so dringend fühlte er sich jetzt doch auch wieder veranlaßt, mit für das Geschehene einzutreten und Prinzeß nicht bloßzustellen.

Freilich, nur der Verstand, die Gemeinsamkeit nach außen hin zwang ihn dazu, sein Herz hatte keinen Teil daran.

Er empfing unter dieser Beeinflussung den Fürsten zwar freundlich, aber zurückhaltend. Er betonte auch ihm gegenüber, daß ihm der Vorfall an sich peinlich sei, daß er jedoch Frau von Bogdanoff wie Ferra einen Vorwurf nicht ersparen könne.

„Der einzige, der zu tadeln wäre, würde im Grunde genommen ich selbst sein," sagte Achille in seiner ruhigen Art, „ich hatte die Konsequenzen nicht bedacht, die eine jede Handlung nach sich zieht, nicht die ehernen Schranken und Gesetze, die die Gesellschaft einem jeden entgegenhält, der zufällig nicht in ihr geboren wurde. Mag es zu meiner Entschuldigung dienen, daß ich beabsichtigte, Ferra Doutrange zu meiner Gattin zu machen."

„Ah!“ rief Prinz Dagobert erstaunt.

„Erscheint Ihnen das genügende Bürgschaft für die Lauterkeit meiner Absichten?“

„Gewiß! O, gewiß! Schade, daß meine Gemahlin nicht Zeuge von dem gewesen ist, was Sie mir soeben sagten.“

„Ich bin gern bereit, es auch Ihrer Hoheit zu wiederholen.“

Der Prinz drückte eilig auf die kleine silberne Glocke.

„Fragen Sie, ob Ihre Hoheit mich und den Fürsten Arbanoff zu empfangen bereit wäre,“ trug er dem Lakaien auf.

Eins wußte Prinz Dagobert und war auch stets bereit, das gerechterweise anzuerkennen, mochte Sibylle sein wie sie wollte, sie besaß den Mut ihrer Meinung und suchte niemals sich durch Sophistik irgend welcher Art hinterher zu schützen; auch jetzt lautete ihre Antwort sofort bejahend.

„Fürst Arbanoff bringt uns erwünschte Aufklärung,“ sagte der Prinz mit einer schnellen Handbewegung auf seinen Begleiter.

„In der Tat?“ Jedes Wort war ein Zweifel an dem, was sie hörte; Sibylle war entschlossen, nichts zu glauben.

Achille Arbanoff wiederholte auch hier, was er nun schon bis zum Überdruß oft gesagt hatte, Prinzeß nickte nur.

„Ich begreife — es ist immerhin die Gattin Ihres Vaters, von der Sie sprechen,“ sagte sie anscheinend bereitwillig.

„Sie irren, Hoheit; zu einer Lüge — selbst im Interesse meines Vaters — würde ich niemals den Mund öffnen.“

„Sie haben Grundsätze, Fürst?“ Höhnisch und spöttisch fielen die Worte von den schmalen Lippen, die ein fatales Lächeln kräuselte.

„Grundsätze — vor allen Dingen aber Mitleid und

Achtung vor der Wehrlosigkeit einer unschuldigen Frau. Und ich werde denjenigen, der es gewagt hat, gegen sein besseres Wissen anzugreifen, was mir heilig ist, gebührend zu züchtigen wissen."

„Wenn Sie erführen, wer es gewesen," sagte Prinzeß höhnisch.

„Ich weiß es bereits, Hoheit — er entgeht seiner Strafe nicht." Wie kühl und gleichgültig das alles klang, matt und lässig; Prinzeß hätte lächeln mögen, aber da war doch irgend etwas, was sie eisig überrann.

„Hätte ich die Fürstin nicht in andern, sie augenblicklich sehr beglückenden Banden wiedergefunden, würde ich keinen Augenblick gezögert haben, ihr nochmals meine Hand anzubieten," fuhr er fort, „unter diesen Verhältnissen indessen bleibt mir nichts übrig, als ihr lediglich als Freund zur Seite zu bleiben. Nachträgliche Reue bessert nichts."

„Die Fürstin Arbanoff ist jetzt doch frei," sagte Prinzeß mit einem hastigen Umdrehen des Kopfes, „ich habe gehört, daß Graf Rommingen auf ihren Besitz verzichtet hat."

„Dann täuschte man Sie, Hoheit. Das Brautpaar ist nach meinem eignen Augenschein sehr einig und sehr glücklich."

„Ah!" stieß Sibylle hervor und drehte aus ihrem Spitzentuch ein häßliches Knäuel. „Sie haben es gesehen?"

Fürst Arbanoff verbeugte sich.

„Rommingen hat sehr recht," stimmte Prinz Dagobert bei, „ein Tor, wenn er anders gehandelt hätte!"

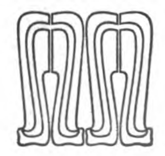
„Ein Tor!" wiederholte auch Achille, und nur Prinzeß verharrte in tiefem Schweigen.

Sie fühlte, daß sie eher sterben könnte, als ein freundliches Wort für ihre Feindin haben.

Schwer geärgert blieb der Prinz ihr gegenüber stehen, nachdem Achille sie verlassen.

„Dir hätte vor allen Dingen daran liegen müssen, deine Übereilung wieder gut zu machen," sagte er den langen Schnurbart streichend. „Was soll ich nun machen? Mich selbst zu Rommingens Hochzeit laden, wenigstens der Braut meine besten Glückwünsche persönlich darbringen. Es ist eine kleine Genugtuung für sie — freilich eine sehr kleine — —"

„Tue, was du nicht lassen kannst!" sagte Prinzeß mit kaltem Spott. Nie waren ihr die Männer so klein und erbärmlich erschienen, als in diesem Augenblick, da sie den Abfall Rommingens erfuhr.



XXI.

Mitten im Park, kaum eine Viertelstunde rechts ab von dem belebtesten Stadttor, liegt ein märchenhaftes Idyll. Der grüne Rasen zieht sich bis in den stillen See hinein, dessen Wasser tiefblau ist, während Sonnenfünkchen auf ihm herumhüpfen und der Frühlingswind kleine silberne Wellen vor sich her treibt. Ein Schwanenpaar rudert stolz darauf umher. An der einen Seite begrenzen ihn Bäume, deren Zweige bis tief in das Wasser hinein hängen. Das Grün an ihnen ist jung und frisch, die Blätter noch fedrig, leichter bewegt als im Sommer, wenn erst der schwere graue Staub ihnen die Jugend abgestreift hat. Durch das Laub blitzt die Sonne, die Vögel zwitschern und jubilieren, Tau hängt noch an Gräsern und Gesträuch, eine prächtige Frische liegt auf dem kleinen Stückchen Erde, auf das der tiefblaue Himmel herablacht.

Nicht weit vom Ufer, mitten in dem Rasen, stecken zwei Degen. Sie zittern ein wenig unter der eigenen Schwere, — und hinter jedem von ihnen steht ein tadellos

gekleideter Gentleman. Die Sekundanten haben ihre Arbeit getan, das erste Kommando erschallt. — Achille Arbanoff macht noch eine aufhaltende Bewegung, die Pistole in der



gesenkten rechten Hand tritt er einige Schritte auf seinen Gegner zu.

„Anatole Leroy!" ruft er, und obgleich seine Stimme nicht laut ist, tönt sie doch so voll und harmonisch wie eine Glocke. „Nur einer von uns darf diesen Platz verlassen!

Kämpfe jeder um sein Leben, — keine Gnade — keinen Edelmut! Entweder du oder ich!“

Leroy hatte eine blitzschnelle Bewegung gemacht, als wolle er gleich auf den wehrlosen abdrücken, aber seinen meuchelmörderischen Gedanken nicht ausgeführt, nun stehen sie sich wieder gegenüber, wie es sich gehört. Das Kommando ertönt, — die Schüsse fallen gleichzeitig.

Es ist den Sekundanten, als hätten die Gegner gewankt; auf eine besorgte Frage aber wird ihnen nur ein stummes Kopfschütteln zu teil. Wie sie sich so gegenüberstehen, lodert all der stumme, namenlose Haß Anatoles, die grenzenlose Verachtung Achilles noch einmal mit vollster Intensität empor. Leroy preßt die Lippen aufeinander, Achille überkommt ein Ekel vor allen Menschen, vor dem ganzen Dasein.

Die Schwäne, die bei den ersten Schüssen geflohen sind, kommen neugierig wieder ans Ufer; der Unparteiische kommandiert zum zweitenmal.

Wieder steigen die kleinen blauen Pulverwölkchen zum Äther hinauf. — Die beiden gleichzeitig fallenden Schüsse jagten verhallend die Schwäne abermals zurück. Achille und Leroy sind beide zu Boden gesunken, ihr Blut tränkt den Rasen. Wie rote Perlen läuft es an den schmalen Gräsern herab. —

Man hat sie aufgenommen und nebeneinander in den Schatten einer Eiche gelegt. Der Kampf ist zu Ende. Anatole ächzt schwer, die Kugel hat die Lunge getroffen, jeder Atemzug bringt ihn seinem Ende näher. Der Arzt richtet ihn auf.

„Keine Hilfe!" sagt er zu Robbe.

„Keine Hilfe!" Der Sterbende hatte es gehört, ein Zittern überläuft ihn, angstvoll wandern seine Augen umher, der Tod jagt ihm Schrecken ein.

Auch Achilles Lebensfaden ist durchschnitten — auch er muß sterben. Vielleicht hat er es schon selber gefühlt, er weist jede Bemühung um ihn mit stummem Kopfschütteln zurück, sein vornehmes Gesicht ist noch ebenso ruhig und unbewegt wie sonst.

Robbe beugt sich zu Leroy.

„Auch Fürst Arbanoff muß sterben," flüstert er ihm gleichsam zum Trost zu.

Anatole wird immer unruhiger, seine ganze Kaltblütigkeit verläßt ihn auf einmal, die Ewigkeit naht sich ihm mit all ihren Schrecken. Mühsam versucht er sich so zu drehen, daß er Achille sehen kann, er muß Frieden mit ihm machen um jeden Preis, denn sein Sündenregister wächst und wächst, je mehr sich seine Augen umfloren.

„Achille," stößt er mühsam hervor — „sterben — ist Versöhnung — laß uns – versöhnt — in die — — Ewig — keit — — deine Hand, Achille!" Er schreit das letzte hinaus, während das Blut unaufhörlich aus der Wunde quillt und das Gesicht fahl wird. Mit letzter Anstrengung hebt er die Hand.

Achille sieht ihn an — mit großen weit offnen Augen, dann — wendet er sich um und dreht ihm den Rücken zu. — Unversöhnlich! —

Ein konvulsivisches Zucken wirft Leroys Körper wie im Krampf empor, dann dehnt er sich lang! — Er ist tot! — —

Nur mit den Augen fast winkt Fürst Arbanoff seinen jungen, bewegten Sekundanten zu sich.

„Ich sterbe gern," flüstert er, „mein Leben war ein nutz- und wertloses — es hinterläßt keine Lücke — der Schluß mochte kommen — wann er wollte. Sorgen Sie dafür — daß Ferra — nichts von meinem Tode — erfährt — es möchte ihr Glück stören. — Für mich war — alles — zu spät! — zu spät!" —

Durch die Blätter der Eiche dringt die Sonne und malt hüpfende Lichter und Schatten auf den Rasen, den Toten und den Sterbenden. Unverwandt sieht Achille in das Sonnenlicht hinein; und je länger er sieht, desto größer werden seine Augen, desto mehr heben sich die Lider, sein Gesicht nimmt den Ausdruck eines aufmerksam Horchenden an. Über ihm flötet eine Amsel im Baum, Duftwellen fächelt der Frühlingswind über seine blasse Stirn. Ein überirdisches Licht strahlt aus seinen weit offenen Augen, ein Lächeln des Friedens zieht über sein Gesicht. Nichts regt sich um ihn. Die Amsel flötet weiter, die Schwäne ziehen ihre majestätischen Kreise, und unter Sonnenschein und Frühlingsluft hat Achille Arbanoff zu leben aufgehört. Aber das Lächeln auf den Lippen ist ihm geblieben. — —

Ganz D. war in einer unbeschreiblichen Aufregung.

So sehr man sich auch Mühe gegeben hatte, das unselige Duell, das zwei Menschenleben gekostet, zu verheimlichen, das Gerücht hatte sich doch mit Windeseile überall verbreitet. Die einzige, die nichts davon ahnte und die man doch wieder mit den bittersten Vorwürfen für alles verantwortlich machte, war Ferra selbst. Rommingen, Eustach und Frau von Bog-

danoff vereinigten sich in dem Bestreben, ihr die traurigen Tatsachen zu verbergen. Sie hatte sich wohl gewundert, daß Achille nicht einmal Abschied von ihr genommen, ehe er die Rückreise angetreten, sich aber schließlich mit der Erinnerung getröstet, daß er eigentlich immer etwas wunderlich gewesen, und Detlevs Liebkosungen ließen sie auch zu keinem weiteren Nachdenken kommen. Es schien ihm, als gehöre sie ihm erst jetzt voll und ganz. Das fremde Element, das sich früher zuweilen zwischen sie geschlichen und ihn stutzig gemacht hatte, war nun erklärt. Er wußte, sie würde sich ihm von nun an völlig fügen und anbequemen, er selber nachsichtiger mit ihren kleinen Schwächen sein, nachdem jeder die Stärke seiner Liebe erprobt hatte und zu der Überzeugung gekommen war, daß nichts imstande sei, sie zu scheiden. —

Eustach von Deuren hatte um Enthebung von seinem Adjutantenposten nachgesucht, nachdem er erst einmal mit hocherhobenem Kopf seine Festungshaft für die geleisteten Sekundantendienste angetreten.

Er versicherte Detlev noch beim Abschied, daß er nichts von dem Geschehenen in Bezug auf sich ändern würde, selbst wenn er die Macht dazu hätte, so stolz sei er auf den Sieg der Wahrheit, den Achille Arbanoff mit seinem Leben erkauft habe.

Frau von Bogdanoff reibt sich fröstelnd die Hände, schüttelt mit dem Kopf und behauptet, daß das Leben anfinge, etwas recht Schreckliches zu werden. —

Im Schloß aber liegt das Hoffräulein in Krämpfen. Nicht allein, daß ihren geliebten Bruder ebenfalls seine Strafe getroffen hat, das ließe sich verwinden, obgleich diese seiner

beiden ruchbar gewordenen Duelle wegen härter ausgefallen ist als Deurens, aber Erdmann von Robbe ist auf direkten Befehl Se. Hoheit zu einem Infanterie-Regiment in die Provinz versetzt, ohne jede Aussicht, daß dies Exil je aufgehoben werden wird.

„Daran ist nur Neukirch schuld!“ behauptet Amanda unter Tränenströmen und beschwört Prinzeß um ihren Einfluß zu Gunsten des Verbannten.

Prinz Dagobert hört die Fürsprache seiner Gattin ohne irgend welche Auslassung an, dann sagt er ruhig:

„Dir bleibt freie Disposition über deinen weiblichen Hofhalt, Sibylle, meine Offiziere überläßt du wohl mir. — Schicke doch Fräulein von Robbe mit, wenn sie nicht ohne ihren Bruder leben kann.“

Prinzeß ist darüber sehr indigniert und lehnt auch ihrer vertrauten Freundin gegenüber nun jede weitere Einmischung ihrerseits ab, und Erdmann von Robbe hat jetzt recht lange Gelegenheit, sich darüber klar zu werden, daß er am Ende doch die Stellung seiner Schwester überschätzt habe.

Sonst bleibt am Hof zu D. alles beim alten. Die Kluft zwischen dem prinzlichen Ehepaar ist nicht mehr zu überbrücken. Vielleicht wird Prinzeß allmählich unsicher, da nun das stete Schüren und Zutragen der Geschwister Robbe nicht mehr so intensiv wirken kann, Prinz Dagobert hingegen ist enger denn je mit seiner alten Exzellenz Neukirch liiert, dem allein all die Stürme, die über D. hinweggebraust sind, keine Runzel mehr und kein Haar auf dem Haupt weniger verursacht haben.

Die Gesellschaft hat Frau von Bogdanoffs Prophezeiung glänzend gerechtfertigt. — Von allen Seiten wurden den beiden Damen Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbeweise zu teil, die Villa wurde nicht leer von Besuchern.



„Eine erbärmliche Welt!" sagte Maria Paulowna mit Verachtung. „Man muß sie kaufen — so oder so! Wahrer Mut ist nicht in ihr zu finden." — Detlevs und Feras Hochzeit wird ziemlich still gefeiert, entgegen den Erwartungen der D.er Einwohner. Nur eine kleine Gesellschaft ist dazu geladen, unter dieser Eustach von Deuren, der auf Verwendung des Prinzen Dagobert begnadigt worden ist.

Kurz vor Beginn der Trauung erscheint dieser selbst in der Villa mit einem prächtigen Bukett, das er der Braut überreicht.

„Meine besten Wünsche folgen Ihnen beiden," sagt er

herzlich und drückt einen Kuß auf die schöne Hand. „Sie werden das Glück finden und — ich will es Ihnen nicht beneiden, sondern mich daran erfreuen.“ Den Seufzer erstickt der lange rötliche Schnurrbart.

„Obgleich die vielumworbene Fürstin Arbanoff nichts mehr und nichts weniger als einen einfachen Krautjunker mit ihrer Wahl beglückt hat, Hoheit. — In der Tat, Ferra, das bin ich jetzt einzig und allein,“ sagt Detlev scherzend und sieht an seinem schlichten schwarzen Frack herunter.

„Aber hinter dem Krautjunker steht eben Detlev — mein Detlev; vergiß das nie zu erwähnen,“ entgegnete sie mit der alten Schelmerei in Blick und Stimme.

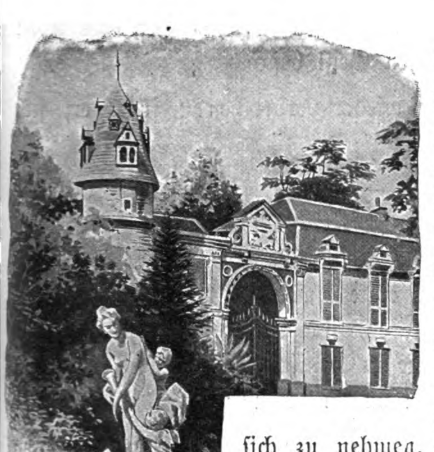
Maria Paulowna ist sehr still und sehr gerührt, sie sieht Ferra sehr, sehr ungern scheiden, die Einsamkeit schreckt sie zum erstenmal in ihrem Leben. In den kleinen schiefgeschlitzten Augen stehen ehrliche Tränen, — obgleich sie das natürlich nie hätte Wort haben wollen, — als sie die Braut umarmte. D. ist ihr gründlich verleidet, sie will auf Reisen gehen.

„Komm mit uns, Mieze,“ bittet Ferra, aber Frau von Bogdanoff schüttelt energisch den Kopf.

„Schrecklicher Gedanke — dritter in einer jungen Ehe zu sein,“ sagte sie energisch und gibt sich den Anschein, als folge sie darin nur einer egoistischen Eingebung. „Übers Jahr vielleicht — ja übers Jahr!“ — —

*　　　*

*



Im nächsten Frühling stehen auf der Terrasse von Schloß Erdenflue drei Personen. Dicht am Geländer, vor sich die rauschenden Wipfel der uralten Bäume des Parks, Detlev und Ferra, im Hintergrund vor einem kleinen Tischchen, eben damit beschäftigt eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen, Maria Paulowna. Sie ist seit einem Monat hier, und es gefällt ihr so gut, daß sie sich alle Morgen eine Moralpredigt hält, die den Zweck hat, ihr eine baldige Abreise als durchaus notwendig erscheinen zu lassen. Freilich — Detlev und Ferra wollen nichts davon hören! Die guten Kinder! — —

„Liebster,“ sagt die junge Gräfin und schmiegt sich an ihren Gatten, nachdem sie ein Blick rückwärts überzeugt hat, daß ihre Cousine anderweitig beschäftigt ist. „Ich möchte dir etwas beichten!“

Detlev lächelt. Er kennt die Gewohnheit seiner Frau. Sie tut nichts, ohne ihn zu fragen, und willig ordnet sie sich seinen Ansichten nachher unter.

Es ist ihr so süß, jemand zu wissen, dem sie blind vertrauen, zu dem sie immer und ewig aufsehen kann. Sie war ja nur eine Frau, ein hilfs- und schutzbedürftiges Geschöpf,

das sich gern von dem stärkeren Mann leiten ließ und selbst keinen starken und herrischen Geist besaß.

„Was hast du denn wieder verbrochen?“ fragt er, sich zärtlich zu ihr beugend.

„Ich bin so glücklich“ — Tränen funkeln in den grünlich schillernden Augen, die sie jetzt zu ihm aufschlägt. „Und wem verdanke ich das alles? Achille Arbanoff doch allein. Was — wo — wäre ich ohne ihn! Da habe ich nun heut nachmittag an ihn geschrieben, ihm das gesagt und ihn eingeladen, uns auf Erdenflue zu besuchen. Der Brief liegt auf meinem Schreibtisch, willst du ihn lesen?“

Detlev antwortet nicht gleich, er sieht hinunter in den Park.

Ferra legt ihm beide Hände auf die Schulter und fährt fort:

„Wenn er nicht kommt, sieht er doch wenigstens meine Dankbarkeit, es wird ihn freuen. Nicht wahr, Detlev?“

Graf Rommingen schüttelt entschlossen den Kopf.

„Nein, mein Lieb,“ sagt er, sein junges Weib an sich ziehend. „Schicke den Brief nicht ab, er kommt niemals in Achilles Hände.“

„Warum nicht! Ist er auf Reisen, dann vielleicht später, aber einmal jedenfalls. Er soll sehen, daß wir seiner gedenken.“

„Achille ist in jenes unbekannte Land gegangen, von wo es keine Wiederkehr gibt.“

„Tot? Mein Gott, tot, und ich weiß nichts davon.“

„Es war sein Wunsch, daß es dir verheimlicht wurde. Er starb damals in D.“

„O Gott!“ ruft sie erschrocken. „Er starb nicht — er wurde getötet! Leroy tötete ihn, — nicht wahr?“

„Du hast recht; er fiel im Duell mit Leroy!“

„Der Abscheuliche!“

„Auch er ist tot, Ferra!“

Sie zittert und lehnt den Kopf an seine Brust, sein Arm umfängt sie zärtlich.

„Nimm dir's nicht so sehr zu Herzen, mein Lieb,“ tröstete er sie.

„Um meinetwillen! Beide um meinetwillen!“ schluchzt sie unter Tränen.

„Armer Achille! Mich machte seine Laune groß und glücklich. Er mußte sie mit seinem Leben bezahlen. Armer Achille!‘

„Weine!“ sagte Detlev, ihre goldnen Locken streichelnd, „deine Tränen ehren dich und ihn.“

Maria Paulowna kommt eiligst herbei, ihr scheint doch irgend etwas nicht geheuer bei dem Ehepaar. Rücksichtslos schleift sie ihre Mechelner Spitzen über den Steinboden. Detlev winkt ihr beruhigend mit den Augen.

„Armer Achille!“ ruft Ferra noch einmal, dann ihre Cousine gewahrend, sieht sie mit tränenumflorten Augen zu ihr hinüber.

„Es bleibt mir ewig ein Vorwurf!“

Frau von Bogdanoff küßt sie herzlich.

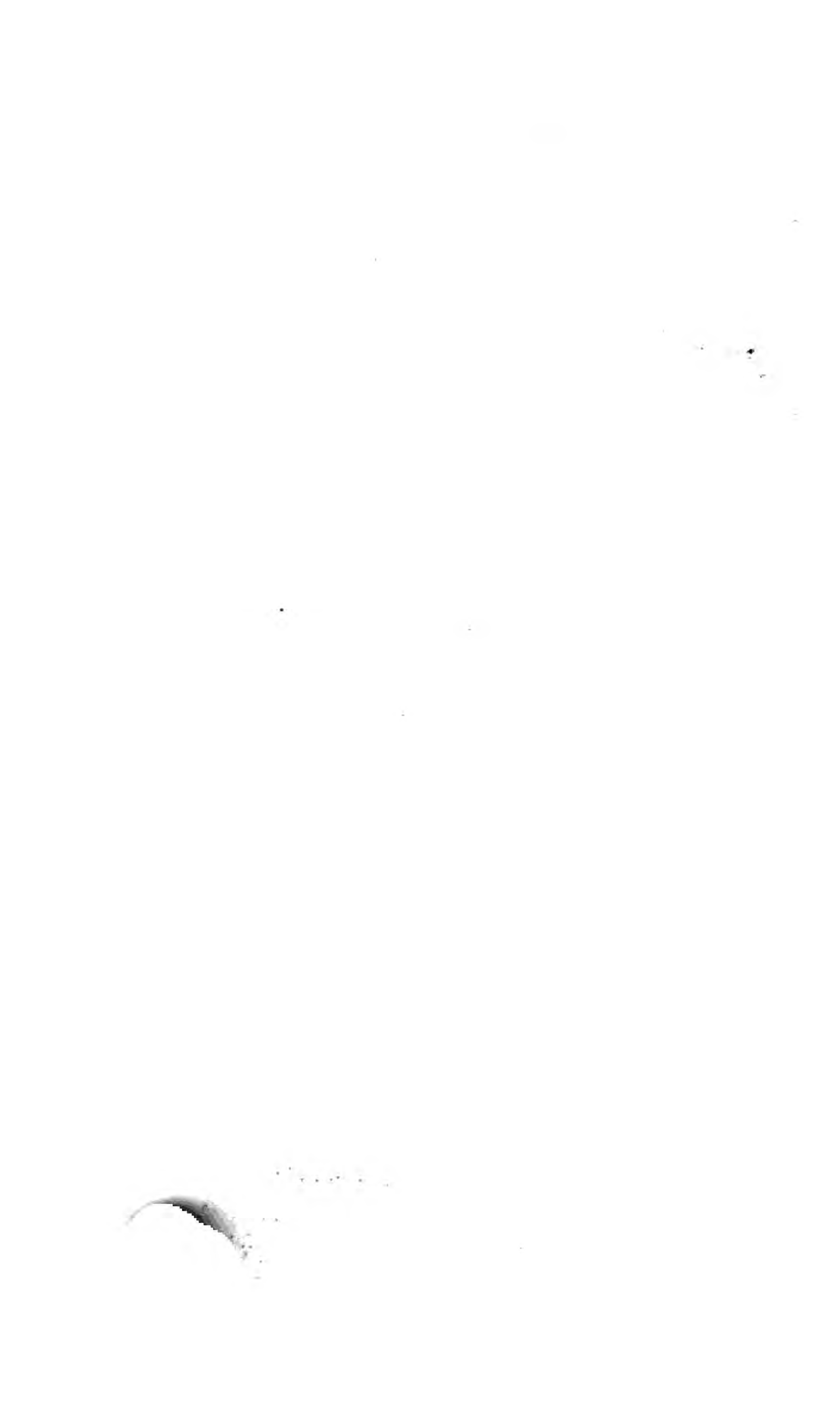
„Unsinn!“ sagte sie rasch. „Wir sind nicht Herren über

die Konsequenzen, die unsre Handlungen nach sich ziehen. Den einen hinauf, den andern herab — das ist Menschenlos. Bewahren wir ihm ein gutes Andenken — es ist mehr, als manch einem zu teil wird.“

„Das will ich!“ sagt Ferra leise, und verständnisinnig drückt Detlev die kleine Hand, die zärtlich in der seinen ruht.



Druck von C. G. Röder G. m. b. H. Leipzig.



Wem solche Sachen gelingen, ist ein Poet von Gottes Gnaden!

So urteilt die Presse über das letzterschienene Werk von Nataly von Eschstruth.

Nataly von Eschstruth

ist die beliebteste deutsche Schriftstellerin!

In Hunderttausenden sind ihre Werke bereits über die ganze Welt verbreitet, und Zuschriften aus allen Erdteilen an die Verfasserin beweisen, mit welcher Freude und mit welch großem Interesse jede ihrer Schöpfungen in dem Leserkreise deutscher Zunge begrüßt wird. Der volle Reichtum ihrer Vorzüge findet sich in jedem ihrer Romane wieder, reizende Kleinmalerei, liebenswürdiger Humor, packende Naturtreue. Die handelnden Personen sind keine blassen Schemen, sondern Wesen, in deren Adern vollgewichtiges Leben pulsiert, die nicht mit sentimentalen geschraubten Worten zu uns reden, sondern menschlich fühlen und menschlich denken. Nataly von Eschstruth's Romane sind Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes, wir brauchen nur an „Gänseliesel", „Hofluft", „Polnisch Blut" und „Jung gefreit" zu erinnern, um in Tausenden von Mädchen und Frauen das Andenken an die genußreichen Stunden bei der Lektüre der Eschstruth'schen Romane wachzurufen. Der Familienlektüre bietet sie den reichsten Schatz, ein besonderer Vorzug der Eschstruth'schen Romane ist deren ungetrübte Reinheit, welche es jeder Mutter gestattet, sie unbedenklich in die Hand ihrer Tochter zu legen; den Roman „Jung gefreit" nennt die öffentliche Kritik „eine Bibel für die heranwachsende weibliche Generation".

3 große goldene Medaillen 

erhielt die Verfasserin für ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

Inhalt der dritten Serie:

Band 1 u. 2:

Gänseliesel.

Roman. Mit 110 Illustrationen von Hans Koberstein.

Band 3:

Der Irrgeist d. Schlosses.

Roman. Mit 50 Illustrationen von C. Münch.

Band 4 u. 5:

Von Gottes Gnaden.

Roman. Mit 100 Illustrationen von A. Mandlick.

Band 6:

Erlkönigin.

Roman. Mit 50 Illustr. von Carl Zopf.

Band 7 u. 8:

Nachtschatten.

Roman. Mit 100 Illustrationen von Prof. Wilh. Claudius.

Band 9:

Potpourri.

Novellen. Mit 75 Illustrationen von C. Münch und F. Bergen.

Band 10 u. 11:

Hazard.

Roman. Mit 100 Illustrationen von A. Wald.

Inhalt der vierten Serie:

Band 1 u. 2:

Die Bären v. Hohen-Esp.

Roman. Mit 100 Illustrationen von F. Schwormstädt.

Band 3 u. 4:

Der verlorene Sohn.

Roman. Mit 100 Illustrationen von Oskar Bluhm.

Band 5 u. 6:

Ungleich — Wolfsburg.

2 Romane. Mit 100 Illustrationen von Adolf Wald u. M. Flashar.

Band 7:

Der Mühlenprinz.

Roman. Mit 50 Illustrationen von M. Barascudts.

Band 8 u. 9:

Am Ziel.

Roman. Mit 100 Illustrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 10 u. 11:

Im Schellenhemd.

Roman. Mit 118 Illustrationen von Fritz Bergen.



Nebenstehende Abbildung zeigt eine vollständige Serie von 11 Bänden in eleganter Kassette.

Preis Mk. 42.—

Als wahrhaft prächtiges Geschenkwerk aufs wärmste zu empfehlen.

Seine Majeſtät Kaiſer Wilhelm II.

geruhte die Widmung des Romans

„Die Bären von Hohen-Esp“

anzunehmen.

Es iſt dies das erſte Mal, daß einem Romanwerk eine ſo hohe Auszeichnung zuteil wurde.

Nataly von Eſchſtruth's

Romane:

	Mk.
*Am See, gebd.	3.75
*Am Ziel. 2 Bde., gebd.	7.50
*Die Bären von Hohen-Esp. 2 Bd., gbd.	7.50
*Comödie. 2 Bde., gebd.	7.50
*Erlkönigin, gebd.	3.75
*Frieden. 2 Bde., gebd.	7.50
*Frühlingsſtürme. 2 Bde., gebd.	7.50
*Gänſelieſel. 2 Bde., gebd.	7.50
*Hazard. 2 Bde., gebd.	7.50
*Hofluft. 2 Bde., gebd.	7.50
*Im Schellenhemd. 2 Bde., gebd.	7.50
*In Ungnade. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der Irrgeiſt des Schloſſes, gebd.	3.75
Jedem das Seine. 2 Bde., gebd.	7.50
*Jung gefreit. 2 Bde., gebd.	7.50
Katz u. Maus. Erzähl. in Verſen, gebd.	3.75
*Der Majoratsherr. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der Mühlenprinz, gebd.	3.75
*Nachtſchatten. 2 Bde., gebd.	7.50
*Polniſch Blut. 2 Bde., gebd.	7.50
*Die Regimentstante. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der Stern des Glücks. 2 Bde., gebd.	7.50
*Ungleich. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der verlorene Sohn. 2 Bde., gebd.	7.50
*Von Gottes Gnaden. 2 Bde., gebd.	7.50
*Wolfsburg, gebd.	3.75
*Zauberwaſſer, geb.	3.—

Novellen:

	Mk.
*Am Ende der Welt, gebd.	3.75
Aus vollem Leben, gebd.	3.75
Heidehexe, gebd.	3.75
Humoresken, gebd.	3.75
*Johannisfeuer, gebd.	3.75
Mondſcheinprinzeßchen, gebd.	3.75
*Potpourri, gebd.	3.75
Scherben, gebd.	3.—
Sonnenfunken, gebd.	3.75
*Spuk, gebd.	3.75
*Sternſchnuppen, gebd.	3.75
Sturmnixe u. andere Dramen, gebd.	3.75
*Verbotene Früchte, gebd.	3.75
*Wandelbilder, gebd.	3.75
*Wegekraut. Gedichte, gebd.	3.—

Die mit * verſehenen Bände ſind zu gleichem Preiſe auch illuſtriert zu haben.

H. Schobert's
(Baronin von Bode)
Illustrierte Romane

2 Serien. Jede Serie ist vollständig in 10 Bänden. Jeder Band kostet geh. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Inhalt der ersten Serie:

Band 1: **Das Kind der Straße.**
Roman mit 70 Illustrationen von Ad. Wald.

Band 2: **Fürstlich Blut.**
Roman mit 56 Illustrationen von M. Barascudts.

Band 3: **Flecken auf der Ehre.**
Roman mit 73 Illustrationen von A. Haushofer.

Band 4: **Deklassiert.**
Roman mit 73 Illustrationen von Ad. Wald.

Band 5: **Künstlerblut.**
Roman mit 70 Illustrationen von R. Gutschmidt.

Band 6: **Auf der großen Landstraße.**
Roman mit 70 Illustrationen von H. Grobet.

Band 7: **Spekulanten.**
Roman mit 60 Illustrationen von M. Flashar.

Band 8: **Moderne Ehen.**
Roman mit 70 Illustrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 9: **Tradition.**
Roman mit 70 Illustrationen von Prof. Georg Koch.

Band 10: **Arme Königin.**
Roman mit 70 Illustrationen von F. Bergen.

Die zweite Serie

ist im Erscheinen begriffen, sie enthält die Romane:

Die Brillanten der Herzogin — Eine verrufene Frau
Gemischte Gesellschaft — Die Kinder der Geschiedenen
Eine Häßliche — Der Platz an der Sonne — Durch eigene
Schuld — Art zu Art — Denn wir sind jung — Ulanenliebe.

Mit mehr als 700 Illustrationen hervor-
:: ragender Künstler der Gegenwart ::

☛ Bis Weihnachten 1907 erscheinen 8 Bände. ☚

Frau Hedwig Schobert (Baronin von Bode) hat es verstanden, sich in wenigen Jahren einen hervorragenden Platz unter unseren Roman-Schriftstellerinnen zu erringen. Ihre Romane: „Das Kind der Straße", „Fürstlich Blut", „Flecken auf der Ehre" und neuerdings „Tradition" und „Arme Königin" haben allgemein das größte Interesse erweckt; einem gleich großen Interesse wird auch die jetzt vorliegende Illustrierte Ausgabe begegnen, in der die gediegensten Werke der bekannten Verfasserin zum Abdruck gelangen, geschmückt mit ca. 700 Illustrationen der hervorragendsten Künstler der Gegenwart.

Die Kritik zählt H. Schobert zu den talentvollsten unserer zeitgenössischen Schriftstellerinnen und ihre Werke zu den besten neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Unterhaltungs-Literatur, die allen vernünftigen Leuten mit Geschmack für eine gesunde geistige Kost sehr zu empfehlen sind.

Max Kretzer's Romane.

Als der Verfasser vor einem Vierteljahrhundert mit dem Roman „Die beiden Genossen" auf den Plan trat, wurde die literarische Welt sehr bald aufmerksam auf dieses bedeutende Talent auf dem Gebiete des großzügigen sozialen Romans. Man hat ihn damals, da die literarische Kritik es liebt, zu etikettieren, als den „Deutschen Zola" bezeichnet, und wenngleich diese Bezeichnung längst nicht in allen Punkten zutrifft, so ist es doch eigentümlich, daß Max Kretzer im Laufe der Jahre eine ähnliche Entwickelung wie Zola durchgemacht hat. Er ist vom rein naturalistischen Romane zum symbolischen Roman durchgedrungen, wie sich das besonders stark in seinem Roman „Das Gesicht Christi" zeigt, der nunmehr schon in vierter Auflage vorliegt. Dies letzte Buch wird von der Kritik eine „Apotheose der ewigen Sehnsucht der Menschheit" genannt, einer Sehnsucht nicht nur nach dem Göttlichen, sondern nach einem Gott, nach einem Schützer und Helfer auf Erden und nach einer ewigen Vergeltung im Reiche der unsterblichen Geister. Jedenfalls zeigt sich in der ganzen langen Reihe der Romane, die Max Kretzer geschaffen hat, stets seine kernhafte Begabung, seine außerordentliche Meisterschaft in der Behandlung des Stoffes und in der Charakteristik der einzelnen Gestalten. In allen seinen Büchern, mögen die Vorwürfe noch so kraß und dunkel sein, mögen die Schicksale der einzelnen Menschen noch so hoffnungslos scheinen, reißt Kretzer die Leser mit sich fort und steht, ein geborener Schilderer, über seinem Stoff. Allenthalben tritt die ganz eminente Erzählerkunst des Autors blendend zutage. Ein Literaturkenner, wie Professor Max Koch, rechnet z. B. „Das Gesicht Christi" zu dem Allerbedeutendsten, was er in deutschen Romanen kennen gelernt, und ruft begeistert aus: „Wenn der Symbolismus so auftritt, dann beuge ich mich ihm!"

Das Gesicht Christi.

Roman a. dem Ende des 19. Jahrh.

4. Auflage.

Mk. 4.—, eleg. gebd. Mk. 5.—.

Dr. P. A. Wolff in einem Essay: „Das ist ein gewaltiges Buch, das nicht kritisiert, sondern genossen sein will, ja mehr als das: es ist eine künstlerische Tat und verdient als solche von der ganzen deutschen Leserwelt gewürdigt zu werden."

Meister Timpe.

Sozialer Roman.

3. Auflage.

Mk. 4.—, eleg. gebd. Mk. 5.—.

Berliner Fremdenblatt: „Nach so vielen faden Orgien des neufranzösischen Naturalismus endlich einmal ein wirklich künstlerisches Werk, voll feinster Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit."

Die zweite Serie

ist im Erscheinen begriffen, sie enthält die Romane:

Die Brillanten der Herzogin — Eine verrufene Frau Gemischte Gesellschaft — Die Kinder der Geschiedenen Eine Häßliche — Der Platz an der Sonne — Durch eigene Schuld — Art zu Art — Denn wir sind jung — Ulanenliebe.

Mit mehr als 700 Illustrationen hervor-
:: ragender Künstler der Gegenwart ::

Bis Weihnachten 1907 erscheinen 8 Bände.

Frau Hedwig Schobert (Baronin von Bode) hat es verstanden, sich in wenigen Jahren einen hervorragenden Platz unter unseren Roman-Schriftstellerinnen zu erringen. Ihre Romane: „Das Kind der Straße“, „Fürstlich Blut“, „Flecken auf der Ehre“ und neuerdings „Tradition“ und „Arme Königin“ haben allgemein das größte Interesse erweckt; einem gleich großen Interesse wird auch die jetzt vorliegende Illustrierte Ausgabe begegnen, in der die gediegensten Werke der bekannten Verfasserin zum Abdruck gelangen, geschmückt mit ca. 700 Illustrationen der hervorragendsten Künstler der Gegenwart.

Die Kritik zählt H. Schobert zu den talentvollsten unserer zeitgenössischen Schriftstellerinnen und ihre Werke zu den besten neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Unterhaltungs-Literatur, die allen vernünftigen Leuten mit Geschmack für eine gesunde geistige Kost sehr zu empfehlen sind.

Max Kretzer's Romane.

Als der Verfasser vor einem Vierteljahrhundert mit dem Roman „Die beiden Genossen" auf den Plan trat, wurde die literarische Welt sehr bald aufmerksam auf dieses bedeutende Talent auf dem Gebiete des großzügigen sozialen Romans. Man hat ihn damals, da die literarische Kritik es liebt, zu etikettieren, als den „Deutschen Zola" bezeichnet, und wenngleich diese Bezeichnung längst nicht in allen Punkten zutrifft, so ist es doch eigentümlich, daß **Max Kretzer** im Laufe der Jahre eine ähnliche Entwickelung wie Zola durchgemacht hat. Er ist vom rein naturalistischen Romane zum symbolischen Roman durchgedrungen, wie sich das besonders stark in seinem Roman „**Das Gesicht Christi**" zeigt, der nunmehr schon in vierter Auflage vorliegt. Dies letzte Buch wird von der Kritik eine „Apotheose der ewigen Sehnsucht der Menschheit" genannt, einer Sehnsucht nicht nur nach dem Göttlichen, sondern nach einem Gott, nach einem Schützer und Helfer auf Erden und nach einer ewigen Vergeltung im Reiche der unsterblichen Geister. Jedenfalls zeigt sich in der ganzen langen Reihe der Romane, die Max Kretzer geschaffen hat, stets seine kernhafte Begabung, seine außerordentliche Meisterschaft in der Behandlung des Stoffes und in der Charakteristik der einzelnen Gestalten. In allen seinen Büchern, mögen die Vorwürfe noch so kraß und dunkel sein, mögen die Schicksale der einzelnen Menschen noch so hoffnungslos scheinen, reißt Kretzer die Leser mit sich fort und steht, ein geborener Schilderer, über seinem Stoff. Allenthalben tritt die ganz eminente Erzählerkunst des Autors blendend zutage. Ein Literaturkenner, wie Professor Max Koch, rechnet z. B. „**Das Gesicht Christi**" zu dem Allerbedeutendsten, was er in deutschen Romanen kennen gelernt, und ruft begeistert aus: „Wenn der Symbolismus so auftritt, dann beuge ich mich ihm!"

Das Gesicht Christi.

Roman a. dem Ende des 19. Jahrh.

4. Auflage.

Mk. 4.—, eleg. gebd. Mk. 5.—.

Dr. P. A. Wolff in einem Essay: „Das ist ein gewaltiges Buch, das nicht kritisiert, sondern genossen sein will, ja mehr als das: es ist eine künstlerische Tat und verdient als solche von der ganzen deutschen Leserwelt gewürdigt zu werden."

Meister Timpe.

Sozialer Roman.

3. Auflage.

Mk. 4.—, eleg. gebd. Mk. 5.—.

Berliner Fremdenblatt: „Nach so vielen faden Orgien des neufranzösischen Naturalismus endlich einmal ein wirklich künstlerisches Werk, voll feinster Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit."

Die Madonna vom Grunewald. Roman.

Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Mit dem scharfen Blick des Diagnostikers und mit den Augen des Dichters hat Kretzer in seiner „Madonna vom Grunewald“ mit alter Meisterschaft und absoluter Lebenstreue einen Stoff behandelt, dessen Eigenartigkeit ebenso überrascht als fesselt. Die ganz eminente Erzählungskunst des Autors tritt hierbei in glänzendster Weise zutage.

Die Buchhalterin. Roman.

2. Auflage. Mk. 5.—, elegant geb. Mk. 6.—.

Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist oft geradezu meisterhaft und ohne süßlich-idealisierende Beigabe, sie ist realistisch im guten Sinne des Wortes. Dieses Urteil gilt ganz besonders für Kretzer's Roman „Die Buchhalterin“, welcher ein Familienroman im besten Sinne des Wortes ist.

Die gute Tochter. Roman.

2. Auflage. Mk. 5.—, elegant geb. Mk. 6.—.

Illustrierte Welt, Stuttgart: „Der Verfasser erweist sich auch in diesem seinem neuesten Werke als ein Talent von unzweifelhafter Begabung. Der Roman fesselt vom Anfang bis zu Ende und darf als einer der psychologisch feinst durchgeführten des Autors der Leserwelt warm empfohlen werden.“

Warum? Roman.

Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Kretzer weiß alles so tief überzeugend, so echt in der Stimmung und mit einem solchen Aufwand fein psychologischer Kunst vorzuführen, daß man nicht anstehen wird, dieses jüngste Buch des Berliner Romanciers seinen Meisterwerken anzureihen und den Verehrern seiner großzügigen Kunstbetätigung aufs wärmste zu empfehlen.

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart.

4. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Neues Wiener Tagblatt: „In seinem neuesten Roman hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor.“

Die beiden Genossen. Sozialer Roman.

4. Auflage. Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

National-Ztg.: „In markigen und ergreifenden Zügen schildert der Verfasser die Gefahr der sozialdemokratischen Agitation für das Glück und Wohlbefinden gerade der Arbeiter und Handwerker.“

Die Betrogenen. Berliner Roman.

5. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Berliner Tageblatt: „Max Kretzer übertrifft an Kenntnis des Berliner Volkes bei weitem alle seine Rivalen: ein starkes dichterisches Talent gesellt sich zu einer scharfen Beobachtungsgabe und eine ungeheuchelte Freude am Sittlichguten läßt ihn die Gefahr eines schmutzigen Naturalismus immer vermeiden.“

Ein verschlossener Mensch. Sozialer Roman.

2. Auflage Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Breslauer Ztg.: „Die Spannung in der Situation vor und nach der Katastrophe bis zur Lösung des Knotens gehört unzweifelhaft zu dem Packendsten, was einem in der Romanliteratur unserer Tage begegnet.“

Des Nächsten Ehre.

Eine Offizierstragödie von Hildegard von Hippel.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Die Umschau: „Hätte die Verfasserin unter diesen Roman „Des Nächsten Ehre“ nicht ihren Namen gesetzt, so würde man den Autor sicher für einen Mann halten: eine großzügige Arbeit, von einer Kraft der dramatischen Gestaltung, wie sie nur einem Künstler allerersten Ranges eigen ist. Die Verfasserin schildert eine „kleine Garnison“, in die ein junger Offizier versetzt ist: von Tornow ist ein großgeistiger Mensch, über die Kleinlichkeiten und Kleinigkeiten des Lebens geht er nicht nur lächelnd hinweg, nein, er versteht sie nicht einmal. Ein Mann wie Tornow muß den Frauen gefallen, und es bedürfte schon eines sehr gewiegten Schiffers, um alle die Klippen zu umfahren, die ihm auftauchen. Sein Vetter und väterlicher Freund, der sehr kluge Hauptmann Meindorf, macht ihn oft genug darauf aufmerksam, wie nötig es sei, auch den Schein zu wahren: Tornow übergeht lächelnd seine Ratschläge. Er fällt im Zweikampf mit seinem Hauptmann, für seinen Vetter und um die Ehre einer Frau zu retten — der Frau des Hauptmanns. Wie das alles kommt, ist so dramatisch geschildert, daß einem das Herz klopft, und dabei so natürlich, so selbstverständlich! Die Verhältnisse in der kleinen Garnison sind prachtvoll gezeichnet, so recht der Boden, auf dem der Klatsch gedeiht, ungemein feinsinnig sind die beiden Frauengestalten gemalt, die Tochter des Oberstleutnants, mit der sich Tornow verlobt hat, und die Frau des Hauptmanns Schern. „Des Nächsten Ehre“ ist ein vollendetes Kunstwerk. — Eine Schriftstellerin, die so hervorragende Proben ihres Könnens abgelegt hat, sollte mit genannt werden, wenn man die besten Namen unserer neuesten Literatur aufzählt“.

Opfer der Tradition.

Roman von A. Häberlin-Meißner.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Die Tradition, die starre, unbeugsame, fordert, und der ihrem Zwange Unterstehende muß sich fügen, selbst wenn es gegen seine eigene tiefinnere Überzeugung ist. In dem vorliegenden Band wird die Duellfrage behandelt. Der Roman ist überaus reich an Handlung und effektvollen Szenen. Infolge der feinen psychologischen Durcharbeitung aller der darin auftretenden Charaktere macht er auf das lebhafteste Interesse des Lesers Anspruch; namentlich in Offizierskreisen und in denen aller akademisch Gebildeten wird der Roman großes Aufsehen erregen.

Münchner Kindeln.

Roman von Anton Freiherr von Perfall.

Elegant gebunden Mk. 5.–.

A. von Perfall führt in diesem Roman dem Leser ein interessantes und farbenprächtiges Stück Münchens vor Augen. Die Presse urteilt darüber:

Berliner Morgen-Zeitung: „In diese farbenprächtige Darstellung mischt sich eine feinabgetönte Schilderung des Kampfes um die Kunst, der in der schönen Isarstadt noch heute fortdauert."

Frankfurter Nachrichten: „Es ist ein großzügiger Roman, den der Leser nicht aus der Hand legen wird, ohne aus der Lektüre für die behandelten großen zeitbewegenden Aufgaben und Fragen mannigfaltige Anregung und lebhaftes Interesse geschöpft zu haben.

Neue Preußische Zeitung: „Durch das ganze Buch geht ein großer packender Zug, der nicht nur die müßige Neugier befriedigt, sondern auch den Leser zwingt, zu den großen zeitbewegenden Fragen Stellung zu nehmen."

Saalburg.

Roman. Zweite Auflage ::: Von Hermann von Randow.

Elegant gebunden Mk. 4.–.

Hamburgischer Correspondent: „Der Roman ist eine Zierde des deutschen Büchermarktes."

Schlesische Zeitung, Breslau: „Dem Verfasser ist es gelungen, anschauliche Bilder römischen und germanischen Lebens aus der seltsam bewegten Zeit des Jahres 255 n. Chr. G. zu zeichnen. Die Ereignisse sind sorgfältig nach guten Quellen geschildert, und der Gegensatz des zuchtlosen, sinkenden Römertums und des kraftvoll aufstrebenden Germanentums, der religiösen Zerrissenheit der Heidenwelt und der Reinheit des werdenden Christentums ist nicht unwirksam dargestellt. Das Buch ist eine interessante und belehrende Lektüre und kann wohl dazu dienen, die Aufgabe zu erfüllen, die der Kaiser bei der Grundsteinlegung der Saalburg zuwies, „zu lehren, wie der Samen römischer Kultur vor allem befruchtend auf Germanien fiel."

Komtesse X.

Roman. Von Heinrich Lee.

Elegant gebunden Mk. 4.–.

Der Salon, Wien: „Dem bekannten Berliner Romancier mit der brillanten Feder ist wieder ein sehr glücklicher Wurf gelungen. Komtesse X ist ein Roman aus der besseren Gesellschaft mit einer ausgezeichneten Charakteristik der Personen, die die wärmste Anerkennung der Kritik verdient. Vor allem bestens gelungen ist die Gestalt der Heldin, um die sich dann die Nebenfiguren lebenstreu gruppieren. – Die sichere, elegante Darstellung gestaltet das Buch zu einer fesselnden Lektüre".

C. G. Röder G.m.b.H., Leipzig.







